Biogr. 831.

D. Wilhelm Münscher's

Lebensbeschreibung

und

nachgelassene Schriften.

Herausgegeben

von

D. Ludwig Wachler

in Breslau.

Frankfurt am Main,

Verlag der Hermannschen Buchhandlung.

1817.

REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die ausgezeichnete liebevolle Achtung, welche dem verewigten Münscher während seines fruchtbar wirkenden Lebens nach Verdienst zu Theil geworden ist, läßt nicht bezweifeln, daß eine Auswahl seiner nachgelassenen Schriften und besonders die fast ganz vollständig von ihm selbst verfaßte Geschichte seines Lebens, den zahlreichen Freunden und Verehrern des für diese und für seine Familie zu frühe Vollendeten willkommen seyn werden.

In Ansehung der Lebensbeschreibung wird bemerkt, daß die eigenen Worte des Verfassers so viel wie möglich beybehalten worden sind; doch ist zum Ueberflusse jedesmal nachgewiesen, wo seine eigene Erzählung anhebet. Die drey Beylagen sind schatzbare Beyträge zur inneren Geschichte der Universität Marburg und zur einzelnen Kenntniß der

neuesten Zeitereignisse, wie sie sich in einem eng begränzten Kreise dem Beobachter darstellten; in den letzteren Beylagen B und C ist fast nichts verändert worden; die erste Beylage mußte der noch Lebenden wegen an vielen Stellen Auslassungen erleiden. Solche Darstellungen sind so äusserst selten und haben, bey aller anscheinenden Kleinlichkeit, für Literaturgeschichte einen so bedeutenden Werth, daß die ihrer Bekanntmachung entgegenstehenden Bedenklichkeiten, nicht gewichtvoll genug befunden werden konnten, um sie zu unterdrücken oder ihre Benutzung einer ungewissen Zukunft zu überlassen. Breslau im Januar 1817.

Der Herausgeber.

Dr. Wilhelm Münscher's

Leben.

Mit drey Beylagen.

Actu vitam metiamur non tempore . . . Laudemus itaque et in numero felicium reponamus eum, cui quantulumcunque temporis contigit, bene collocatum est. Quamdiu sim, alienum est: quamdiu vir bonus sim, meum est. Hoc a me exige, ne velut per tenebras aevum ignobile emetiar, ut agam vitam, non ut praeteroehar. Quaeris quod sit amplissimum vitae spatium? usque ad sapientiam vivere. Qui ad illam pervenit, attigit non longissimum finem, sed maximum.

Seneca Epist. XCIII.

I.

Wilhelm Münscher wurde den 15ten des Monats März im Jahre 1766 zu Hersfeld gebohren. In dieser alten, einst blühenden, auch jetzt noch bedeutenden Stadt Hessen's lebte sein Vater Philipp Georg Münscher als Metropolitan und erster Prediger, ein rechtlicher, milder Mann; Naturanlagen und kindliche herzliche Frömmigkeit hatten ihn gegen alle heftige Leidenschaften verwahrt; Ruhe und Heiterkeit waren in Gesichtszügen und im ganzen Wesen ausgedrückt. Er hatte sich in höheren Jahren zum drittenmale verheirathet mit Katharina Elisabeth, der Tochter des, um Einführung und Begründung des wissenschaftlichen Studiums der armenischen Sprache und Litteratur verdienten, Marburger Professor's Johann Joachim Schröder, der Wittwe des auf derselben Universität 1758 verstorbenen Professors Johann Nicolaus Funk. Das erste Kind aus dieser glücklichen Ehe war Wilhelm.

Wie es bey Geschäftsmännern oft zu seyn pfleget, der Vater konnte sich der häuslichen Erziehung seiner Kinder nicht gehörig annehmen und überlies dieselbe der Mutter, einer frommen, verständigen, entschloßnen Frau, welche dieses, ohnehin für des schon alternden Biedermannes überall vorherrschende Güte und Nachsicht wenig geeigneten und durch solche Eigenschaften selbst im Erfolge gefährdeten Geschäftes mit Liebe, Kraft und Einsicht wahrnahm. Zwar wußte sie nichts von Erziehungswissenschaft, denn damals war das weibliche Geschlecht in Hinsicht auf Geistesbildung sich meist selbst überlassen und erwuchs in der Schule sittsamer häuslicher Umgebung, frommen Beyspiels und herkömmlicher Arbeitsamkeit; aber sie hatte, was sonst meist die Frucht solchen einfach-reichen und anspruchlos-thätigen weiblichen Stillebens war, tüchtigen Hausverstand, richtiges Gefühl für das Gute und Wahre, festen sittlichen Willen und übte also die Grundsätze der Kinderzucht mit immer gleicher Freudigkeit und Nachdrücklichkeit aus. Sie wachte allzeit über der Kinder Treiben und Thun, Beschäftigungen und Spiele, Umgang, Reden, Sitten und Gewohnheiten. Ihre Ermahnungen und Winke wurden mit Ehrerbietung aufgenommen, ihre Befehle auf der Stelle befolgt.

Der frühere Unterricht des von erster Kindheit an lebendigregsamen, wißbegierigen und für Belehrung empfänglichen Knaben war dürftig; weder Hauslehrer, noch der Besuch der sehr mittelmäßigen Stadtschule förderten eine angemeßene Entwickelung der sich bald in einzelnen Aufstrebungen ankündigenden geistigen Anlagen. Der Vater lies sich angelegen seyn, die nur allzu sichtbaren Lücken auszufüllen und der immer dringender sich äußernden Wißbegierde Uebung und Nahrung zu ge-

ben. Er hatte weit mehr Kenntnisse, als viele andere Prediger, welche nur ein Amt und sicheres Auskommen gewonnen zu haben brauchen, um alles Studiren, oft sogar die äußere Achtung dafür, aufzugeben; auch besaß er eine nicht unbeträchtliche Büchersammlung und wußte sie zu brauchen. Er erzählte dem um Beschäftigung verlegenen Knaben Geschichten, welche die ganze Aufmerksamkeit deßelben anzogen, mannigfaltige Fragen veranlaßten und Stoff zur Unterhaltung darboten; und, was mehr war, er flößte ihm Neigung zum Lesen ein. Im achten Jahre las der Knabe die teutsche Uebersetzung von Josephus jüdischer Geschichte mit großem Eifer und äußerte wiederhohlt den, auch späterhin fest gehaltenen Wunsch, Professor zu werden. Freilich eine natürliche Folge täglicher Gespräche in diesem Familienkreise, da die Mutter Tochter eines berühmten Universitätslehrers, Schwester von vier *) geachteten Professoren war und vorher mit einem Professor verheirathet gewesen war.

Im neunten Jahre wurde der Knabe in das vaterstädtische Gymnasium aufgenommen, welches damals mit Recht als blühende Unterrichtsanstalt gelten konnte. Schirmer, Rektor und zugleich Inspector der Hersfelder Dioces, war vom regesten Eifer für Vervollkommnung der Schule beseelt und kannte keine höhere Freude, als zur Bildung tüchtiger Schüler mitzuwirken; und er durfte stolz darauf seyn, daß ihm dieses so oft gelang Seine Aufsicht beschränkte sich keineswegs blos auf die

*) Nicolaus Wilhelm, deßen hebräische Sprachlehre noch immer als eine der besten gilt, starb als Professor zu Leiden 1798; Ludwig Conrad, der in Meusel's Lexikon fehlt, zu Gröningen 1801; Johann Wilhelm, Orientalist, zu Marburg 1793; und Philipp Georg, ein treflicher Mediciner, zu Göttingen 1772.

Kenntnisse der Zöglinge, sondern er beachtete auch sorgfältig ihre Sitten und es lag ihm eben so viel daran, diese rein zu erhalten, als den Reichthum an jenen zu fördern. Er gab zum lateinischen Style gute Anweisung, obgleich der seinige schwerfällig war; er führte die Auslegung griechischer Profanscribenten in das Gymnasium ein, wo vorher nur das Neue Testament gelesen worden war, und lies in den untern Claßen Aesop's Fabeln und Aelian's Erzählungen, in den oberen eine Auswahl aus Plutarch's und Isokrates Schriften, zuletzt auch den Homer übersetzen. Sein sorgfältiger Religionsunterricht würde fruchtbarer gewesen seyn, wenn nicht zu viele theologische Gelehrsamkeit eingemischt worden wäre; in den obern Claßen wurde die Septuaginta übersetzt und mit dem hebräischen Texte verglichen. Für die Selbstthätigkeit der Schüler war vielfach gesorgt; sie mußten oft Aufsätze, Abhandlungen, Briefe in lateinischer, bisweilen auch in teutscher Sprache verfertigen und der Rector sahe diese Arbeiten mit Sorgfalt durch, verbesserte und begleitete sie mit seinen Bemerkungen. Mit dieser musterhaft unermüdeten Thätigkeit in seinem Amte, würde er ein vollkommener Schulmann gewesen seyn, wenn er mehr Geschmack und weniger Vorliebe für kleinliche Förmlichkeiten, die nur im seltensten Falle zum Wesentlichen gehörten oder vielmehr dahin einzugreifen schienen, gehabt hätte.

Der Conrector Limberger, welcher bald (den 24sten April 1777) starb und durch deßen Tod das Gymnasium nichts verlohr, war arm an Kenntnißen, ohne Pflichtgefühl und ohne Eifer für sein Amt. Sein Unterricht war durchaus erbärmlich, er mochte das Neue Testament oder einen lateinischen Schriftsteller übersetzen oder Regeln aus Golius griechischer oder aus der Märkischen lateinischen Grammatik auswendig lernen laßen,

Sein Amtsnachfolger W. Endemann, bisher dritter Lehrer, hatte zuviel Ernsthaftigkeit oder eigentlich Zurückgezogenheit und abstoßende Trockenheit in seinem Betragen, um der Schüler Zutrauen gewinnen zu können; und sein Unterricht zog eben so wenig an; die hebräische Sprache verleidete er durch lästigen Mechanismus. Am nützlichsten wurden für manche beßer gestimmte Schüler und unter diesen auch für Wilhelm Münscher, seine Vorträge über Philosophie und Mathematik; diese lehrten geometrische Beweise in förmliche Schlüße übersetzen, und bahnten den Weg zum Selbstdenken und zur logischen Praxis.

Krause, seit kurzem vierter Lehrer, rückte nach Limberger's Tode in die dritte Stelle ein und wirkte sehr wohlthätig auf die geistige Bildung Münscher's, den er vorzüglich liebte, und durch vertrauteren Umgang auszeichnete; er lies sich oft von ihm auf seinen Spaziergängen begleiten und wurde ihm durch Unterredungen nützlicher, als durch eigentlichen Unterricht. Des aufstrebenden Knaben Sehnsucht nach historischen Kenntnißen wurde befriedigt, sein Schönheitssinn geweckt und geübt; und so wie des Wißens Stoff sich vermehrte und die Betrachtungsweise fester und eigenthümlicher zu werden anfing, nahmen auch Darstellung und Schreibart in der Muttersprache mehr Bestimmtheit und Richtigkeit an. Dieser wackere Mann, dem nichts als Körperkraft und Gemüthsheiterkeit fehlte, um ein vortreflicher Lehrer zu seyn, wurde seinem jugendlichen Freunde durch einen allzufrühen Tod entrissen.

Zu diesen Lehrern, welche Münscher bey seinem Eintritte in das Gymnasium fand, kamen mehrere hinzu. Stirn wurde vierter Lehrer und versprach viel zu leisten, als er sehr jung vom Tode weggerafft wurde. Sein Nachfolger Quentel füllte seine Stelle nicht aus;

vielleicht würde er ein ganz nützlicher Prediger geworden seyn; zum gelehrten Schulmanne fehlten ihm die erforderlichen Vorkenntniße. Manche Blößen, welche er bald nach Antritt seines Amtes gab, entzogen ihm Achtung und Vertrauen; die beßern Köpfe und zu diesen gehörte Münscher, glaubten nichts von ihm lernen zu können, weil sie vieles beßer, als er, zu wißen vermeinten.

Ein weit anderer Mann war Schüler, nachher Metropolitan in Spangenberg, der an Krause's Stelle kam. Nicht leicht verstand Jemand beßer als er die Kunst, sich zugleich Liebe und Achtung zu erwerben. Ohne gerade besonders zum Schulmann vorbereitet zu seyn, bildete er sich dazu mit überraschender Geschwindigkeit und unverkennbar glücklichem Erfolge. Münscher genoß dieses ihm späterhin stets theuer gebliebenen Mannes Unterricht nicht lange, verdankte jedoch demselben seine Bekanntschaft mit Horatius und mit der englischen Sprache.

Zu Hause wurde von dem selten hinreichend beschäftigten und bald sehr leicht und schnell arbeitenden Gymnasiasten Alles gelesen, was ihm vorkam, Gutes und Schlechtes, Ernstes und Kurzweiliges; alle historische Schriften, welche aufgetrieben werden konnten, auch die gemeinsten Compilationen; daneben Romane und Endemann's Institutionen der Dogmatik, welche in jener Zeit vielen Beyfall fanden und von dem künftigen Theologen früher, als nöthig und rathsam war, dem Gedächtnisse einverleibt wurden.

Nachdem der Jüngling sechs und ein halb Jahre das Gymnasium besucht hatte, beschlossen die Eltern ihn im Herbste 1781 die Universität Marburg beziehen zu lassen. Nicht allein wünschte der hochbejahrte Vater wenigstens den ältesten Sohn dem Versorgungsziele näher

gebracht zu sehen; sondern auch des Sohns Verhältnisse auf dem Gymnasium machten eine Ortsveränderung nothwendig. Lehrer-Beyfall und wiederhohlte Auszeichnungen vor allen Mitschülern hatten seine Eitelkeit auf ungebührliche Weise gesteigert. Inspector Schirmer, sonst ziemlich haushälterisch im Loben, gab ihm gewöhnlich die lateinischen Ausarbeitungen ohne Verbesserungen mit darauf geschriebenen Beyfallsworten zurück; die anderen Lehrer stellten ihn oft als Muster der Nachahmung auf und wußten den Stolz auf solch' einen Zögling auch ihm kaum zu verbergen. So erwachte unzeitige und, wie immer, nicht ganz gutartige Selbstzufriedenheit; die Lehrstunden, in denen freilich manches Bekannte vorkam, wurden versäumt; und so schien es allerdings rathsam, dem minder geregelten Leben eine neue und strengere Richtung zu geben. Obgleich nicht viel über 15 Jahre alt hatte Münscher doch Vorkenntnisse genug, um Vorlesungen auf einer Universität zu benutzen: aber desto mehr fehlte es ihm an Reife und Selbstständigkeit des Geistes; sein Eifer für Wissenschaften war groß und lebendig, aber weder besonnen noch lauter; und selbst dem Fleiße gebrachen Ordnung und Ausdauer. Die Nachtheile vorzeitigen Universitätenbesuches lassen sich oft kaum berechnen; eine vorschnell angekünstelte, nicht aus dem Gefühle eigener Kraft erwachsene Männlichkeit ist vielleicht eben so verderblich, als eine wenigstens im Inneren zu lange bewußtlos genährte und durch sogenannte Freyheit begünstigte Knabenhaftigkeit. Auf reich besetzten Hochschulen ist doch wohl Sättigung und Anreiz der Wißbegierde von außen zu erwarten; aber die Gefahr wird augenscheinlicher, wenn der Jüngling, ermangelnd eigenen festen Willens, ohne treuen Führer und freundlich-ernsten Rathgeber, in einen ziemlich dürftig ausgestatteten Lehrerkreis tritt, dergleichen Marburg damals

hatte. Wirklich ist es Glück und Ausnahme von der Regel zu nennen, wenn unter solchen Umständen ein Jüngling in der Art gedeihet, daß er durch geistige Selbsthülfe sich nicht allein zur Brauchbarkeit im Geschäftsleben, sondern selbst zum Ruhme gründlicher und fruchtbarer Gelehrsamkeit erhebt.

Münscher hörte im ersten halben Jahre bey Professer Bering Logik mit ungetheilter Aufmerksamkeit und wendete auf Wiederholung dieser durch seine Vorkenntnisse ihm wichtig und folgenreich erscheinenden Vorlesungen beharrlichen Hausfleiß. Die von J. W. Schröder gelehrten Anfangsgründe der Hebräischen und griechischen Sprache gewährten fast keinen Vortheil weiter, als daß durch eigenen Gebrauch eine genauere Bekanntschaft mit N. W. Schröder's hebräischer Sprachlehre geschlossen wurde. Viel Zusagendes hatte Pfeifer's Erklärung der beiden Briefe an die Korinthier. Curtius Vorlesungen über die Europäische Staatengeschichte waren hauptsächlich für das Gedächtniß berechnet. — So wurde also das Universitätsleben ohne folgerichtigen Studienplan eröffnet und überdieß von dem mit den Forderungen seines neuen Berufes unbekannten Jüngling die nachher beybehaltene üble Gewohnheit angenommen, sich weder auf Vorbereitung noch auf Wiederholung der Vorlesungen einzulassen, wenn ihn nicht, wie bey der Logik, eigenes dringendes Bedürfniß des Geistes dazu trieb. Alles, was nicht während des Hörens aufgefaßt und festgehalten wurde, ging für ihn verlohren. Die häusliche Thätigkeit bestand im Lesen von vielerley Schriften ohne strengere Auswahl und ohne nähere Beziehung auf dermaligen Studienkreis; etwas mehr Berührung mit diesem hatten die bald in teutscher bald in lateinischer Sprache geschriebenen Aufsätze, wodurch auch die selbstständige geistige Fortbildung unstreitig gefördert wurde.

In dem zweyten halben Jahre hörte Münscher exegetische Vorträge über den Brief an die Römer und über die Psalmen; jene bey Pfeifer, diese bey Endemann. Endemann war eben damals auf die Universität gekommen, hatte sich in der Wolfischen Periode gebildet und, was Sitte derselben war, das Sprachstudium vernachläßigt. In späteren Jahren suchte er zwar das Versäumte nachzuholen; allein es fehlte ihm an feinerem exegetischen Gefühl, an gründlicher Spracheinsicht und an Bekanntschaft mit den dem Hebräischen verwandten Dialekten. Daher hatten seine exegetischen Vorlesungen immer viel Mageres und Unbefriedigendes. Uebrigens war dieser Mann ehrwürdig durch edle Gesinnung; bey aller Ungeschmeidigkeit im Umgange schimmerte seine Rechtlichkeit überall durch. Er dachte selbst und trug nie Bedenken, bey eingetretener richtigerer Erkenntniß und mit Besonnenheit umgestalteter Ueberzeugung, vorher behauptete Meinungen aufzugeben und zurück zu nehmen. Nur dahin gelangte er nicht, und es wäre freilich von einem bejahrten und sich eines gewissen äußeren theologischen Ansehens erfreuenden Manne viel gefordert gewesen, die ersten Gründe seines theologischen Systems einer wiederholt strengen Prüfung zu unterwerfen. Da er diese Grundlage für unerschütterlich und unbestreitbar hielt, so urtheilte er nicht ohne Heftigkeit über diejenigen, welche von einer andern, als der seinigen, ausgingen, und kam oft mit Unrecht in den Verdacht der Unduldsamkeit und halsstarriger Altgläubigkeit. Auf seine Vorlesungen verwandte er gewissenhaften Fleiß; ausgebreitete Belesenheit und historisch-gelehrte Ausstattung gaben dem von ihm bearbeiteten Stoffe immer einigen Werth; seine Sprache war, bey aller Trockenheit und Einförmigkeit, herzlich. Nur ermangelte er im Sprechen und Schreiben alles Schönheitssinnes und konnte

demnach auf allgemeineren, bleibenden, günstigen Eindruck bey Lesern und Zuhörern keine Ansprüche machen. Er hatte für Münscher Neigung gefaßt und ermunterte ihn zum fleißigen Arbeiten, damit er sich einst dem akademischen Lehramte widmen könne. Fast bedurfte es für diesen solcher Zureden nicht; denn der im Knabenalter schon erwachte Wunsch stand immer vor seiner Seele. — Pfeifer hatte unter Michaeli's studirt und sich mit den Ernesti'schen Grundsätzen der Bibelauslegung vertraut gemacht; diese brachte er mit Geschmack in Anwendung und trug zum richtigeren Verstehen des N. Testaments kräftiglich bey. Nur die Weitläufigkeit seines Vortrags, das Aufhalten bey Kleinigkeiten und häufige Wiederholung des Bekannten verleideten seine exegetischen Vorlesungen dem ungeduldigen und für Höheres empfänglichen Münscher. Dagegen wurde dieser durch reichhaltige historische und litterarische Bemerkungen, Früchte einer genauen und vielumfassenden Bekanntschaft mit der neueren Litteratur, zu den Pfeifer'schen Vorlesungen über Dogmatik und Moral hingezogen, obgleich der Vortrag mehr populär als systematisch war, selten tief eindrang und sich auf Andeutungen und Winke beschränkte; vielleicht zum Theile aus Besorgniß, nichts Abweichendes von herkömmlichen Lehrsätzen laut werden lassen zu wollen. Auf allen Fall leistete dieser allgemein verehrte Mann in seinem Wirkungskreise ungemein viel Gutes und verdiente die Segnungen, welche dankbare Schüler dem früh Vollendeten als frommes Todtenopfer darbrachten. — Von Schröder's Unterricht im Syrischen und Chaldäischen haftete wenig; nicht viel mehr von Curtius Vorlesungen über die Kirchengeschichte; in welchen Thatsachen genau und sorgfältig aufgestellt wurden, ohne in den Geist derselben und ihres Zeitalters einzudringen. Entscheidenden Einfluß auf Münscher's

Denkart und wissenschaftliche Richtung hatten Bering's Vorlesungen über Metaphysik. Diese Wissenschaft war damals in sehr schwankendem Zustande und der noch nicht ganz in ihr einheimische Lehrer hatte viel darüber gelesen, aber seine Vorstellungen nicht streng geordnet; als erklärter Determinist weckte er in des Jünglings Seele manche Zweifel gegen bisher für unantastbar und beynahe heilig gehaltene Sätze; und gab zum Nachlesen Eberhard's Apologie des Sokrates. Die bisherige religiöse oder sittlich-theologische Denkart des fast Sicheren wurde in ihren Grundfesten erschüttert. Der Glaube an Untrüglichkeit der schon auf dem Gymnasium gelesenen und eingelernten Institutionen Endemann's ward untergraben und die meist aus den ersten Bänden der von Köster zu Gießen herausgegebenen Religionsbegebenheiten geschöpfte Abneigung gegen die theologischen Neuerer überwunden. Es reichte eigenes Nachdenken und Anwendung erworbenen fremden Wissens nicht hin, um Einwendungen gegen den alten Glauben, wie sie jetzt feindselig sich auflehnten, zu widerlegen. Ein fast leidenschaftlicher Untersuchungstrieb war angeregt und es wurden nun Versuche gemacht, sich eigene Vorstellungen zu bilden und zu begründen. Eine Abhandlung über die Erbsünde beschäftigte den jungen Forscher anhaltend und es gereichte ihm späterhin zu großer Freude, als er ähnliche Vorstellungen, auf welche er damals gerathen war, in Jerusalem's Betrachtungen wieder fand. Dieser Zustand des Zweifelns und Suchens erhielt neue Befestigung in dem unter Bering's Leitung bestehenden Disputatorium; die Gewohnheit, Zweifel aufzusuchen und zu lösen, lehrte selbst denken und Sätze von mehr als Einer Seite ansehen. Ein anderer kleiner Freundekreis versammelte sich wöchentlich, um theologische Gegenstände zu verhandeln, und war für reifere Entwickelung

selbstständiger Ansichten von erfreulichem Erfolge. Münscher setzte mannigfaltige Leserey mit immer gleicher Aemsigkeit fort und arbeitete Abhandlungen aus; unter andern versuchte er ein System der natürlichen Theologie aufzustellen; aber seine Kräfte waren dem Unternehmen nicht gewachsen; es mußte aufgegeben werden.

Den folgenden Winter (178 2/3) wurde die Kirchengeschichte bey Curtius fortgesetzt und daneben mit grösserer Befriedigung Mosheim's Lehrbuch und die ersten Bände der Cramer'schen Fortsetzung des Bossuet'schen Werkes gelesen. Das Studium der arabischen Sprache unter Schröder's Anleitung und Waldin's Vorlesungen über die Naturlehre gewährten geringen Nutzen; es bleibe dahin gestellt, ob durch Schuld unlöblicher Lehrweise oder der Unachtsamkeit des Zuhörers. Ersprießlicher waren Pfeifer's Vorträge über christliche Sittenlehre und Endemann's Polemik; die letztere wurde von Münscher zu Hause ausgearbeitet und mit den bey'm Lesen gesammelten Zusätzen vermehrt. — Zwey Bücher, welche dem seines Faches schon kundiger gewordenen Jünglinge jetzt in die Hände fielen, griffen in seine akademische Bildung tief ein und hatten auf seinen wissenschaftlichen Charakter entscheidenden Einfluß; es waren Michaelis Einleitung in das N. T. und Döderlein's größere Dogmatik. Die erstere war mit einer unzähligen Menge neuer und für das theologische Studium in seinem ganzen Umfange folgenreicher Kenntnisse ausgestattet; aber ungleich bedeutender wirkte die zweyte. Der angenehme, wenn auch zu gekünstelte Döderlein'sche Styl zog an; die Fülle historischer und litterärischer Scholien befriedigte die Wißbegierde; die freyere und billigere Denkart, das Bemühen, zwischen Altem und Neuem die Mittelstraße zu halten, die geschickte Beseitigung mancher Schwierigkeiten, die wenigstens

scheinbare Aufhellung vieler Dunkelheiten, und die zahlreichen exegetischen Erläuterungen überraschten durch Mannigfaltigkeit, unterhielten durch angenehmen Wechsel und genügten durch Anstrich von tiefer Gelehrsamkeit, wie sie nicht oft dargeboten wird. Zwar erfolgte nichts weniger als blinde Hingebung an des neuen Führers Ansehen; viele seiner Behauptungen wurden angefochten und in Zweifel gezogen; aber um das Ansehen der Endemann'schen Schriften und Vorlesungen war es geschehen; jene wurden nur des Examens wegen bisweilen in die Hand genommen, diese immer nachläßiger besucht.

In das vierte halbe Jahr fielen Endemann's Vorlesungen über die Moral, aus denen nicht viel erobert wurde, und Pfeifer's Dogmatik. Robert's Naturrecht befruchtete das Gemüth mit einigen Vorstellungen und Ahndungen, deren Werth erst späterhin verstanden wurde. Unglücklicher Weise nahm Münscher's Lesewuth jetzt eine verkehrte Richtung; es war eine Leihbibliothek angelegt worden und enthielt eine Legion von Romanen, welche ohne Auswahl durchgearbeitet wurden. Das Lesen einiger historischer Schriften war ein geringes Gegengift gegen das Uebermaaß unverdaulichen Genusses.

Im fünften halben Jahre wurden sämmtliche Vorlesungen von Münscher mit großen Unterbrechungen oder gar nicht besucht. Begreiflich und verzeihlich war das in Ansehung der Moral bey dem eben so gutmüthigen als beschränkten Coing und der Kirchengeschichte, welche der vielwissende und von gelehrter Belesenheit strozzende Haas so verworren und langweilig vortrug, daß auch der geduldigste Fleiß ermüden mußte. Weniger haltbar mochten die Gründe seyn, aus welchen Pfeifer's Pastoraltheologie und Polemik aufgegeben wurden. Die meiste Beharrlichkeit fand in Endemann's dogmatischen Vorlesungen statt; nur das Examinatorium

darüber konnte wegen bald eingetretener unangenehmer Reibungen über dogmatitische Meinungen, in welchen weder Lehrer noch Schüler nachgeben wollte, nicht beybehalten werden.

Es hatte sich der vielleicht nicht ganz eitle Wahn um diese Zeit Münscher's bemächtigt, daß er der Vorlesungen, in denen gar'zu viel Bekanntes und von ihm schon tiefer und fester Gefaßtes vorkam, entbehren könne. Er arbeitete für sich, las fleißig die Bibel in den Grundsprachen, verdeutlichte sich das System der Glaubenslehre nach innerem Zusammenhange und ergänzte seine historischen Kenntnisse. Dabey ließ er sich einen zwiefachen Fehler zu Schulden kommen. Sein Fleiß war nicht gleichmäßig geordnet; Wochenlang wurde mit oft übermäßiger Anstrengung studirt und dann geraume Zeit müßig gegangen oder mit Nebendingen hingebracht. Dazu gesellte sich ein abentheuerlicher Einfall, der für die Gesundheit des ohnehin nicht körperlich-starken und durch ungewöhnlich schnelles Wachsthum angegriffenen Jünglings sehr nachtheilige Wirkungen hätte haben können. Er wollte gerne möglichst viel und mehr als Andere lernen, ohne fleißig zu scheinen; in den Tagesstunden ging er umher, nahm an Lustbarkeiten, Zerstreuungen, Fechtübungen und Händeln Theil, versäumte die Vorlesungen und spielte den Burschen; des Abends und Nachts arbeitete er desto eifriger. Sein Hauswirth, Professer Haas, ein an pünktliche Ordnung gewöhnter Mann, hielt ihn für roh und ganz mißrathen, wollte gar nicht glauben, daß ein solcher Mensch sich examiniren lassen könne, meynte gewiß zu seyn, daß er abgewiesen werden müsse, und vermochte kaum zu begreifen, wie es zugegangen sey, als dieses nicht geschah.

Das Examen vor der theologischen Facultät, deren Decan Endemann war, erfolgte im Junius des

Jahrs 1784; ungetheilter Beyfall wurde dem Geprüften zu Theil. Die Mitglieder der Facultät hätten ohne Verletzung der Gerechtigkeitspflicht, dem, wie er Gottlob bald selbst erkannte, auf dem Wege zur Anmaaßung begriffenen Jünglinge keine heilsamere Wohlthat erzeigen können, als wenn sie ihn hätten fühlen lassen, wie viel ihm noch fehle und wie viel besser die Universitätsjahre von ihm hätten benutzt werden sollen. Statt dessen wurde er mit Lobeserhebungen überhäuft. Da er mit vieler Fertigkeit lateinisch sprach, und so viel Gewandheit des Geistes, auch hinreichendes Selbstvertrauen besaß, um über keine Frage in Verlegenheit zu gerathen; da er die Glaubenslehre selbst durchdacht und die Bibel mit Aufmerksamkeit gelesen, auch mannigfaltige historische und litterärische Kenntnisse sich zugeeignet hatte; so mochte er allerdings kein ungünstiges Zeugniß verdienen. Aber gewiß wären durch schärfere Prüfung, welche gegen bessere Köpfe und rascher vorgeschrittene Studirende unerlaßliche psychologisch-ethische Pflicht ist, Lücken und Mängel genug offenbar worden. Es würde sich gänzliche Unwissenheit in den eigentlichen Pastoralwissenschaften, philologische Ungründlichkeit im Hebräischen, Flachheit in der Sprachkenntniß des N. T., Unsicherheit in der theologischen Sittenlehre, auch wohl mancher Selbstbetrug in der Glaubenslehre gezeigt haben. So blieb es nun dem in das Geschäftsleben übertretenden jungen Manne überlassen, diese Unvollkommenheiten und wissenschaftlichen Gebrechen selbst zu entdecken und nach Kräften ihnen abzuhelfen; es waltete ein freundliches Geschick über sein inneres Seyn und Streben, daß er aus dem Zustande der Sicherheit erwachte, nicht stehen blieb, wie es Vielen begegnet, die zur Unzeit gelobt werden, sondern die Nothwendigkeit und heilige Pflicht anerkannte, weiter fortzuschreiten, das Halbe zu ergänzen und nach dem

zu trachten, was er nur im Helldunkel als sein Ziel ahndete. Vor der Abreise von Marburg gab ihm der wackere Pfeifer den angemessenen und im Erfolge gerechtfertigten Rath, sich fleißig mit der griechischen claßischen Litteratur zu beschäftigen; während der Universitätsjahre war hierin nichts geschehen, und also natürlich Rückgang eingetreten.

II. Leben in Hersfeld. *)

Ich kam nach Hersfeld zurück mit der Hoffnung, daß meine Aeltern mir erlauben würden, die Universität Göttingen noch zu besuchen, um daselbst Philosophie, Mathematik, Geschichte und Philologie mit der größten Anstrengung zu studiren. Allein dieser Lieblingswunsch meines Herzens blieb unerfüllt. Mein Vater war alt, und vermochte nur mit Mühe seinem Amt vorzustehen. Er bedurfte Unterstützung, und wünschte diese am liebsten von seinem Sohne zu erhalten. Vielleicht, oder vielmehr gewiß hätte ich durch Bitten meines Vaters Absichten umändern können; allein ich sah ein, daß mein Vater die gerechtesten Ansprüche auf mich habe, und opferte meine Wünsche den seinigen auf. Den übrigen Theil des Sommers beschäftigte ich mich mit den theologischen Wissenschaften, und reiste im December 1784 nach Cassel, um mich von dem damaligeu Superintendent Ungewitter tentiren zu lassen. Ich war glücklich genug, diesen gelehrten, und dabey sehr eigensinnigen Mann zu befriedigen, und von ihm ein äusserst schmei-

---

*) Jetzt folget Münscher's eigene Erzählung wörtlich. Wo dieselbe aufhört, soll es bemerkt werden.

chelhaftes Zeugniß zu erhalten; worauf ich unter die hessischen Candidaten aufgenommen wurde.

Schon vorher hatte ich angefangen, mich im Predigen zu üben. Ohne die Regeln der Homiletik zu kennen, suchte ich mich nach bewährten Mustern zu bilden, vornehmlich nach Sack, Mosheim, Spalding und Zollikofer. Ich möchte eben keinem angehenden Prediger rathen, Muster von so verschiedener Art nachzuahmen. Nach meiner Rückkehr von Cassel predigte ich auf einen Sonntag in der Stadtkirche, und fand mit meiner sehr lauten Stimme vielen Beyfall. Wenn ich mir noch meine ersten Predigten in das Gedächtniß zurückrufe; so muß ich lächeln. Sie waren zwar alle sorgfältig und ziemlich richtig disponirt; allein weil ich den Kanzelstil und überhaupt rednerischen Volkston nicht in der Gewalt hatte; so kränkelten sie an chrienmäßiger Trockenheit und Steifheit; dabey war die Declamation so einförmig und ermüdend, als sie nur gedacht werden kann. Mein Vater übergab nun dem Consistorium eine Bittschrift, um mich zum Gehülfen zu erhalten, und sein Gesuch wurde bewilligt. Ich reiste nach Cassel, hielt am 30sten Jänner 1785 eine Probepredigt, wurde am 2ten Februar von dem Consistorial-Rath von Rhoden examinirt und hatte das Glück, die volle Zufriedenheit des Examinators zu erwerben. Hierauf folgte am 4ten Februar die Ordination.

So war ich denn Prediger; und da mein Vater allmählich den Geschäften sich entzog, so wurde der noch nicht 19 jährige Jüngling schnell in sehr viele Arbeiten hineingezogen. Ich mußte in der Stadtkirche des Sonntags und des Mittwochs und im Winter noch ausserdem im Hospital alle 14 Tage predigen. Ich hatte die Aufsicht über ein Hospital, über eine Schule, über eine Armencasse. Die Einwohner meiner Vaterstadt waren

doppelt aufmerksam auf mich, weil ich so jung so viele Geschäfte übernahm. Im Predigen verschaffte mir inzwischen die fortgesetzte Uebung bald eine große Fertigkeit; allein leider war das Bewustseyn dieser Fertigkeit von einer sehr chlimmen Folge begleitet. Damals schwebte mir das Ideal einer Predigt, so wie sie der Lehrer seiner Gemeinde schuldig ist, als unerreichbares Ziel der Vollkommenheit, dem man unaufhörlich sich nähern soll, entweder noch nicht, oder doch nicht lebendig genug vor. Da meine Vorträge, auch wenn sie mich wenig Mühe gekostet hatten, viel Lob und Beyfall fanden, so erlaubte ich mir öfters, ohne viele Vorbereitung zu reden, weil ich doch immer zusammenhängend sprach, und zuweilen auch einen glücklichen Gedanken fand; und endlich ward mir dieß so zur Gewohnheit, daß ich noch jetzt gegen die Folgen dieses Leichtsinns zu kämpfen habe. In meinen übrigen Amtsgeschäften würde ich in unzählige Fehler gefallen seyn, wenn nicht der Rath meines Vaters mich geleitet hätte. Er hatte sich während einer mehr als 50 jährigen Amtsführung einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, und war damit für mich eine lebendige Pastoraltheologie. — Bey allen diesen Amtsgeschäften erkaltete meine Liebe zu den Wissenschaften nicht. Ich fuhr fort zu lesen, zu denken und zu schreiben, und ich gestehe, daß ich häufig an das akademische Leben dachte. Nach dem Tode des Inspectors Schirmer wurde seine Bibliothek verkauft. Um einen wohlfeilen Preis kaufte ich aus ihr viele Bücher, die dazu beytrugen, den Kreis meiner Kenntnisse zu erweitern, worunter z. B. die neue und neueste Ernestische theologische Bibliothek, Eichhorns Einleitung u. a. gehörten. Da eine Gesellschaft in Hersfeld die besten Zeitschriften hielt, so blieb ich mit der neuesten Litteratur nicht unbekannt. Was mehr werth war als dies, ich fand einen Freund, mit

dem mich gemeinschaftliche Liebe zu den Wissenschaften verband, in dem damaligen Collaborator Schüler. Unsere Unterredungen erhielten meinen Eifer für die Wissenschaften lebendig, und führten auf manche neue Ansichten. Schülers vorzügliche Liebhaberey waren die schönen Wissenschaften, und auch ich widmete mich diesen mit Lebhaftigkeit. Ich las einige Griechen und Römer, und auch neuere teutsche Schriftsteller, unter denen der durchaus abgefeilte Wieland vorzüglich meine Aufmerksamkeit anzog. Ich machte einige, unbedeutende Versuche in der teutschen Dichtkunst, und las und excerpirte historische Schriften.

Im Jahr 1787 dachte mein Vater daran, mir eine dauerhafte Stelle in Hersfeld zu verschaffen. So wie der Stiftsprediger die Anwartschaft auf die Metropolitansstelle erhalten hatte; so bat mein Vater, daß mir die Anwartschaft auf die Stiftspredigerstelle ertheilt werden möchte. Sein Gesuch wurde erfüllt. Ich hatte nun so lange mein Vater lebte, die bisherigen Geschäfte zu versehen. Eine Reise nach Marburg im J. 1788 regte die ehmaligen Wünsche wieder an und begeisterte mich mit neuer Liebe für die Wissenschaften. Nach meiner Zurückkunft stürzte ich mich mit Lebhaftigkeit in das Studium des A. T. — Da fühlte ich nun erst, wie viel ich dadurch verloren hatte, daß es mir an einer gründlichen Anweisung zur alttestamentlichen Exegese gefehlt hatte; dergleichen Anweisung wurde, als ich studirte, in Marburg vergeblich gesucht. Jahre lang machte ich nun das Hebräische zu meiner Hauptbeschäftigung, verglich Commentare und Uebersetzungen, und habe es doch in der Kenntniß desselben nicht über das Mittelmäßige bringen können. Schwerlich habe ich auf etwas anders mehr Fleiß gewendet, und schwerlich hat mich in irgend einer Sache mein Fleiß weniger belohnt als hierin. Wenn ich

hierbey mich mit meinem Collegen Arnoldi vergleiche; so fühle ich mich sehr gedemüthigt. Zugleich beschäftigte ich mich mit dem Griechischen, und studirte Josephus, dessen Bücher vom jüdischen Krieg ich zu übersetzen gedachte, den Herodot und Homer. Ausserdem las ich so vielerley, als ich zu lesen bekommen konnte.

In dem folgenden Winter hatte ich durch eine kleine Mühe eine doppelte Freude, einmal die, etwas gutes gestiftet zu haben, und dann die, meiner Gemeinde Liebe in einem hohen Grad zu gewinnen. Es war eine ausserordentliche Kälte eingefallen, welche die Armen sehr drückte. Nach einer hierauf eingerichteten Predigt las ich eine Aufforderung an die wohlhabenden Mitbürger ab, sich ihrer Brüder anzunehmen. Ich erbot mich die Beyträge gewissenhaft zu verwalten, und gieng nun selbst in die Häuser der Armen, um ihre Umstände kennen zu lernen, und das Maas, wie weit sie Unterstützung nöthig hätten, zu bestimmen. Es kamen gegen 70 Thaler an Beyträgen zusammen und davon kaufte ich theils Holz, welches unter die Armen vertheilt wurde, und theils suchte ich damit für ihre andern Bedürfnisse zu sorgen. Meiner Gemeinde gefiel diese Sorgfalt, und sie war deßwegen desto geneigter, mir manche jugendliche Uebereilung, die ich begieng, zu verzeihen.

Am 4ten des Septembers 1789 verlor ich meinen würdigen Vater. Ein sanfter Tod führte ihn im 84sten Jahr seines Lebens und im 57sten seines Predigtamts in eine bessere Welt, und mit Thränen blickten alle Rechtschaffenen ihm nach. Er hatte die ungetheilte Liebe seiner Gemeinde durch Rechtschaffenheit, Wohlwollen und Mäßigung sich erworben, und bis an sein Ende erhalten. Nun trat ich in die mir vorher zugesicherte Stiftspredigerstelle ein, wobey ich zwar jeden Sonntag dreymal predigen mußte, aber dagegen die Woche über mehr Muße

genoß als in dem vorigen Amte. — Um diese Zeit hatte ich mich auch im Predigen beträchtlich gebessert, ob ich gleich mit Beschämung gestehen muß, auf meine Ausbildung hierin nicht den angestrengten Fleiß gewendet zu haben, den die Wichtigkeit der Sache erforderte. Inzwischen hatte doch mein äußerer Vortrag mehr Leben und Abwechselung, meine Darstellung mehr Kraft und Gewandheit, und meine Ideen mehr Reichthum und Fülle gewonnen. Ich hatte auch angefangen, nach Steinbart und Andern die Regeln des Kanzelvortrags zu studiren. Man hielt mich — gewiß mit Unrecht! — für einen sehr guten Prediger, und doch arbeitete ich selten einen Vortrag mit der gehörigen Sorgfalt aus. — Nicht lange vorher hatte ich Nösselt's Anweisung für angehende Theologen gelesen. Das Buch machte einen tiefen Eindruck auf mich, der an Begeisterung gränzte, und ich faßte die festesten Entschlüsse, dem darin aufgestellten Ideal eines Theologen mich möglichst zu nähern. Ich beschäftigte mich ernstlich mit der griechischen und hebräischen, auch mit der lateinischen Sprache, nicht weniger mit der Geschichte. Mein Amt versah ich ordentlich, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, aber nicht mit der Aufmerksamkeit und Thätigkeit, die dem gewissenhaften Prediger nie fehlen sollte. Manche Stunde raubte mir das Lesen, die ich der Besuchung der Schulen, oder der Vorbereitung auf Predigten hätte widmen können und sollen. Immer noch drängte sich der Gedanke vor, daß ich als akademischer Lehrer mehr nützen könnte, und ich blickte wenigstens verstohlen auf dieß Ziel hin, ungeachtet ich selbst diesen ganzen Gedanken damals für weiter nichts als einen Traum erklärte, an dessen Erfüllung nicht zu denken sey. — Wäre ich inzwischen länger in Hersfeld geblieben, so würde wahrscheinlich meine Liebe für die Wissenschaften abgenommen haben. Diese Liebe erkaltet leicht,

wenn sie sich nicht mittheilen kann, und nach Schülers Entfernung hatte ich Niemand, der mit mir gleich dachte. Dazu kam noch ein Umstand. Ich war seit dem Jahr 1790 in den Ehestand getreten. In dem Hause meiner Schwiegerältern war sehr häufig Gesellschaft, daraus entstanden viele Zerstreuungen, die meinen Studien hinderlich waren. Vielleicht würde ich an solchen Zerstreuungen allmählig Geschmack gefunden haben, und dadurch von meinen bisherigen Lieblingsgeschäften abgezogen worden seyn, wenn nicht ganz unerwartet mit mir eine große Veränderung vorgegangen wäre, wodurch ich in einen neuen Wirkungskreis gesetzt wurde.

III. Leben in Marburg.

Ich lebte in Hersfeld in jeder Absicht glücklich. An der Hand einer guten Gattin, in einem Amte, das mir hinlänglichen Unterhalt gewährte, geachtet von den Einwohnern meiner Vaterstadt, und in dem angenehmen Cirkel meiner Verwandten blieb mir kaum etwas zu wünschen übrig. Selbst der Gedanke an das akademische Leben fing allmählig an, in den Hintergrund zurück zu treten, und ich schwankte zuweilen in der Ueberlegung, ob es nicht besser gethan wäre, mich weniger mit eigentlich gelehrten Kenntnissen, und dafür desto eifriger mit dem zu beschäftigen, was im Amte unmittelbar nützen konnte. Vielleicht würde diese Ueberlegung zum Entschluß gereift seyn, wenn ich nicht ganz unvermuthet aus meiner bisherigen Lage wäre herausgezogen worden.

Der Consistorialrath Pfeifer war gestorben, und ich hörte seinen Tod mit der aufrichtigen Theilnehmung, die der dankbare Schüler seinem Lehrer schul-

dig ist; aber nicht der leiseste Gedanke, sein Nachfolger zu werden, kam in meine Seele. Wie hätte ich auch nur ahnden können, daß man einem Manne, der noch nicht 26 Jahre alt war, der nicht die geringsten Beweise gegeben hatte, ob er zum Professor der Theologie tüchtig sey; dessen Kenntnisse sogar — wenn er auch deren mehr als die Prediger gewöhnlicher Art besaß — unbekannt waren, eine so wichtige Stelle anvertrauen würde? Ganz unerwartet erhielt ich die Nachricht, daß meinem Freund Schüler der Antrag gemacht worden sey, Pfeifer's Stelle zu ersetzen. Ich freute mich darüber, weil ich Schüler's Talente zum Unterricht, seine Gabe das Zutrauen junger Leute zu gewinnen, seine Abneigung gegen unnöthige Speculation kannte, und nicht zweifelte, er würde das, was ihm etwa an eigentlicher theologischer Gelehrsamkeit fehlte, durch seine Leichtigkeit, fremde Ideen aufzufassen, bald erwerben können. Schüler schrieb mir, schilderte seine Unentschlossenheit mit lebhaften Farben, und bat mich ihn zu besuchen, weil er des Zuspruches eines Freundes bedürfe. Ich reiste zu ihm und gab mir Mühe, ihn zur Annahme der angetragenen Stelle zu bestimmen. Er blieb aber unentschlossen, behauptete, daß ich zu jenem Amte vorzüglich geeignet sey und suchte mich zu überreden, an seine Stelle zu treten; dieß alles nahm ich für Scherz oder für die Aeußerung eines freundschaftlichen Vorurtheils, und kehrte nach Hersfeld zurück in der Erwartung, daß Schüler sich doch noch vielleicht entschließen würde. Vierzehn Tage darauf erhielt ich von ihm die Nachricht, daß er ganz entscheidend den an ihn ergangenen Antrag abgelehnt habe. Sein Brief schloß mit einer dringenden Aufforderung an mich, daß ich doch jetzt nicht unthätig seyn, sondern meine Bereit-

willigkeit, die ledige Stelle anzunehmen, in einem Brief an den Curator der Universität ausdrücken möchte.

Dieser Funke zündete. Ich ward unruhig, und schwankte über das, was ich thun sollte. Auf der einen Seite stellte sich mir das akademische Leben mit allen seinen Reitzen dar. Ich sah da meiner Wißbegierde ein neues Feld eröffnet; ich sah mich in dem Besitz unzähliger Hülfsmittel des Studirens, an die ich in meiner jetzigen Lage nicht denken konnte. Ich schmeichelte mir, in einer solchen Stelle nützlicher seyn zu können. Welche Wonne, dort mich ganz den Wissenschaften widmen, in Bibliotheken wühlen zu können, und durch die Art meiner Geschäfte und durch den Umgang mit andern Gelehrten zu unermüdeter Thätigkeit angespornt zu werden! Dies waren die Hauptpuncte, die mich anzogen. Eigennutz wirkte dabey gewiß nicht mit; denn er hat mich nie beherrscht, und meine Stelle in Hersfeld war so, daß mich keine Noth, kein Mangel zu einer andern forttreiben konnte. Auch keiner Anregungen des Ehrgeitzes war ich mir bewußt, ob ich gleich nicht den geheimern Einfluß desselben abläugnen möchte. Und in so fern war doch feinerer Eigennutz bey meinen Wünschen beygemischt, weil sie mehr aus der Begierde, reichere Befriedigung für meine Wißbegierde zu finden, als aus dem Entschluß, dem Vaterland zu dienen, entsprangen.

Auf der andern Seite waren sehr ernsthafte Betrachtungen, durch die meine Wünsche niedergeschlagen werden konnten, meiner Seele gegenwärtig. Ich konnte mir bey genauer Musterung meiner Kenntnisse nicht verbergen, daß diese weder so ausgebreitet noch so gründlich waren, als man sie mit Recht von einem Professor der Theologie fordert. Vielleicht zu leichtsinnig tröstete ich mich über diese Bemerkung damit, daß ich mir Muth und Fleiß zutraute, um das Versäumte bald einzuholen. —

Ich maaß mich in Gedanken mit meinen ehemaligen Lehrern, den einzigen Professoren der Theologie, die ich gekannt hatte; und meine Eigenliebe war geschäftig, mich zu bereden, daß ich eben das oder noch mehr leisten würde als sie. — Eine andere Schwierigkeit zeigte sich bey Ueberlegung des Abentheuerlichen, das in der Erwartung lag, daß man einem ganz unbekannten Prediger ein Lehramt der Theologie anvertrauen würde. Es schien mir schon eine unverzeihliche Anmaaßung zu seyn, eine solche Erwartung laut werden zu lassen.

In großer Verlegenheit, und weil in Hersfeld durchaus niemand war, dem hierin vertrauliche Eröffnungen gemacht werden konnten, wendete ich mich an Schüler, und bat ihn dringend, mir redlich und unpartheyisch darüber seine Gedanken mitzutheilen: ob ich mir wohl Geschick, Kenntnisse, Festigkeit genug zutrauen dürfe, um an ein solches Amt zu denken? ob ein Brief an den Curator der Universität, wozu Schüler mich aufgefordert hatte, von Nutzen seyn? und ob man mir einen solchen Schritt nicht für Stolz auslegen werde? — Schüler antwortete schnell, und suchte auf alle mögliche Art mir Muth zu machen; und so beschloß ich, einen Versuch zu wagen.

Ich schrieb an den Curator mit aller Behutsamkeit und Klugheit, deren ich fähig war: »da ich gehört hätte, daß die erledigte Lehrstelle zu Marburg mit einem hessischen Prediger besetzt werden solle, so wage ich, jedoch furchtsam, dem Vaterland meine Dienste anzubieten. Ich wäre von meinem Lehrer Endemann ermuntert werden, mich dem akademischen Leben zu widmen, und auch meine eigne Neigung habe mich zu Beschäftigungen hingezogen, die hierauf Beziehung hätten. Meine folgenden Amtsgeschäfte hätten mir zwar viel Zeit hinweggenommen, aber die übrigen Stunden hätte ich den Wis-

senschaften gewidmet. Bey einer solchen Art zu studiren, und bey eingeschränkten Hülfsmitteln wären viele Lücken in meinen Kenntnissen geblieben; aber ich wüßte nicht, ob ich mir zu viel zutraute, wenn ich hoffte, durch unermüdeten Fleiß sie auszufüllen und mich zu einem würdigen Lehrer der Theologie zu bilden. Zuletzt bat ich ihn sehr, diese schüchterne Aeusserung ja nicht mit einem zudringlichen Gesuche zu verwechseln.“

Diesen Brief schloß ich in einen andern an den damaligen Superintendenten Vilmar ein, und bat diesen, ihn ganz zu unterdrücken, wenn er die Sache misbilligte, sonst aber ihn abzugeben. Anstatt aller Antwort erhielt ich acht Tage darauf den Befehl, sogleich nach Cassel zu kommen, um persönlich vor dem Landgrafen zu erscheinen. Ich reiste hin, und wurde wirklich zum Professor der Theologie, Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen im Oberfürstenthum ernannt. Noch bis jetzt ist es mir durchaus unerklärbar, welchem Umstande ich meine Beförderung zu verdanken hatte. Ich war durchaus ohne Verbindungen, war keinem der Minister, oder andern Vornehmen bekannt; selbst dem Superintendenten war ich nicht näher, und von Seiten meiner Kenntnisse gar nicht bekannt. Mein äußeres Betragen ist, wie ich mir selbst bewußt bin, viel zu wenig einnehmend und empfehlend, als daß ich diesem viele Wirkung während des kurzen Aufenthalts in Cassel zuschreiben könnte. Nur eine Vorsicht könnte vielleicht mir genützt haben. Ich erschien nämlich durchaus nicht als Supplicant, bat durchaus niemand um sein Vorwort, und erklärte ganz ohne Zurückhaltung daß ich die ledige Stelle gar nicht angelegentlich suche, weil ich in Hersfeld glücklich und zufrieden lebte, daß ich aber, wenn sie mir aufgetragen würde, es an der redlichsten Treue in ihrer Verwaltung nicht fehlen lassen würde. Ich

gestand, daß meine Kenntnisse sehr unvollkommen wären, daß ich aber hoffte, sie in einer den Wissenschaften günstigern Lage zu vervollkommnen, und vermied alles, was den entferntesten Anschein von Ruhmredigkeit hätte haben können. Vielleicht leistete mir diese Unbefangenheit, welche natürliche Frucht meiner Empfindungen war, mehr Dienste, als von künstlicher Weltklugheit, wenn ich sie gehabt hätte, zu erwarten gewesen wären.

Doch wie dem auch sey, so erfolgte alles so schnell, daß ich kaum selbst mich besinnen konnte. Vierzehn Tage vorher hatte ich zum ersten Male die Möglichkeit gedacht, an Pfeifers Stelle zu treten, und nun war ich schon wirklich zu seinem Nachfolger ernannt. Der Augenblick, wo ich davon durch den Regierungsrath Hombergk Nachricht erhielt, wird mir immer unvergeßlich seyn. Die Wichtigkeit meines künftigen Amtes trat lebendig vor meine Seele, alle die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auch solche, die mir vorher unbedeutend erschienen waren, standen in ihrem vollen Gewicht vor meinen Augen. Was hatte ich ihnen entgegen zu setzen, als Eifer und guten Willen? und ob diese hinreichen würden, um das zu leisten, was geleistet werden sollte, war sehr ungewiß. Ich war bis zu Thränen gerührt und im Innersten erschüttert.

Sogleich nach der Rückkehr aus Cassel wurden Anstalten getroffen, um möglichst bald nach Marburg zu reisen, damit dort die Sommervorlesungen zu rechter Zeit angefangen werden konnten. Wenn ich dem Curator gesagt hatte, daß meine Kenntnisse sehr unvollkommen seyen; so war das im buchstäblichen Sinne wahr. Dem Hebräischen hatte ich vielen Fleiß gewidmet, ohne eine gründliche Sprachkenntniß erlangt zu haben. Im Profangriechischen hatte ich zwar einige Kenntniß und Belesenheit, aber die Auslegung des N. T. hatte nicht den

weiten Umfang und die Gründlichkeit, wie ein Professor nöthig hat. Die lateinische Sprache las und schrieb ich mit ziemlicher Fertigkeit, jedoch ohne den Reichthum und die Feinheit dieser Sprache in der Gewalt zu haben. Aus der Kirchengeschichte hatte mein Gedächtniß viele Bruchstücke gesammelt, aber ich konnte mich nicht rühmen, Kirchengeschichte im Zusammenhang und überall aus den Quellen zu wissen. Die Dogmatik hatte ich vorzüglich nach Döderlein ziemlich gut inne, und auch über die mehrsten Puncte selbst Untersuchungen angestellt. Die Moral hatte ich nur so weit, als sie mir als Prediger nöthig war, studirt. Mit der Philosophie war ich, wenn ich das, was mein Gedächtniß aus dem akademischen Unterricht aufbehalten hatte, abrechne, ganz unbekannt, doch hatte ich in Hersfeld Privatvorlesungen darüber gehalten. Bey so dürftigen Kenntnissen würde ich ganz unfähig zum Professor gewesen seyn, wenn ich nicht zwey Eigenschaften mitgebracht hätte, die allenfalls den Mangel jener Kenntnisse einigermaßen ersetzen konnten; eine ziemlich ausgebreitete Litteraturkenntniß; diese setzte mich in den Stand, Hülfsmittel der Belehrung aufzusuchen, wo ich ihrer bedurfte; und eine durch Excerpte und Aufsätze erworbene Fertigkeit, fremde Ideen leicht und schnell mir anzueignen, und die eignen ordentlich und zusammenhängend vorzutragen. Dabey brachte ich brennende Liebe für die Wissenschaften nebst dem ernstlichen und unerschütterlichen Vorsatz einer unermüdeten Thätigkeit mit nach Marburg. Das Ideal eines Professors der Theologie schwebte mir vor, und ich hatte mir selbst auf das heiligste gelobt, daß es wenigstens an meiner Bemühung nicht fehlen sollte, um mich ihm zu nähern.

Die Professoren zu Marburg mochten sich gewundert haben, daß (was allerdings ein Wagestück von eigener Art zu seyn schien) ein ganz unbekannter Prediger an

Pfeifers Stelle gesetzt wurde. Als sie mich kennen lernten, und nichts weiter als Mittelmäßiges an mir fanden, so sahen mich wohl viele für einen Menschen an, den bloße Hofgunst zu einer Stelle empor gehoben habe, der er nicht gewachsen sey. Auch die ersten Predigten, die ich hielt und die sehr mittelmäßig waren, konnten keine große Vorstellungen von mir erwecken. Manche Professoren, die geringere Besoldungen hatten, als ich, mochten wohl über die Unbilligkeit des Schicksals verdrüßlich seyn, welches einen Unwürdigen mehr begünstige als sie. Ueberhaupt, ungeachtet ich die Urtheile, welche man damals fällte, nicht erfahren habe, bin ich überzeugt, daß bey weitem die mehrsten zu meinem Nachtheil ausfielen. Doch fand ich auch Freunde, unter die vorzüglich mein College Arnoldi und Hofrath Jung gehörten, zu denen hernach noch Pfarrer Schlarbaum hinzukam. Noch jetzt rechne ich es unter die größten Wohlthaten Gottes, daß er mir diese ächten Freunde geschenkt hat.

Die Vorlesungen, mit denen ich meine akademische Laufbahn anfieng, waren ein exegetisches Collegium über die beyden Evangelien des Matthäus und Markus, die Homiletik nach Dictaten, und die theologische Encyclopädie nach Mursinna. Der Reitz der Neuheit verschaffte mir viele Zuhörer, deren Zahl sich aber allmählich wieder verminderte. Das Exegeticum las ich oberflächlich. Ich sammelte die Bemerkungen einiger der besten Exegeten, ordnete und beurtheilte diese, so gut ich konnte, und gab sie so meinen Zuhörern. In der Homiletik hatte ich mir zwar einen im Ganzen zweckmäßigen Plan entworfen; aber es fehlte mir an Zeit und Ruhe, um ihn gleichförmig durchzuführen. Das Hauptsächlichste, was ich vortrug, war aus den neuesten Compendien Steinbarts, Bahrdts, Schmidts geborgt, weil ich nicht Festigkeit genug hatte, meine eigenen Erfahrungen und Bemer-

kungen zu sichten und zu ordnen. Encyclopädie las ich ohne viele Vorbereitung, weil ich ziemlich viele literärische Kenntnisse besaß, erträglich. Was aber meinen Zuhörern misfiel, war einmal, daß ich zu geschwind sprach, als daß sie meinen Vortrag, wie sie wünschten, wörtlich hätten nachschreiben können, und daß ich von der Kantischen Philosophie, die damals Lieblingsstudium zu werden angefangen hatte, keinen Gebrauch machte. — Ausser meinen Vorlesungen überließ ich mich meinem Hang zum Studiren. Die Pfeifersche Bibliothek, die noch in meiner Amtswohnung stand, und von der ich, als sie nachher verkauft wurde, einen beträchtlichen Theil behielt, bot mir reichliche Gelegenheit zum Lesen dar. Ich war nun in meinem Element, daß ich aus dem Becher der Wissenschaften mit vollen Zügen trinken konnte, und brachte das erste halbe Jahr fleißig und vergnügt hin.

Nun folgte aber eine traurige Zeit, die jedoch durch ihre Wirkungen sehr wohlthätig für mich geworden ist. Ich wollte in dem Winter 1792 die Dogmatik und die Pastoraltheologie lesen. In der Dogmatik bekam ich nur 7 Zuhörer und die Pastoraltheologie mußte ich, weil zu wenige sich meldeten, ganz aufgeben. Ich machte also jetzt die Entdeckung, daß mein Beyfall ganz vernichtet sey, und diese Entdeckung beugte mich tief darnieder. Ich sah nun meine Wirksamkeit auf der Universität, wo ich so viel Gutes zu stiften gehofft hatte, vereitelt, und da zu leben, ohne nützlich und thätig zu seyn, war schlimmer als der Tod. Ich hatte die unerwartete Art, wie ich nach Marburg geführt wurde, als einen Wink der Vorsehung angesehen. Nun quälte mich der Gedanke, eine Stelle gesucht zu haben, zu der ich nicht taugte. Ich sah mich in den Augen aller Menschen, auch der vernünftigen herabgesetzt, und fühlte tief den Schmerz, daß die welche zu meiner Beförderung beygetragen hat-

ten, sich in mir getäuscht sähen, da ich ihre Erwartungen nicht erfüllen konnte. Es erschienen mir meine Kenntnisse und Fähigkeiten so eingeschränkt, daß ich gar nicht zu begreifen vermochte, wie ich daran hatte denken können, Professor zu werden. Wie glücklich, wie nützlich und geachtet, dachte ich oft, hättest du in deinem kleineren Kreise zu Hersfeld seyn können! du wagtest dich freywillig, ohne deine Kräfte gehörig berechnet zu haben, in einen größern, und fühlest nun die Strafe für dieß leichtsinnige Emporstreben! Alle diese Betrachtungen griffen mich bis in das Innerste an.

Der Ursachen, warum mein Beyfall so schnell verschwand, waren mehrere. Zwey davon, daß mein geschwindes Sprechen das wörtliche Nachschreiben unmöglich machte, und daß ich die Kantische Philosophie nicht gebrauchte, habe ich schon angegeben. Die Philosophie Kants konnte ich nicht anwenden, denn ich verstand nichts von ihr, und war überdieß gegen sie eingenommen. Im Sommer vorher war Coing der erste Professor der Theologie gestorben, Arnoldi war erster, ich zweyter Lehrer geworden und die dritte Stelle wurde durch Zimmermann, einen geschickten und thätigen Mann, besetzt. Dieser war der wärmste Freund der Kantischen Lehrsätze und wandte sie in seinen Vorlesungen eifrig an. Dieß gefiel den Studenten ausnehmend, und meine und Arnoldis Hörsäle wurden leerer. Endlich mochten auch einige Professoren, die zu meinen Kenntnissen kein Zutrauen hatten, ihre nachtheilige Meinung unter den Studenten ausgebreitet haben. Alle diese Umstände kamen zusammen, mich des Beyfalls zu berauben. Weil sich zu der Pastoraltheologie keine Zuhörer gefunden hatten, so fing ich noch an, Einleitung in das A. und N. T. zu lesen; indessen ließ sich auch bey diesem Collegium bemerken, daß den Studenten nicht recht darum zu

thun war, mich zu hören. — Mein Kummer wurde immer lebhafter und wirkte auf mich desto tiefer, weil ich ihn in mir verschloß; denn ich war mit meinen neuen Freunden noch nicht lange genug umgegangen, um gegen sie mein Herz ganz ausschütten zu können. Inzwischen arbeitete ich mit dem angestrengtesten Eifer. Weil die Tage mir nicht hinreichten, nahm ich die halben Nächte zu Hülfe. Mein Körper wurde durch die unmäßigen Arbeiten angegriffen, und mein Geist verlor seine Heiterkeit und die Leichtigkeit zu denken. Nie in meinem Leben habe ich größere Anstrengungen angewendet, als in diesem Winter, wo ich unermüdet arbeitete, ohne dabey irgend eine Ermunterung zu haben.

Endlich war dieser Winter vorüber gegangen. Ich hatte in ihm viele trübe Stunden gehabt, allein zugleich hatte dadurch mein Geist mehr Festigkeit, mein Fleiß mehr Regelmäßigkeit erlangt, und meine Kenntnisse hatten sich beträchtlich erweitert. In dem Sommer 1793 trug ich Moral, Katechetik und eine Erklärung des Briefs an die Hebräer und der katholischen Briefe vor. Alle drey Collegien las ich mit großem Fleiß und sorgfältiger Vorbereitung. Bey der Moral legte ich das gedankenreiche Döderleinische Lehrbuch zum Grunde und studirte mich in diese Wissenschaft durch ausgebreitete Belesenheit und reifes Nachdenken ziemlich glücklich ein. Ungeachtet die Zahl meiner Zuhörer dießmal nicht klein war, so bemerkte ich doch, daß sie kein rechtes Zutrauen zu mir hatten, und daß meine Collegien nicht viel nützten; wozu besonders beytrug, daß ich mich in der Moral gegen den von den Studenten fast vergötterten Kant erklärte, ob ich gleich in sein System noch nicht völlig eingedrungen war. Endlich unterlag mein Körper der übermäßigen Anstrengung. Ich fiel in eine gefährliche Krankheit, die mich an den Rand des Todes führte. Doch wurde ich wieder hergestellt.

Man hatte inzwischen auch zu Cassel mich in ein nachtheiliges Licht gestellt und als einen unfleißigen, unthätigen Lehrer beschrieben, während ich durch Fleiß meine Gesundheit aufrieb. Ich erfuhr dieß durch die dritte Hand. Es kränkte mich tief, aber ich schwieg. Unvermuthet bekam ich von Cassel den Auftrag über die Kirchengeschichtn zu lesen. Ich habe nie erfahren, woher dieser Befehl kam, vermuthe aber, daß ihn einer meiner Freunde veranlaßt hat, um mir, da meine theologischen Vorlesungen kein Glück machten, einen andern Gegenstand der Thätigkeit anzuweisen. Ungeachtet ich zu diesen Vorlesungen nicht vorbereitet genug war, so that ich doch alles, was ich konnte, um dem Auftrag Genüge zu leisten. Mit der Begierde, mit welcher ein Durstiger über einen Becher kaltes Wasser herfällt, stürzte ich mich in das Feld der Kirchengeschichte, las, excerpirte, sammelte, ordnete, und trug sie wirklich schon in dem nächsten Winter (1793) auf eine erträgliche Art, mit vorzüglicher Rücksicht auf Dogmengeschichte vor, und fand Beyfall. In eben diesem Winter las ich Homiletik, die ich ganz umarbeitete, und nun nach einem festen Plan, und durchaus practisch vortrug. Hingegen zu einem Exegeticum über das Evangelium des Johannes fanden sich keine Zuhörer. Dieß kränkte mich, und eine langwierige Krankheit meiner Frau vermehrte meinen Kummer. Ich hatte einige schriftstellerische Arbeiten vor; allein mein Geist war zu sehr niedergedrückt, um etwas Erträgliches zu Stande bringen zu können, und das Gefühl, wie viel ich noch zu lernen hätte, schlug die Begierde, Andre schriftlich belehren zu wollen, gänzlich nieder. Es war mir jetzt gelungen, in die Kantische Philosophie tiefer einzudringen. Die Grundsätze derselben leuchteten zum Theil auch mir ein; jedoch wurde ich niemals ein blinder Anhänger und bloßer Nach-

beter derselben; gegen die Anwendung, welche die eifrigen Kantianer davon zur Verkünstelung der Exegese und des Volksvortrags machten, und gegen den absprechenden Ton, den sie sich erlaubten, behielt ich die lebhafteste Abneigung. — Auch hatte ich mich in diesem Winter mit der ältern Kirchengeschichte genau bekannt gemacht.

Die Widerwärtigkeiten, welche ich bisher auf der Akademie erfahren hatte, waren für mich sehr wohlthätig gewesen. Mein Character hatte durch sie an Ausbildung und Festigkeit gewonnen. Meine Kenntnisse waren ausgebreiteter und durch gewissenhaft-strengen Fleiß gründlicher geworden. Ich hatte auch einen richtigern Tact für die Vorlesungen gelernt. Anstatt daß ich vorher glaubte, die mühsamsten und schwersten Untersuchungen hineinziehen zu müssen, begriff ich nun, daß es hauptsächlich auf eine klare und bestimmte Darstellung des Bekannten ankomme. Und von nun an fand ich vielen Beyfall, und hoffe auch mit meinen Vorträgen Nutzen gestiftet zu haben. Allmählig kehrte Heiterkeit des Geistes zurück. Meine Arbeiten gelangen besser. Meine Predigten athmeten mehr Leben und Ausdruck. Das früher in meine Kenntnisse gesetzte Mißtrauen verlohr sich, und ich sah mich geachtet.

Im Sommer 1794 las ich Dogmatik nach Morus mit Sorgfalt und mit Beyfall, und die neuere Kirchengeschichte, zu welcher ich mir selbst einen Plan entwarf; in dem folgenden Winter ein Exegeticum über den Brief an die Römer, die ältere Kirchengeschichte, Pastoraltheologie und Einleitung in das N. T. Alle diese Collegien wurden sehr zahlreich und fleißig besucht, und nun genoß ich das beruhigende Bewußtseyn, nützlich in meinem Amte zu seyn. Ich studirte mäßiger; aber die Ruhe, der innere Seelenfrieden, den ich hatte, machte, daß ich

mehr ausrichtete, als ich vorher mit erschöpfend-stürmischer Anstrengung ausrichten konnte.

In dem Sommer 1795 las ich die Moral. Diese hatte ich nun mit der größten Sorgfalt studirt, die neuere Philosophie, wie ich hoffe, nicht bloß gelernt, sondern gefaßt und mit Behutsamkeit und Auswahl benutzt. Ich hatte zu diesem Collegium einen neuen Plan entworfen, und beeiferte mich, wissenschaftliche Genauigkeit und eine allgemein faßliche Darstellung zu verbinden. Außerdem trug ich neuere Kirchengeschichte und Kathechetik vor. Ich glaube die angenehme Bemerkung gemacht zu haben, daß alle diese Vorlesungen meinen Zuhörern nützlich gewesen sind. In eben diesem Sommer warf ich mich in das Studium der Patristik, und sammelte mehrerley Bemerkungen zur Geschichte der Dogmatik und Sittenlehre.

Im folgenden Winter lehrte ich Dogmatik und die ältere Kirchengeschichte; hatte mich aber in beyde Wissenschaften so eingearbeitet, daß ihr Vortrag weniger Vorbereitung erforderte. Dagegen las ich ein ganz neues Collegium, die Geschichte der Dogmatik. Dieß bearbeitete ich mit großer Sorgfalt, und erweiterte dabey meine historischen Kenntnisse durch viele Untersuchungen. Der Plan, mit dem ich schon lange mich getragen hatte, ein Handbuch der Dogmengeschichte zu schreiben, reifte nunmehr, und ich sammelte viele Materialien dazu; allein die eigentliche Ausführung blieb dem Sommer 1796 vorbehalten. In diesem beschäftigte mich die Dogmengeschichte so ausschließlich, daß vielleicht meine Collegien etwas dadurch litten. Ich vollendete den ersten Band des Handbuchs derselben, und sammelte auch viele Materialien zu dem folgenden. In eben diesem Sommer wurden meine ersten schriftstellerischen Versuche gedruckt. Eine Darstellung der moralischen Ideen des Clemens von Alexandrien und des Tertullian, nebst

einer historischen Entwickelung des Dogma von dem Chiliasmus erschienen im Henkischen Magazin 8. B. St. 1 u. 2. Die letzte Abhandlung war ein Bruchstück aus dem zweyten Bande des Handbuchs der Dogmengeschichte. — Gegen das Ende des Sommers war der erste Band der Dogmengeschichte beendet, und der Stoff zum zweyten Bande gesammelt, auch schon ein Stück desselben ausgearbeitet. Dieser Sommer wurde in ausnehmender Thätigkeit, vielleicht in übermäßiger Kraftanstrengung, verlebt.

Am 11ten November 1797 ertheilte mir mein theurer College Arnoldi ohne mein Gesuch die theologische Doctorwürde. Ich wurde auch zum Prorector auf das folgende Jahr gewählt, und trat dieses Amt mit einer Rede: Vom ewigen Frieden an. Die damit verbundenen Geschäfte störten zwar viele literärische Arbeiten, ohne sie jedoch ganz zu unterbrechen. Die Ausarbeitung des zweyten Bandes des Handbuchs der Dogmengeschichte rückte beträchtlich vor und wurde im Julius 1798 beendigt.

Bey dem Abgange vom Prorectorat erschien das Programm: An Dialogus cum Tryphone Justino Martyre recte ad scribatur. Es ließ sich bemerken, daß die Art meiner Geschäftsführung mein Ansehen bey dem akademischen Senat beträchtlich vermehrt hatte. Bey jetzt gewonnener mehrerer Muße richtete ich meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Pädagogik, welche ich vorzutragen beschlossen hatte; die allgemeine deutsche Bibliothek wurde durchgegangen, um mir mehr Literaturkenntniß in diesem Fache zu verschaffen; die pädagogischen Hauptwerke wurden angekauft und ämsig gelesen. Aus allen diesen Vorbereitungen ging ein Entwurf zu Vorlesungen über Erziehungswissenschaft hervor, der im Wesentlichen Probe hielt, wenn er gleich von Zeit zu Zeit Umstaltung erfuhr. — Die seit 1799 mehrmals wieder-

hohlten Vorlesungen darüber, bisweilen mit Katechetik verbunden, fanden Eingang und gewährten mir vielen Genuß.

Während der Osterferien 1800 machte ich eine in mehrerer Rücksicht angenehme Reise nach Göttingen. Die dortige Bibliothek suchte ich zur Erweiterung meiner Bücherkenntniß zu benutzen, und sammelte viele brauchbare Excerpte. Der Umgang mit berühmten und verdienstvollen Männern, einem Plank, Stäudlin, Ammon, Eichhorn u. a. war mir ausnehmend aufheiternd, und, ich gestehe es, das freundschaftliche Wohlwollen, mit dem sie mir entgegen kamen, hatte für mich etwas sehr Aufmunterndes. — Im Herbst besuchte ich Ziegenhayn, Homberg, Spangenberg, wo ich bey meinem Freund Schüler einige Tage zubrachte, und Hersfeld. Solche Reisen haben ausser der Erhohlung, welche sie dem Geiste und dem Körper gewähren, den Vortheil, daß durch sie der Rost der Pedanterie, der sich bey dem Professorleben so leicht ansetzt, einigermaßen abgeschliffen wird; das Heraustreten aus der Bücherwelt in die freye Natur und in den Umgang mit Menschen von allerley Art ist ein erprobtes Mittel gegen die steife Unbeholfenheit, woran die Schlachtopfer sitzender Lebensart so leicht erkannt werden. Seit 1801 wandte ich meine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf, dem verfallenen Schulwesen aufzuhelfen. Dieses führte zu dem Entschluß, ein Magazin für das Kirchen- und Schulwesen herauszugeben, wovon im Jänner 1802 das erste Stück erschien; weil der Absatz den für Augenblicke vielleicht zu genau rechnenden Verleger nicht entschädigte, so mußte dieses Unternehmen bald wieder aufgegeben werden. Wem die Schuld hievon beygemessen werden soll, ist nicht schwer zu bestimmen. Das vaterländische Publikum war zu klein, um vaterländische Absichten unterstützen zu können.

An Professor Wachler hatte die Universität ein neues Mitglied erhalten, dessen Umgang mir schätzbar war.

In dem Jahr 1803 führte ich den Plan aus, der hiesigen lutherischen Schule, deren Zustand einer großen Verbesserung bedürftig war, eine Unterstützung zu verschaffen. Ich kündigte Predigten an, welche zum Beßten der gedachten Schule auf Pränumeration gedruckt werden sollten. Meine Predigten waren zwar nichts weniger als vollendete Arbeiten; ich pflegte sie, wenn ich den Sonntag zu predigen hatte, Sonnabends vorher flüchtig auf das Papier zu werfen; sie waren mehr natürliche Ergießungen der Gedanken und Empfindungen, welche in den Stunden des Aufschreibens sich aus meiner Seele hervordrängten, als kunstmäßig gearbeitete Reden. Allein ich durfte hoffen, daß schon der Zweck eines reformirten Theologen, für eine lutherische Schule ein Buch drucken zu lassen, einige Aufmerksamkeit auf sie hinleiten könnte, und außerdem konnte ihnen der Charakter der Anspruchlosigkeit, und die sorgfältige Vermeidung alles gelehrten Prunkes und rednerischer Künsteleyen zur Empfehlung dienen. Das Unternehmen gelang in so weit, daß nach Abzug aller Kosten ein reiner Ertrag von mehr als 550 Gulden der Schule zu Theil wurde. Neben dem wurde auch das Lehrbuch der Kirchengeschichte völlig ausgearbeitet und gegen das Ende des Jahres fertig gedruckt. Die Vorlesungen über Homiletik erhielten im Sommer 1803 dadurch eine veränderte Gestalt, daß ich die Zuhörer durch genau berechnete, stufenweise fortschreitende Uebungen zur Ausarbeitung von Predigten fortzuführen suchte; die Ausführung leistete jedoch verglichen mit dem Ideal, das mir vorschwebte, bey weitem kein Genüge. — Bey dem Streite, welcher zwischen den Lutheranern und Reformirten zu Bremen ausgebrochen war, wünschte ich beyzutragen, daß der Zanck über kirchliche Rechte nicht in einen Religionszwist ausarten, und den Geist der Erbitterung unter beiden Parteien aufre-

gen möchte. Diese Absicht leitete mich bey Abfassung der in den N. Theolog. Annalen abgedruckten Beurtheilungen der in diese Angelegenheit eingreifenden Schriften.

Da dem Studium der classischen Literatur, seitdem Creuzer, der Wiederhersteller und Pfleger desselben auf unserer Universität, nach Heidelberg abgegangen war, neuer Verfall drohete, so entschloß ich mich im Sommer 1805, um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, zu Vorlesungen über griechische Schriftsteller; ich erklärte einige Stücke aus Homer und Herodot und im Winter aus Homer und Thucidides, und frischte durch diese Veranlassung meine eigene, immer sorgsam geübte Sprachkenntnisse auf. Zugleich und nachher gab ich meinem ältesten Sohn in dieser Sprache Unterricht. —

Ein Seminar für Schullehrer, welches längst dringendes Bedürfniß gewesen war, wurde 1805 errichtet. Ich zog für dasselbe einen tüchtigen Lehrer nach Marburg und entwarf die sämmtlichen Einrichtungen der Anstalt, welche am 1ten May 1806 eröffnet wurde, und deren glücklicher Fortgang mir nicht geringe Freude machte.

Da ich im Winter viel an Gichtschmerzen gelitten hatte, so unternahm ich im Julius 1806 eine Reise nach Pyrmont und Neudorf, durch welche ich nicht nur von jenen Schmerzen frey wurde, sondern merklich neue Gesundheit und Kraft erlangte. Im Winter 1806 trat die traurige Besitznahme Hessens durch franz. Kriegsvölker ein. Die Verrichtungen der Universität wurden zwar nicht unterbrochen, allein die häufigen Durchmärsche waren eine drückende Last. Es wurde nöthig, sich in der franz. Sprache zu üben.

Unter den gegenwärtigen Umständen war das Prorectorat ein doppelt wichtiges und bedenkliches Amt. Es ward beschlossen, nicht nach der Ordnung der Facultäten, wie sonst, sondern aus dem ganzen Senat den Prorector zu

machen. Die Wahl traf mich, und ich hielt mich verpflichtet, sie nicht abzulehnen. Wirklich war die Führung des Amts zwar mühsam und unangenehm, doch glücklicher als ich erwartet hatte. Die beschwerliche Einquartirung dauerte fort. Bey der Veränderung der Landesverfassung und der Auflösung der Regierung im Jahr 1808 fiel mir die Interims=Direction des Consistoriums zu, und im Winter mußte ich, weil der dießjährige Prorector Weiß krank wurde und an der Auszehrung starb, seine Geschäfte übernehmen, welche durch ein Augenübel mir noch mühsamer wurden. Am Ende des Jahres schrieb ich ein Programm de ecclesiae reformatae in Hassia origine brevis narratio, welches weit vollständiger geworden seyn würde, wenn ich nicht durch die Kürze der Zeit, durch die Menge der Geschäfte und durch Augenschmerzen gehindert worden wäre. Besser gelungen war die Rede *) zum Andenken des Professor Weiß, womit ich das Prorectorat dem Professor Wurzer übergab.

Im Sommer 1809 erregten Gerüchte von Aufhebung der Universität manche Unruhe und Sorgen, doch sah ich gefaßt der Entwicklung unsres künftigen Schicksals entgegen. Endlich wurde im December die Erhaltung der Universitat beschlossen, und es ließ sich erwarten, daß sie frischer gedeihen werde. — Den 5ten Febr. 1810 wurde ich zum Ritter des Ordens der Westphälischen Krone ernannt. Die Veranlassung dazu lag darin, daß einer jeden der drey erhaltenen

*) Diese Rede wurde mit allgemeiner Theilnahme gehört und enthielt viele treffende Bemerkungen und Winke über die reelste Wirksamkeit eines Universitätslehrers. Die Handschrift hat sich nicht vorgefunden.

d. H.

Universitäten eine solche Auszeichnung gegeben werden sollte. So wurden Niemeyer in Halle und Heyne in Göttingen zu Rittern gewählt. Daß man unter diesen Umständen auch Marburg nicht vorüberging, war sehr gerecht, warum aber die Wahl gerade mich traf? — das weiß ich nicht zu sagen. Ich hatte an eine solche Auszeichnung nicht gedacht, und war durch sie mehr beschämt als erfreut. Gern hätte ich die Ehre irgend einem Andern gegönnt, welcher sie angelegentlicher wünschte. Ich besorgte auch, daß das glückliche Verhältniß, worin ich bisher mit meinen Collegen stand, dadurch eine Erschütterung leiden möchte; doch machte mir zugleich die Beobachtung Freude, daß man mir diese Auszeichnung weniger mißgönnte, als bey vielen Anderen geschehen seyn würde. Ich fühlte mich ordentlich erleichtert, als der erste Eindruck vorüber war, und ich gar nicht mehr von der Sache reden hörte.

Mit neuem Eifer und Leben, da die Universität nunmehr ihr Daseyn gesichert sah, und reichere literärische Unterstützung hoffen durfte, fing ich die Sommervorlesungen des Jahrs 1810 an. Ich erklärte die beiden Briefe an die Corinthier, lehrte Kirchengeschichte und Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Durch die letzten Vorlesungen suchte ich den hiesigen Studien nicht nur mehr Thätigkeit und Regelmäßigkeit sondern auch Richtung auf ein höheres Ziel zu geben. Noch wurde mir dieser Sommer durch andere Begebenheiten wichtig. Ich erhielt durch Professor von Savigny den Antrag, unter vortheilhaften Bedingungen auf die neu errichtete Universität zu Berlin zu gehen. Es wurde mir freygestellt, welche Fächer ich übernehmen wollte, 1500 Thaler Gehalt wurden angeboten, mit dem Zusatz, daß man sich auch zu einer nicht unbe-

deutenden Erhöhung verstehen werde, und dabey 300 Thaler Reisegeld zugesagt. Ein solcher Antrag durfte wohl beunruhigen. Waren die vortheilhaften Bedingungen schon verführerisch, so lag doch noch mehr Reiz in der Aussicht auf einem freyer-deutschen Boden, im Verein mit ausgezeichneten Männern und mit weit reicheren wissenschaftlichen Hülfsmitteln zu arbeiten; Bestimmungsgründe genug gegen meine Anhänglichkeit an Marburgs Universität und an den Kreis meiner Freunde; und vielleicht würden sie gesiegt haben, wenn nicht ein zufälliger Umstand anders entschieden hätte. Den Tag nach dem Eintreffen jenes Antrages erhielt ich durch einen Brief des Studien-Direktors die Nachricht, daß die Regierung mir 486 Franken Zulage ertheilt habe. Diese Gehaltsvermehrung war an sich unbedeutend, allein der Gedanke, daß es undankbar sey, Marburg gerade in dem Zeitpunkt zu verlassen, wo die Regierung ohne das mindeste Nachsuchen von meiner Seite mir wiederholte Beweise ihrer Aufmerksamkeit gegeben hatte, und durch meinen Abgang der Universität gerade in dem entscheidenden Zeitraum vielleicht einen Nachtheil zuzufügen, überwog alle Rücksichten und Wünsche. Ich lehnte den Antrag sogleich und bestimmt ab, ohne mich zu der gewöhnlichen Sitte zu erniedrigen, nach welcher man durch Drohung des Weggehens Vortheile für sich von der Regierung zu erpressen sucht. In den Herbstferien machte ich eine Reise nach Cassel, Spangenberg und Hersfeld, und fing darauf die Wintervorlesungen an. Sie bestanden in Dogmatik, Kirchengeschichte und Dogmengeschichte, welchen ich auf Bitte der Studirenden noch Homiletik beyfügte. Als zum Prorectorat gewählt werden sollte, suchte ich den Professor Arnoldi zur Annahme desselben zu bewegen, da aber dieser das Amt ablehnte, hielt ich mich verpflichtet, als mich die Wahl traf, mir

Befreyung davon auszuwirken. Ich hatte ohnehin so viele Arbeiten, daß ich neue zu übernehmen nicht wagen durfte.

Bey den Vorlesungen über Dogmengeschichte hatte ich ein Lehrbuch derselben entworfen, welches im Sommer 1811 gedruckt wurde. Seit dem Frühjahre war mir ein neues Geschäft zugewachsen. Ein philologisches Seminar sollte errichtet werden, und man hatte für zweckmäßig erachtet, einem zusammengesetzten Directorium, dessen Mitglied ich war, die Leitung desselben zu übertragen. Die Seminaristen erklärten unter meiner Aufsicht ausgewählte Stücke des Homers. Außerdem las ich neuere Kirchengeschichte, christliche Sittenlehre und Einleitung in das N. T. Mit den letzten Vorlesungen verband ich, weil es nöthig schien, daß die Studirenden mehr als bisher im eignen Interpretiren geübt würden, ein exegetisches Cursorium über das N. T. Endlich ließ ich mich noch von einigen Studirenden aus dem Großherzogthum Berg bewegen, ihnen ein Privatissimum über Dogmatik und Moral zu halten. So verlebte ich den Sommer übermäßig beschäftigt, ohne doch merklichen Nachtheil für meine Gesundheit zu fühlen. Dieser Nachtheil, den ich anfangs nicht bemerkte, wurde späterhin sichtbar genug. Schon gegen das Ende des Sommers äußerte sich Schwäche des Körpers und Geistes. Ich hoffte, durch eine Reise in die schönen Gegenden des Rheins in der Zeit der Weinlese die verlornen Kräfte wieder zu sammeln, und fand zu St. Goarshausen die freundschaftlichste Aufnahme; allein es befiel mich ein Wechselfieber; ich mußte eilig nach Marburg zurückreisen, wo ich nach einigen Wochen wieder hergestellt wurde, und mich stärker und heitrer als vorher fühlte.

Im Winter 1811 fand ich nöthig, meine Kräfte etwas zu schonen. Ich lehrte Kirchengeschichte und Ein-

leitung in die theologischen Wissenschaften. Ausserdem übte ich die Glieder des philologischen Seminariums in der Erklärung der Reden des Thucydides, und erläuterte ihnen in lateinischer Sprache die Phönissen des Euripides. Daneben widmete ich einen Theil meiner Zeit dem Lesen griechischer Schriftsteller. Wir bildeten einen literärischen Cirkel, an welchem Wachler, Tennemann, Hartmann, Justi, v. Wildungen, Creuzer, Conradi, Wurzer Antheil nahmen. In demselben wurden Abhandlungen vorgelesen, worunter ich den Winter über zwey lieferte, wovon die Eine eine Darstellung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich, die Andere eine kurze Geschichte des Malthesers-Ordens enthielt; im Sommer las ich einen Aufsatz über Voltäires antireligiösen Charakter. *)

IV. Letztes Lebensjahr und Tod.

Von Jugend auf war Münscher's Körper zur Auszehrung geneigt; das besagte das ganze Ansehen, besonders Brust- und Schulternbau; alle Gesundheitsstörungen deuteten auf dieses Uebel hin, und ein oft wiederkehrender gewaltsamer Husten berechtigte zu solchen Besorgnissen, welche er selbst nicht aufkommen lassen wollte, und oft mit launigem Spotte abwies. In Arbeitsliebe und Amtsthätigkeit war auch in den letzten Jahren keine wesentliche Veränderung wahrzunehmen; aber er kränkelte sehr oft Stunden- und Tagelang, ohne der Krank-

*) So weit reichen die eigenhändigen Notizen; von 1812 sind bloß die gehaltenen Vorlesungen namhaft gemacht.

d. H.

heit Rechte und Namen einzuräumen; er war oft verstimmt und trübe, was man sonst nie an ihm gewohnt war, und konnte eine natürliche Schwäche und Reizbarkeit des Nervensystems nicht verbergen. Wenige Gläser Wein versetzten ihn bisweilen in eine Spannung, welche ihn für trunken halten ließ; und er war darüber so betroffen, daß er mehrere Monate sich alles Weines enthielt, und durch beharrliches Zureden seiner Freunde kaum dahin vermocht werden konnte, von diesem Vorsatze einer mit seinem schwachen Körper durchaus unverträglichen Enthaltsamkeit abzugehen. In vertrauteren Unterhaltungen klagte er über Mißmuth und Arbeitscheu, die ihm fühlbarer seyn mochten, ohne daß Freunde und Hausgenossen ihrer gewahrten. Hinterher und zu spät konnte freylich bemerkt werden, daß der sonst immer thätige, vieles vorbereitende, vieles verarbeitende Mann wenig oder gar nichts von wissenschaftlicher Art vorgenommen hatte. Seine Vorlesungen wurden zwar im Ganzen wie gewöhnlich abgewartet und gereichten ihm, nach mehrmaligen Aeusserungen, zur Aufheiterung; aber sie griffen ihn oft auffallend an und es wurde sogar einigemal Abwesenheit des Geistes, Verwirrung und Verlegenheit darin bemerkt, wovon sonst nie Spuren vorhanden gewesen waren. Das ihm für das unruhige Jahr 1813 übertragene Prorectorat verwaltete er mit kräftiger Besonnenheit und wachsamer Treue. Die Verwaltung dieses beschwerlichen und in so stürmischer Zeit außerordentliche Anstrengung fodernden Amtes mag zur Beschleunigung des seine letzten Kräfte verzehrenden Uebels viel beygetragen haben. Was der bloß für das allgemeine Wohl und für die seiner Leitung anvertraute Anstalt besorgte, und über Pflichterfüllung sich selbst vernachläßigende und vergessende Biedermann in diesem merkwürdigen Jahre unternommen, gethan, abgewehrt hat, gehet zum Theil

aus der ersten und dritten Beylage hervor. Wer ihm näher stand und seines Vertrauens genoß, weiß, wie er seine Kräfte überbot, in gefährlichen Zeiten keinen Augenblick Ruhe und Erhohlung sich vergönnte, Nächte hindurch arbeitete und vieles that, was nur er sich zumuthen konnte. Er nahm an den städtischen Angelegenheiten den lebendigsten Antheil, suchte Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, scheute nichts, um dem gemeinen Besten zu dienen. Seine Kräfte waren schon sehr erschöpft, als gegen Ende des Jahres 1813 von der Mehrheit des Senats gewünscht wurde, daß er auch für das folgende Jahr sich der Verwaltung des Prorectorats unterziehen möchte, und mit schwerem Herzen gab er diesem Wunsche nach, weil er als Pflicht erkannte, die jetzt schwierige und mit manchen neuen Arbeiten unvermeidlich verbundene Geschäftsführung zu übernehmen, und vieles, was in Beziehung auf die Regierungsveränderung schon eingeleitet und angefangen war, zu beendigen. So kam unter beständigen, selten vom Anscheine erfreulicher Erfolge für das der Universität bevorstehende Schicksal, mehr von zweydeutigen oder gar trüben Aussichten begleiteten Anstrengungen, das Ende des Winters 18$1\frac{3}{4}$ herbey. Während des am Schlusse des halben Jahres gewöhnlichen Stipendiaten-Examens den 28sten März 1814 Morgens nach 10 Uhr wurde Münscher, als Prorector dabey gegenwärtig, von einem heftigen Fieber befallen, und kaum war er in sein Wohnzimmer zurückgekehrt, so erfolgte ein Blutsturz. Vergebens bot sein Hausarzt und Freund D. Conradi alles auf, um den geliebten und so Vielen theuern Kranken zu retten; mehr als Einmal schien er sich zu erhohlen; er fuhr oder ritt von Zeit zu Zeit aus, und die Frühlingsluft sagte ihm zu. Die frohen Nachrichten von dem Waffenglücke der Verbündeten in Frankreich, von der Besetzung von Paris, von der Ent-

thronung des Feindes der europäischen Ruhe, gossen ihm für Augenblicke und Tage neue Lebenskraft ein; Arnoldi, Conradi, Sangmeister, (der Obervogt der Universität) und Wachler mußten auf sein Verlangen mit ihm das Fest seiner Genesung begehen. Aber langsam, ihm selbst dem sonst so Vorurtheillosen und Hellsehenden unbemerkt, schlich die Auflösung heran; auch ihm wurde die Naturwohlthat für Auszehrende zu Theil, an Besserung zu glauben und von des Todes Nähe nichts zu ahnden. Unter allen, zum Theil schreckhaften Vorbedeutungen der nun herbeyeilenden entscheidenden Stunde, mit kaum hörbarer Stimme deutete der Sterbende des Abends vor seinem Tode noch auf das, was er bey wiederhergestellter Gesundheit zu thun entschloßen sey, und versprach sich Stärkung vom Schlafe. Er hat sie gefunden die lange Stärkung, den ewigen Frieden. Sein schwaches Leben erlosch, ohne Krampf und Schmerz in der ersten Morgenstunde am 28sten Julius 1814.

V. Selbstschilderung. *)

„Münscher ist lang und hager, sein Auge kalt und todt; sein ganzes Aeußeres verspricht wenig. Auch ist im

*) Meist wörtlich abgedruckt. Die früheste Anlage zu dieser Selbstschilderung scheint aus den ersten Jahren seines Professor-Lebens zu seyn; mit späterer Hand, hier in Klammern eingeschlossen, ist einiges berichtigt und hinzugefügt. Im ganzen ist Münscher viel zu streng gegen sich gewesen; anders als bescheiden von sich zu schreiben, war er nicht im Stande. Mildernde und zurechtweisende Anmerkungen zu diesem Aufsatze halte ich demnach für überflüßig.

d. H.

Betragen nichts Gewandtes und Einnehmendes. Nicht leicht kommt er einem Fremden entgegen, sondern er behält, bis man näher mit ihm bekannt ist, eine Zurückhaltung, die nicht aus Stolz herrührt, sondern eine Folge der Erziehung und seiner Lebensart ist. (Dieses hat sich doch in späteren Jahren und durch mehreren Umgang etwas vermindert, aber nicht verloren.) Er besitzt kein großes Genie, aber ziemlich viel richtigen kalten Verstand. Ohne eben mit tief eindringendem Scharfsinn ausgestattet zu seyn, hat er doch eine große Leichtigkeit, fremde Ideen aufzufassen, in hingeworfene Winke einzudringen und diese weiter zu verfolgen, sie zu ordnen, und mit seiner eignen Ideenreihe zu verweben. Diese Leichtigkeit verführt ihn zuweilen, daß er im Bücherlesen auf der Oberfläche der Wissenschaften hängen bleibt und nicht Mühe genug anwendet, um ihr Inneres zu ergründen. Er hat sehr viel gelesen, verfährt aber dabey zu flüchtig. Die mehrsten Schriftsteller sind ihm zu weitschweifig; er durchblättert sie mehr als er sie liest und verliert darüber Manches von ihrem Inhalte, was er bey genauerer Aufmerksamkeit behalten würde. Sein Gedächtniß ist zwar nicht ausserordentlich, aber stark und treu. Seine Einbildungskraft hat weder Fruchtbarkeit, noch Lebhaftigkeit, ist aber nach einem ziemlich festen Geschmack durch Lesen geregelt. Sein Styl ist einfach, bestimmt, deutlich, aber zuweilen etwas trocken und nicht fließend genug. Wenn er wenige und unbedeutende Geschäfte hat, ist er oft nachläßig; hingegen desto genauer und unermüdeter wird seine Thätigkeit, je zahlreicher und wichtiger seine Geschäfte werden. — Ueberhaupt ist sein Fleiß nicht langsam fortschreitend, sondern heftig und unternehmend; er sucht alles im Sturme zu erobern, worauf er einmal seine Aufmerksamkeit geheftet hat. Er arbeitet mit der größten Leichtigkeit und mit einem Eifer, der

zuweilen an eigentliche Leidenschaft gränzt.) In Sprachen, die er immer als Nebensache behandelt, hat er ziemliche Kenntnisse. Er versteht Englisch und Französisch, ohne jedoch beydes gut zu sprechen. Im Lateinischen hat er einen richtigen Geschmack, würde auch rein und gut schreiben, wenn es ihm nicht an grammaticalischer Genauigkeit fehlte. Mit den griechischen Prosaikern ist er gut bekannt, hingegen von Dichtern hat er wenig gelesen, den Homer, den er Stellenweis auswendig weiß, und späterhin die Tragiker ausgenommen. Auf das Hebräische hat er in frühern Jahren ausnehmenden Fleiß verwendet, jetzt scheint er es zu vernachläßigen. Es fehlt ihm auch an gründlicher Kenntniß der verwandten Dialecte. — In der Philosophie hat er das Kantische System studirt, und ist ein Freund, aber kein enthusiastischer und unbedingter Anhänger desselben. Er hat vielleicht nicht Geduld genug gehabt, dieses System durchaus mit der erforderlichen Genauigkeit und Beharrlichkeit durchzudenken und zu prüfen. Die Vorliebe für die Geschichte hat ihn vor allem philosophischen Partheigeist bewahrt. — In der Geschichte, die sein Lieblingsstudium ist, besonders in der Kirchengeschichte besitzt er ausgebreitete Kenntnisse, allein diese sind nicht in allen Theilen des historischen, auch des kirchenhistorischen Fachs gleich. In einigen Theilen ist er wirklich noch weit zurück. — Das Geschichtsstudium hat auf seine Theologie einen großen Einfluß gehabt. Der Anblick des beständigen Schwankens der menschlichen Meinungen hat ihm eine große Friedensliebe und Mäßigung in Beurtheilung Anderer, sie hat ihm ein Mistrauen gegen die Sicherheit menschlicher Kenntnisse eingeflößt, das an Skepticismus gränzt, wobey jedoch die Grundlagen der Religion und Moral ihm unerschütterlich fest bleiben. In der Dogmatik hat er kein festes System, und könnte es bei sei-

ner Furcht vor allen dreisten Entscheidungen schwerlich haben. In der Exegese hat er keine ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber seine Bekanntschaft mit den Profanscribenten hat ihm feste Anhänglichkeit an philologische Interpretation und zugleich einen ziemlich leichten und sichern Blick, um das Passende von dem Unpassenden zu unterscheiden, verrschafft. — Als Prediger hat er sich vornehmlich nach Zollikofer gebildet, ohne das Eigenthümliche der Zollikoferschen Manier anzunehmen. Er knüpft seine Predigten mehrentheils genau an den Text, seine Materien sind practisch, die Disposition regelmäßig und fest; allein er hat sich nie zu der edlen Simplicität und Herzlichkeit erheben können, die er als den ersten Vorzug guter Predigten betrachtet. Auch ist seine Declamation zu einförmig. (Als akademischer Lehrer ist er behutsam, ohne eigentlich zurückhaltend zu seyn. Sein Vortrag ist plan, ordentlich, aber vielleicht nicht unterhaltend genug. Fast nie erlaubt er sich Digressionen. Das eigentlich Praktische, was zur Bildung brauchbarer Religionslehrer beytragen kann, ist ihm die Hauptsache seines Unterrichts. Moral und Pastoraltheologie sind wohl die Collegien, die er nebst der Kirchengeschichte am besten liest. So sehr er selbst warmer Freund von Literatur ist, so bringt er sie doch in seinen Collegien nur sparsam an, weil er es für besser hält, Anfänger mit wenigen Hauptwerken bekannt zu machen, als mit einer Menge von Büchertiteln zu überladen.)

Sein Character ist ehrlich, grade und zuverläßig. Er hat keine heftigen Leidenschaften oder Affecte; (nur schimmert kaum merklich zuweilen etwas Ehrgeitz durch; dagegen ist er von allem Stolz gegen Geringere, doch eben nicht gegen Höhere frey.

Er verachtet Schmeicheley, ist aber für feineres Lob äusserst empfindlich, ob er gleich wenig darauf zu achten

scheint.) Fast nie verläßt ihm die Gegenwart des Geistes. Das Große und Erhabene rührt ihn mehr als das Schöne, im Ganzen aber hat sein Temperament viel Ruhe und Kälte. Dem ungeachtet ist er einer unermüdeten Thätigkeit fähig, sobald er einmal ein Ziel sich gesteckt hat. Alsdann können keine Schwierigkeiten ihn abschrecken, sondern sie verdoppeln vielmehr seinen Muth. Nur ist seine Arbeitsamkeit nicht geordnet genug, und er läßt sich oft zu sehr dabey von seinem Geschmack leiten. So bereitwillig er sich nach Andern richtet, und selbst seine Wünsche und Neigungen aufopfert, so lange es Nebensachen betrifft; so unbeweglich ist er, so bald er die Sache, mit Recht, oder Unrecht, für wichtig hält. Ueberhaupt scheint Festigkeit des Geistes das Ziel zu seyn, wornach er strebt. Gegen Putz, Vergnügungen der Tafel, auch gegen das andre Geschlecht ist er fast gleichgültig; allein gegen jedermann dienstfertig und verträglich. Er haßt allen Zwang der Etikette. Auf seine Verschwiegenheit kann man sich verlassen. Die Gewöhnung, alle Begebenheiten von ihrer hellern Seite anzusehen, erheitert ihm das Leben; doch scheint zuweilen eine düstre Laune seine Stirne zu trüben.«

VI. Betrachtungen über Münscher's sittliche Denkart und Handlungsweise. *)

Ein Mann, wie Münscher, bedarf keines schriftlichen Denkmals; die Erinnerung an das von seiner Wirksam-

*) Größeren Theiles schon bey Anzeige des Todes meines unvergeßlichen Freundes in den Theologischen Nachrichten 1814 abgedruckt. d. H.

keit ausgegangene Gute pflanzet sich ohne äußere Anregung fort von Geschlecht zu Geschlecht; späte Nachkommen feiern mit frommer Achtung den Namen des Mannes, welchen die Väter ehrten und liebten, an dessen Belehrungen und wissenschaftlichen Unterhaltungen sie für Wahrheit und Recht erstarkten, in dessen Wesen und Handeln der Ausdruck seltener Güte und Reinheit des Gemüthes und hoher Reife und Kraft des Geistes erkannt wurde. Aber der bessere Mensch gehöret nach seinem Scheiden von der Erde in anderer und höherer Bedeutung der Menschheit an. Nun erst läßt sich das von den Zeitgenoßen festgehaltene Einzelne im Wollen und Leben zu einem Ganzen vereinen, dessen ernste Betrachtung Pflicht ist, damit durch Vorhalten der Wirklichkeit ein besseres Geschlecht erzogen werde. Das Gewirre der Welt erlaubt dem Menschen im seltensten Falle das zu seyn, was er seyn will und kann; nach seinem Tode soll die Welt erfahren, was er erstrebte und vermochte, und wodurch er es vermochte; damit jeder, der für Gutes empfänglich ist, sich daran erbaue und stärke. Auf solche Weise möge der Werth eines edlen Mannes denen vergegenwärtigt und verdeutlicht werden, die oft nur nach allgemeinen Eindrücken und halbdunkeln Gefühlen ihn zu schätzen vermochten. Was anspruchlose Bescheidenheit musterhafter Menschen bey ihrem Leben nicht verstattet, wird von der Gerechtigkeit und Wahrheit ihrer näheren Bekannten erwartet, sobald sie aus unserem irdischen Kreise herausgetreten sind.

Am allgemeinsten gekannt und geachtet ist Münscher als Gelehrter und Universitätslehrer; es scheinet daher angemessen, daß die Betrachtung dessen, was er war und wodurch er es wurde, hiervon ausgehe. Die Grundlage seiner geistigen Bildung war theils Befreundung mit dem classischen Alterthume, theils frühzeitige

Angewöhnung zum schriftlichen Ausdrucke dessen, was er sich angeeignet und womit er sich beschäftigt hatte; beydes war Frucht einfach-verständigen Schulunterrichts. Das Studium der Alten entwickelte seinen Scharfsinn und seine Urtheilskraft; es gab ihm Festigkeit und Gewandheit in der so tief und unmittelbar in das Leben, besonders in das wissenschaftlich-praktische eingreifenden Auslegungskunst; die von früher Jugend an fortgesetzte Uebung im schriftlichen Ausdrucke führte ihn zum besonnenen Beobachten, zum verarbeitenden Selbstdenken, und erwarb ihm Fertigkeit in einfach lichtvoller Anordnung der Vorstellungen, welche seinen Darstellungen eigenthümlich blieb. Mit solcher Ausstattung konnte die Selbstthätigkeit des wißbegierigen Jünglings keine andere, als eine sehr günstige Richtung nehmen. Es war unschädlich, daß der Universitätsunterricht geringe Ausbeute darbot und die Erwartungen eines über dürftige Alltäglichkeit sich erbebender Kopfes unbefriedigt ließ; ämsiges wohl verarbeitetes Lesen ersetzten den Mangel des äußeren Fleißes.

Das Leben in kräftiger, nur für engherzige Formular-Menschen durchweg als roh geltender Jugendwelt entband den, vielleicht mit zuviel muthwilliger Keckheit und geistiger Selbstüberhebung sich ihr hingebenden Jüngling von schwerfälliger Steifheit, welche eine Folge ausschließlichen Bücherfleißes zu seyn pfleget. Das bey vielen Anderen wohl bedenkliche frühzeitige Eintreten in kirchliche Amtsverhältnisse verwahrte ihn gegen schnöde Einseitigkeit einer mit seltener Anstrengung früh erworbenen Gelehrsamkeit; es zog ihn zu gemeinnütziger Wirksamkeit hin; und diese that ihm sowohl, daß er fortan mit den verführerischen Gefahren literärischer Zurückgezogenheit, welchen sonst auch Starke erliegen, wenig zu käm-

pfen hatte. An der Seite eines biederen, frommen, im Dienste des Herrn ergraueten Greises erkannte er ächte Gottesfurcht in ihren edelsten Früchten und wurde mit Erfahrungen unterstützt, welche in solcher Fülle kaum das längere eigene Geschäftsleben darbietet. Dabey bürgten das aufgeregte Bedürfniß und die schon feste Richtung seines Geistes für die Fortdauer warmen Eifers in Erweiterung und Begründung gelehrter theologischer Kenntniße, dessen Erfolg fast immer gleich belohnend, nur für den strengeren Richter über sich selbst nie genügend war.

Dieser glückliche Verein ungewöhnlicher Eigenschaften und innerer Verhältnisse rechtfertigt nicht so sehr die Ernennung, als das Bewerben Münscher's um eine Lehrstelle auf der Universität. Ein Mann ohne gelehrten Ruf, auf das auch noch so vortheilhafte Zeugniß über glücklich bestandene Candidaten-Prüfung, mag es von einer Facultät oder von einem Superintendenten ausgestellt seyn, kann mit Grund und Recht nicht zu einem ordentlichen Professor der Theologie ernannt werden; das heißt zuviel dem Zufalle vertrauen und unter vielen solchen Wagestücken gelinget kaum Eins! — Münscher selbst fühlte tiefer und richtiger, als Andere, das Gewagte in diesem Schritte und konnte der Befremdung darüber, daß er ihn gethan, lange nicht Herr werden. Liebe zum wissenschaftlichen Leben überwand seine Bedenklichkeiten; und der Entschluß, sich einer solchen, in ihrer ersten Erscheinung kaum zu rechtfertigenden Auszeichnung würdig zu erweisen, wurde mit einer so beharrlichen Anstrengung ausgeführt, daß seine Gesundheit einige Zeit dadurch in augenscheinliche Gefahr gerieth.

Münscher bildete sich durch eigene Kraft, ohne helfenden Hinblick auf ein lebendig wirkendes Vorbild,

nach mehreren Verirrungen und warnenden Erfahrungen, zu einem ausgezeichnet nützlichen Lehrer, indem er den hohen Beruf desselben reiflich erwog und den sich aus solcher Erwägung ergebenden strengeren Foderungen von Jahr zu Jahr immer vollständiger zu entsprechen suchte. Ein Mann von so kräftigem Geiste und nicht ohne mannigfaltige Vorkenntnisse gelangte bald dahin, seinen Stoff zu beherrschen; er hielt sich gleich Anfangs fern von buchstäblicher Abhängigkeit von Heften und strebte nach Auffindung des rechten Mittelweges zwischen Raschheit der freyen Rede und ermüdend-unbeholfner, Alles auf wörtlich-vollständige Nachschreiberey berechnender Langsamkeit. Schwieriger war die Bestimmung und Auswahl dessen, was der Lehrer, anfänglich oft den Werth der Mittheilung nach sich selbst abmessend, zu geben verpflichtet ist; die aus unbefangener Zergliederung des wesentlichen Zweckes aller Vorlesungen hervorgegangene Ueberzeugung entschied zuletzt dahin, daß auf möglichst-richtigen Gesammteindruck, auf Erweckung und Unterhaltung immer reger Theilnahme, auf anschauliches Vorhalten des zu erstrebenden Zieles, und auf Belebung der Selbstthätigkeit hingearbeitet werden solle. Die gewissenhaft treue, fortschreitend glücklichere Befolgung dieser richtigen Grundsätze, das Herausheben des Wesentlichen, die Andeutung der Verpflichtung zu weiterer, eigener Untersuchung, die verständig-abgemessene Nachweisung dessen, was dabey Hülfe leiste, die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks erkläret den fast ungetheilten Beyfall, welchen M ü n s ch e r's Vorlesungen zwanzig Jahre hindurch bey Zuhörern, wie es nicht anders seyn kann, von sehr verschiedenartigen Vorkenntnissen und Bedürfnissen, gefunden haben. Wird nun noch die ungekünstelte Freundlichkeit berück-

sichtigt, mit welcher dieser Lehrer dem Studirenden Rath und Zurechtweisung gab, wie er anspruchlos, heiter, und doch nicht ohne väterlichen Ernst mit ihnen umging, wie er umsichtig und schonend ihren Wünschen entgegen kam, wie er menschlich mild und selbst in seiner Strenge ohne Härte war; so wird ein jeder natürlich finden, daß seine Zuhörer ihm von ganzem Herzen anhingen, und ein so geliebter und geachteter Mann mit wenigen nachhaltigen Worten mehr über sie vermochte, als durch Gesetze und Drohungen oder durch steif=breite Anmaßungen, von welchen ehemals wenigstens der Universitätslehrer sich oft beherrschen oder bethören ließ, ausgerichtet wird.

Mit diesem wahrlich ehrwürdigen Eifer, an Vervollkommnung der Amtswirksamkeit zu arbeiten, würden Viele ihrer Berufspflicht genug gethan zu haben meinen; aber Münscher glaubte, und gewiß mit Recht, auch als Schriftsteller Etwas leisten zu müssen. Wären Universitäten, wozu Beschränktheit des Zunftgeistes und Unkunde höherer Ansprüche der Menschheit an Staat und Wissenschaft sie gerne herabwürdigen möchten, ausschließlich oder zunächst nichts weiter, als Bildungs (d. h. Abrichtungs=) Anstalten für das Land, in welchen sie bestehen, so würde alles Andere im Leben und Streben des Professors dem Lehrgeschäfte untergeordnet bleiben; aber schon lange ist dieser gemeine Gesichtspunkt aufgegeben und die edlere Bestimmung unserer Hochschulen geltend gemacht worden. Sie sind gelehrte Vereine, welche die Wissenschaft pflegen, fördern und verbreiten sollen; folglich übernimmt ein Universitätslehrer Pflichten gegen die Wissenschaft, welche von nicht geringerer Bedeutung sind, als die Lehrerpflichten. Der Professor hat öffentlich vor denen, welchen ein Urtheil darüber zustehet, den Besitz seiner Stelle zu rechtfertigen und das Vertrauen, auf welches die Universität als Pflegerin der Wissenschaften

Anspruch macht, so viel von ihm abhänget, zu begründen und sicher zu stellen. Eingedenk dieses, dem wissenschaftlich gebildeten und für Wissenschaft lebenden Manne nicht zweudeutigen Berufes, trat M ü n s c h e r als Schriftsteller auf. Ihm wurde, wie solche Voraussetzungen nicht anders erwarten lassen, verdienter Ruhm zu Theil; die von ihm bearbeitete Wissenschaft gewann durch seine Bemühungen gediegne gründliche Aufhellung und wurde geistiger Betrachtung und Benützung näher gebracht. Die Geschichte der Kirche und besonders der kirchlichen Glaubenslehre verdanket ihm anerkannt viel; Kenntniß und richtiger Gebrauch der Quellen, lichtvolle Anordnung des Stoffes, ruhige Unbefangenheit der Ansicht und reine Gerechtigkeit des Urtheils sind hervorstechende Vorzüge seiner gelehrten Arbeiten; sie waren dem erfahrnen Kenner eben so willkommen, als sie den jüngeren Freund wissenschaftlicher Theologie auf richtigere Vorstellungen und zum Auffinden des bequemeren Standortes, von dem aus ihre Gestaltung aufgefaßt werden kann, hinführten; sie gewähren ein fruchtbares Hülfsmittel für vielseitige Forschung und verfehlen sicher ihres Hauptzweckes nicht, das historisch-theologische Selbstdenken zu fördern.

So bestand zwischen Lehramt und schriftstellerischer Thätigkeit ein beyden ersprießliches Wechselverhältniß; und neben beyden wurden die kirchlichen Amtsgeschäfte nicht vernachläßigt; auch für diese wußte der rastlose Mann Stunden zu finden. Nur Visitationsreisen unterblieben und durften unterbleiben, da er die seiner Aufsicht untergebenen wenigen Prediger und Schullehrer genau kannte und beobachtete, und sehr wohl einsah, daß durch Visitationen, wie sie jetzt sind, Prediger, Kirchenkasten und Gemeinden belästigt, die Gebrechen des Kirchen- und Schulwesens aber nicht beseitigt werden; etwas zum Prunke oder des oft leidigen Herkommens we-

gen zu thun, war seinen Grundsätzen entgegen. Uebrigens galt er mit vollem Rechte als einer der musterhaftesten Geschäftsmänner und beschränkte sich als solcher keinesweges auf den engen Wirkungskreis der im Oberfürstenthum kleinen und immer sichtbarer verkleinerten reformirten Kirche, sondern nahm an allen, dem gemischten Consistorium angehörigen Angelegenheiten des protestantischen Kirchen- und Schulwesens treuen Antheil. Seine Rechtlichkeit war unbescholten und sicherte ihm unter allen Verhältnissen und bey den verschiedenartigsten Mitarbeitern und Untergebenen ein entschiedenes, nie gesuchtes und nie mißbrauchtes Uebergewicht. Sein Eifer für das Gute, für Wahrheit und Gerechtigkeit war immer gleich lebendig. Er arbeitete leicht und schnell; denn Uebung und Richtigkeit des Blickes kam ihm zu statten und er wußte den Hauptpunkt, auf welchen Alles ankömmt, mit sicherem Tacte aufzufinden. Sein Gang im Geschäftsleben hatte unwandelbare Geradheit und Festigkeit; er scheute Niemanden, weil er sich bewußt war, nichts anderes zu wollen, als was ihm wahr und recht erschien.

Mit unermüdeter Regsamkeit und Kraft suchte er dem, noch so großer Hülfe bedürfenden Schulwesen aufzuhelfen. Die gelehrten Schulen, für welche seit dem Reformationszeitalter so viel wie nichts geschehen war, mußte er ihrem Schicksale überlassen. Aber standhaft verfolgte er unter den widersprechendsten Verhältnissen und schwer zu besiegenden Schwierigkeiten, den Entwurf zur Vervollkommnung des Volksschulwesens. Ihm verdanket das Oberfürstenthum das 1806 in Marburg zu Stande gebrachte Landschullehrer-Seminarium, und für Erhaltung und Veredelung dieser zweckmäßigen und in ihrem Erfolge gesegneten Anstalt sorgte er mit wahrhaft väterlicher Liebe. Nach seinem Wunsche sollten Schulmänner die eigentlichen Stützen der mit Umsicht geleite-

ten und in sich selbst erstarkenden Volksbildung seyn, mehr durch öffentliches Reden und Handeln im vaterländischen Geist, als durch Methodenspiel und üppige Ausspendung des todten Buchstabens. So wenig auch von diesem Bilde freudiger Hoffnungen in lebendige That überging, so gab er es doch nicht auf; die Verwirklichung solcher frommen Ahndungen blieb der wiederhohlt sich ankündigenden besseren Zeit aufbewahrt. Immer fand, was der Menschheit sittlich frommt, in ihm einen warmen Sprecher, einen tapferen Vertreter; immer war ihm gemeine Selbstsucht mit allen ihren Verblendungen und bald geheimen bald offenen Zudringlichkeiten und schleichenden Künsten ein Greuel. Auf dem Krankenlager, bey schon sehr geschwächten Kräften, überließ er sich gerne Entwürfen zur Verbesserung einzelner Theile des Kirchen- und Schulwesens und zur Begründung fortschreitender wahrer Volksbildung, die er für den höchsten Zweck des gesellschaftlichen Vereins und dessen Strebens hielt. Auch wollte er sich mit furchtloser Wahrheitsliebe gegen die von Franzosen geerbte Besteurung der Pfarrgüter erklären, und über vieles andere die altgermanische Gerechtigkeit um Hülfe anrufen, damit die neue Zeit doch wirklich auch eine bessere genannt werden könne.

Wie freute er sich der Tage der Erlösung des teutschen Vaterlandes, der Herstellung des teutschen Namens und Waffenruhmes! Die Wehestunden der Wiedergeburt Teutschlands hat er erlebt; der Genuß sichergestellten Daseyns des Vaterlandes und seines Aufstrebens zur Ehre, des wieder gewonnenen äußeren Daseyns durch innere Güte würdig zu werden, ist ihm nicht geworden. Wer wäre empfänglicher und würdiger gewesen für diesen Freudengenuß, als Er, der sich mit kindlicher Unschuld des Guten freuen konnte, weil er reinen Herzens war? der in seinem Gemüthe so reichen und festen

Glauben an die Menschheit trug, welcher allein begründet ist im Glauben an Gott und Ewigkeit? — Doch ist er auch des Kummers überhoben worden, Zeuge zu seyn von der Schlaffheit und Verstocktheit derer, welche die Wunder der Zeit nicht begreifen, oder sie gar als für ihre strafbare Selbstsucht geschehen betrachten und zu deren Befriedigung benutzen wollen. Er würde über solche heillose, alle Zucht- und Besserungsmittel verhöhnende Verblendung viel gelitten haben, ohne jedoch deshalb an dem endlichen Siege der Wahrheit und Gerechtigkeit zu verzweifeln. Der feste Glaube an die Vorsehung kann und wird durch schnöden Undank gegen ihre Führungen nimmermehr erschüttert werden.

Das Andenken des den Seinigen, Freunden, Schülern, Amtsgenossen und Mitbürgern unvergeßlichen Mannes, wollen wir ehren durch ernstes Streben, in seinem Geiste und nach seinen Grundsätzen zu handeln; wie er, zu üben Gerechtigkeit und Liebe, Kraft und Schonung; wie er, in uns zu vereinigen Theilnahme und Ernst, Sanftheit und Festigkeit; wie er, wollen wir uns selbst zu gewinnen suchen, wollen wir achten auf das, was in uns ist, damit das Aeußere und Vergängliche keine Gewalt erlange über das unvergängliche Unsichtbare.

Sein Bild bleibe einem Jeden, der ihn kannte und ehrte, gegenwärtig; es stärke den Jüngling zum Guten und Rechten; es helfe den Mann erhalten auf dem Wege der Pflicht; es ermuntere Alle zur Arbeit der Tugend, zur muthigen Ausdauer in Wahrheit und Gerechtigkeit. Die Gestalten, welche uns umgeben, entweichen; sie zerfließen wie Nebelgebilde; Eins bleibt; und wer dieses Eine ahndet, ehret, festhält, der ist erkohrner Führer zum höheren Ziele des Lebens.

VII. Schriften = Verzeichniß.

1) Darstellung der moralischen Ideen des Clemens von Alexandrien und des Tertullian; ein Beytrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre, 1796.
in Henke Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte, B. 6. St. 1. S. 106 bis 140.

2) Historische Entwickelung der Lehre vom tausendjährigen Reiche in den drey ersten Jahrhunderten, 1796.
Ebendaselbst B. 6. St. 2. S. 233 bis 254.

3) Ueber den Zustand der christlichen Sittenlehre in den ersten Zeitaltern nach dem Tode der Apostel, 1791.
in Henke Neuem Magazine ꝛc. B. 1. St. 2. S. 337 bis 375.

4) Handbuch der christlichen Dogmengeschichte, Erster Band. Marburg 1797, 8. Zweite verbesserte Auflage. Das. 1802, 8.
Zweiter Band, das. 1798. Zweite Auflage, das. 1814.
Dritter Band, das. 1802.
Vierter Band, das. 1808.

5) Versuch einer historischen Entwickelung der Ursachen und Veranlassungen, durch welche die Dogmatik in dem protestantischen Theile von Teutschland seit der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts eine neue Gestalt erhalten hat, von Wr. 1798.
in Stäudlin's Beyträge zur Philosophie und Geschichte der Religion ꝛc. B. 4. S. 1.

6) Bemerkungen über den Ursprung der vier Evangelien und der Apostelgeschichte in Beziehung auf die Untersuchung des Hrn. D. Eckermann in seinen theol. Beyträgen, von Wr. 1799.
Ebendas. B. 5.

7) Progr. An Dialogus cum Tryphone Justino Martyri recte adscribatur? Marburg 1799, 4.

8) Untersuchung über den Sinn der Nicänischen Glaubensformel, 1802.
in Henke N. Mag. B. 6. St. 2. S. 334 ꝛc.

9) Magazin für das Kirchen- und Schulwesen, besonders in Hessen und in den angränzenden Ländern, Marburg 1803, B. 1. Heft 1, 2, 3, gr. 8.
(Von ihm sind zwey Aufsätze in diesem Magazine abgedruckt: 1) Ueber den Verbesserungs = Eifer im Kirchen- und Schulwesen, H. 1. S. 1, ꝛc. 2) Einige Wünsche die Liturgie betreffend, H. 3. S. 98 ꝛc.)

10) Einige Vermuthungen über die Nicolaiten, 1803.
in Gabler's Journal für Theol. Litt. 1803. B. 1. St. 1.

11) Predigten, Marburg 1803, gr. 8.
(Die Einnahme wurde zur Unterstützung bey dem Bau eines höchstnöthigen, bis jetzt noch nicht vollführten oder vielleicht nicht einmal angefangenen, neuen lutherischen Schulhauses in Marburg bestimmt. Bis dieser Bau zu Stande kömmt, werden die Zinsen des Capitals von 550 Rthl. zum Besten des Schullehrer-Seminariums verwendet.)

12) Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte, zum Gebrauche der Vorlesungen, Marburg 1804, gr. 8; Zweyte Ausgabe besorgt von D. L. Wachler. Das. 1815. gr. 8

13) Progr. De ecclesiae reformatae in Hassia ortu. Marburg 1809, 4.

14) Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Marburg 1811, gr. 8.

15) Ueber Voltaire's antireligiöse Denkart, 1812.
in theol. Nachrichten 1812. B. 2. S. 121 bis 134. und wieder abgedruckt in der gegenwärtigen Sammlung.

16) Politische Predigten, Marburg 1813, gr. 8.

Recensionen: in der Göttingischen Bibliothek der theologischen Literatur 1797. von folgenden Büchern: Niemeyer's Grundsätze der Erziehung, 1 und 2: Niemeyer's und Wagnitz Bibliothek für Prediger, B. 1 und 2.; Homiletisch-kritische Blätter 1 bis 7.; Duttenhofer's Geschichte der Religionsschwärmereyen, B. 1 und 2.

Einige in Gabler's theologischem Journal.

Wenige in der Erlanger Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Sehr viele in den Neuen theologischen Annalen vom Jahre 1802 bis 1813.

Beylagen.

A.

Beyträge zur neueren Geschichte der Universität Marburg.

B und C.

Beyträge zur Zeitgeschichte.

A.

I. Zur Characteristik Marburger Professoren.

Daniel Wyttenbach, starb 1778.

Wyttenbach habe ich nicht persönlich gekannt, allein aus glaubwürdigen Nachrichten manche Züge von ihm gesammelt. Er war ein biederer Schweizer, als dessen Hauptzug, Herzensgüte, hervorstach. Die Wolfische Philosophie hatte er sich zum Hauptstudium gemacht, und wollte durch die Anwendung der demonstrativen Methode der Theologie neue Festigkeit geben. Dieses erwarb ihm Ruhm, und da man bey dem eben erfolgten Uebergang des Erbprinzen von Hessen zur katholischen Kirche, einen recht berühmten Theologen zur Stütze der hessischen Kirche nach Marburg zu berufen, für gut fand; so wurde Wyttenbach mit einer für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Besoldung von Bern hierher gezogen. Allein die gefaßten Erwartungen fanden sich so wenig erfüllt, daß der Scherz in Umlauf kam, der ächte Wyttenbach sey auf der Post ausgetauscht worden. Zwar besaß er mannigfaltige Kenntnisse, arbeitete mit edler Berufstreue, und uneigennütziger Dienstfertigkeit; allein er bewegte sich blos in den Gränzen seines Systems. Alles was ausser diesem lag, interessirte ihn wenig: zu allen andern Geschäften hatte er kein Geschick; *) und die

*) Seine schriftlichen Abstimmungen im Senat verfertigte er nicht leicht, ohne sich von einem Pedellen, was er schreiben sollte, vorsagen zu lassen.

Kunst, sich geltend zu machen, war ihm ganz fremd. Auch seine Lehrgaben waren nur mäßig. Er mußte öfters die Erfahrung machen, daß seine Gutmüthigkeit mißbraucht wurde; dadurch ging seine Schüchternheit in Mißtrauen über. Er zog sich fast ganz von Umgang und von anderen als seinen eigentlichen Berufsgeschäften zurück. Durch sein Mißtrauen wurde aber seine Menschenliebe nicht erstickt. Seine Besoldung, neben welcher er noch eigenes Vermögen hatte, verwendete er so sehr zum Besten der Armen, daß er, der wenig Bedürfnisse hatte, selbst diese zuweilen sich zu versagen genöthigt war. — Noch einige specielle Züge füge ich hinzu. Wyttenbach pflegte von fleißigen Zuhörern kein Honorar anzunehmen, nur die unfleißigen ließ er bemerken, und nahm von ihnen für jede versäumte Stunde einen guten Groschen. — Anstatt ordentlicher Mahlzeiten hatte er die Gewohnheit zu essen, wann ihn hungerte, und da war er mit der einfachsten Kost zufrieden. — Sein einfacher Anzug verursachte einst, daß er von der Wache aufgegriffen wurde. Er ließ mit völliger Ruhe sich fortführen, bis er endlich erkannt und mit Entschuldigungen losgelassen wurde.

Bernhard Otto Duising, starb 1781.

Diesen Mann habe ich nur wenig gekannt, allein mehrere Erkundigungen über ihn eingezogen, vorzüglich von dem Geheimen-Justiz-Rathe Curtius.

Duising besaß schöne humanistische Kenntnisse, schrieb und sprach die lateinische Sprache gut, in welcher er auch seine Vorlesungen zu halten pflegte. In der Theologie hatte er den Schlendrian des Systems inne. Es fehlte ihm aber an gründlichen theologischen Kennt-

nissen, noch mehr an Ernst und Eifer in Erfüllung seines Amtes. Da er im Wohlstande lebte, so gab er sich besonders in seinen späteren Jahren immer mehr der Gemächlichkeit hin, und that in seinem Berufe nur so viel, als Ehrenhalber geschehen mußte. In seinen exegetischen Vorlesungen bestand die Hauptsache darin, daß er mehreren Zuhörern verschiedene Bibelübersetzungen in die Hände gab, jeden seine Version ablesen ließ, und dann ganz kurz beyfügte, welche darunter ihm gefalle. Er hielt ein Conversatorium, oder wie er es nannte Collegium, dessen größter Theil mit Gesprächen über Stadneuigkeiten ausgefüllt wurde. Dabey fehlte es ihm nicht an Weltklugheit, und bey Hofe hatte er, besonders so lange sein Verwandter, der Canzler, Calkhof, lebte, vielen Einfluß. Die Geradheit seines Charakters wurde von Vielen bezweifelt.

Samuel Endemann, starb 1789.

Endemann war klein und stark von Person, sein Auge war lebhaft. Schon sein Aeusseres kündigte den strengrechtlichen Mann an. Er sprach kurz und mit Nachdruck, wurde leicht heftig, war aber bald wieder besänftigt. Ungeachtet einer rauen Aussenseite, welcher gesellschaftliche Abglättung fehlte, war sein Herz weich und gefühlvoll. Seinem Beruf lag er mit Ernst und Eifer ob. Manche rauhe Ecken seines Charakters würden sich abgeschliffen haben, wenn er verheirathet gewesen wäre.

Gegen Lob und Tadel war er empfindlicher, als man bey dem Ernst und der Festigkeit seines Characters hätte erwarten sollen. Ueberhaupt war sein Gefühl für Recht und Unrecht gegen ihn und Andere sehr regsam.

In seinem Amte wollte er bloß Lehrer der Jugend seyn. Auf alle andern Geschäfte ließ er sich wenig und ungern ein.

Sein Wort war ihm heilig und gegen Arme zeigte er sich sehr wohlthätig. Seine Kenntnisse waren vielfach, und er ließ sich die beständige Erweiterung derselben angelegen seyn. Allein er hatte nicht von Jugend auf, sondern erst in späteren Jahren, als er Pfarrer in Hanau war, sich zum eigentlichen Gelehrten zu bilden angefangen. Wahre und geschmackvolle Philosophie war ihm fremd geblieben, und ungeachtet er in lateinischen Schriftstellern ziemlich belesen war, so hatten sie doch auf Bildung seines Geistes und Geschmacks wenig Einfluß gehabt. Mit den classischen Schriften der Griechen war er gar nicht bekannt. In seinen späteren Jahren hatte er ausnehmenden Fleiß auf das Hebräische gewendet; allein da ihm die Kenntniß der verwandten Mundarten fehlte, da er kein feineres exegetisches Gefühl besaß, welches man sich nur durch frühes und fortgesetztes philologisches Studium aneignet; so blieben seine exegetischen Kenntnisse und Vorträge sehr unvollkommen. Von Geschichte wußte er viel; allein alles dieses war nur durch gelegentliches Lesen gesammelt, nicht aber durch eigenes Studium aus den Quellen erwachsen. In der Theologie hielt er den Lehrbegriff seiner Kirche wenigstens in den Hauptpuncten mit inniger Ueberzeugung fest. Er war aber kein blinder Anhänger desselben. Er dachte selbst, war auch bereit, ehemalige Meinungen gegen bessere zu vertauschen; nur fiel ihm nicht ein, die ersten Principien seines Systems zu untersuchen. Weil er diese für unbestreitbar hielt, und aus ihnen consequent seine Sätze herleitete; so konnte er sich des Unwillens gegen Neuerer nicht erwehren, welche mit gehaltlosen Gründen, wie er glaubte, den bisherigen protestantischen Lehrbegriff umstoßen, und da-

durch die Bibel und die Religion selbst herabwürdigen wollten. Dieser Unwille brach öfters mit Heftigkeit hervor, und wurde durch die Frivolität, womit manche neuere Schriftsteller religiöse Gegenstände behandelten, stärker gereitzt. Sein Vortrag war klar, herzlich, nur etwas trocken und eintönig. Er bereitete sich darauf sorgfältig vor, ohne abzulesen. Er haßte das wörtliche Nachschreiben, und suchte mehr den Kopf als die Finger der Zuhörer zu beschäftigen.

Als Endemann nach Marburg kam im Jahr 1781, wurden seine Verdienste überschätzt, späterhin sank die Achtung gegen ihn, welches er mit Kränkung fühlte. Man warf ihm Obscurantismus und Verfolgungssucht vor, womit man dem edlen Mann, der nur das Wahre und Gute, freilich nach seiner Ueberzeugung, wollte, Unrecht that.

II.

Beyträge zu der Geschichte der Universität Marburg seit dem Jahr 1792.

Landgraf Wilhelm IX hatte bald nach seinem Regierungs-Antritt den ernstliche Willen gezeigt, die Universität Marburg emporzubringen. Er versetzte dahin die Lehrer des aufgehobenen Collegii Carolini in Cassel, unter welchen mehrere verdiente und berühmte Männer waren. Er ließ mit beträchtlichem Kostenaufwand ein Anatomie-Gebäude und einen botanischen Garten, späterhin noch ein Entbindungshaus und ein chemisches Laboratorium errichten. Auch wurden zweyhundert Thaler zu einer Klinischen Anstalt bewilligt. Nicht weniger wurde ein Lehrer der Kriegswissenschaften und ein ande-

rer der Cameral-Wissenschaften angestellt. Indeß war doch durch alle diese Anstalten Marburg noch keine vorzügliche Universität geworden, wie sich aus genauerer Betrachtung ihres Zustandes im Jahr 1792 leicht abnehmen läßt.

In der Theologie hatte die Universität an Pfeifer zwar keinen berühmten Gelehrten, doch einen geschickten und gemeinnützigen Lehrer verloren († 1791). Coing, welcher ihm als erster Lehrer folgte, besaß einen rechtschaffenen Charakter und wohlwollende Gesinnungen, allein weder die Talente, noch die Kenntnisse, die einem akademischen Lehrer unentbehrlich sind. Arnoldi war dagegen mit ausgebreiteter und tiefer, besonders aber orientalischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, ein etwas verschlossener, aber edler Mann, wichtig für die Universität, ob er sich gleich mit der eigentlichen Predigerbildung nicht abgab. Pfeifer's Stelle sollte Münscher ausfüllen, ein sehr junger und noch ganz unbekannter Mann, welcher bisher Prediger gewesen war, und dem man, nach der Art wie er auftrat, wohl guten Willen, aber weder Talente noch Gelehrsamkeit zutrauen konnte, um etwas Vorzügliches zu leisten. Als noch im Sommer 1792 Coing plötzlich starb, wurde Zimmermann von Hanau nach Marburg versetzt, welcher durch seinen Fleiß und durch seine mannichfaltigen Kenntnisse nicht wenig Nutzen stiftete, und besonders im Anfang dadurch großen Beyfall erhielt, welcher den seiner Collegen verdunkelte, daß er sich für einen Anhänger der Kantischen Philosophie erklärte, welche damals von den Studenten als der Inbegriff aller Weisheit verehrt wurde.

An der Spitze der juristischen Facultät stand der Kanzler von Selchow. Ausgebreitete Kenntnisse und zahlreiche Schriften hatten ihm als Professor zu Göt-

tingen Ruhm verschafft, und seinen Ruf nach Marburg veranlaßt. Allein hier offenbarte sich seine schon gesunkene Kraft; er machte sich durch Eitelkeit und Aufschneiderey bald lächerlich und verächtlich. Sorber und Hofmann, welche nach ihm folgten, waren zwey veraltete Männer. Der erstere war, seiner sehr beschränkten Kenntnisse ungeachtet, ehmals ein nicht unnützer Lehrer gewesen. Der letztere hatte den Ruhm eines thätigen Actenarbeiters, aber als akademischer Lehrer hatte er bey aller seiner weitläufigen, aber ungeordneten Belesenheit nie etwas getaugt. Robert war ehmals Theolog gewesen, aber zur Rechtsgelehrsamkeit übergegangen — ein Schritt, der sehr ungleich gedeutet und beurtheilt wurde. Ohne eigentliche Erudition zu besitzen, war ihm vielseitige Kenntniß, Leichtigkeit, Ideen aufzufassen, geübte Urtheilskraft, und als Folge davon — praktischer Geschäftsgeist eigen. Thätigkeit und Dienstfertigkeit waren seine Vorzüge; Herrschbegierde und Partheylichkeit wurden ihm als Fehler nachgesagt. Auf die sämmtlichen Verhandlungen der Universität, deren Verhältnisse er vollkommen kannte, hatte er unter allen den größten Einfluß, und war der erklärte Gegner des Kanzlers. Erxleben galt für einen geschickten und gewandten Mann, der als Lehrer geschätzt und als guter Gesellschafter gelobt wurde. Zwey außerordentliche Professoren Robert der jüngere und Weiß waren als fleißige und hoffnungsvolle Männer mit Recht geschätzt.

Der medicinischen Facultät gewährte ihr Primarius Baldinger auswärtigen Ruf, aber außerdem wenig. Bey allem seinem vielen Wissen, leistete er als Docent fast gar nichts, und seine wüste Lebensart, die mit den Jahren weiter ging, raubte ihm immer mehr von der öffentlichen Achtung. Stein, sein College, hatte sich durch die musterhafte Einrichtung des Entbindungshauses ver-

dient gemacht, und war als großer Mann in seinem Fache berühmt, auf welches sich der Kreis seiner Kenntnisse und Studien fast ausschließlich beschränkte. Michaelis, gefiel durch ein treffliches Aeußeres und künstliche Declamation. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden ungleich beurtheilt; doch lobte man seinen Fleiß als Lehrer. Man hielt ihn für einen ehrlichen, doch von Eigenliebe und der Begierde zu glänzen geleiteten Mann. Mönch hatte zwar keinen einnehmenden Vortrag, auch fehlte es ihm durchaus an philologischen Kenntnissen, und überhaupt an wissenschaftlicher Bildung; allein als ein erfahrner Botaniker und Chemiker stand er in Ansehn. Busch war mehr gemeinnütziger praktischer Arzt, als akademischer Gelehrter und Lehrer. Brühl wurde wegen seines faßlichen und sorgfältigen anatomischen Unterrichts von seinen Zuhörern gelobt.

Die philosophische Facultät war aus sehr ungleichartigen Männern zusammengesetzt. Stegmann, ein geübter Mechaniker, aber in der Theorie ein seichter Schwätzer, hatte durch die heillose Verwirrung seiner Haushaltung alle Achtung verloren. Waldin, ein ehemals nicht ungeschickter Wolfianer, war vom Mangel zu Boden gedrückt und hatte alle Fortbildung vernachläßigt. Schröder, ein gelehrter Orientalist, war schon alt und hatte niemals Lehrgaben besessen. Curtius war ohne Zweifel der wichtigste Mann in der ganzen Facultät. Eine vielumfassende Gelehrsamkeit war in ihm mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit und unermüdeter Berufstreue verbunden. Nur hatte er von den vielen ihm anvertrauten Fächern in seinen späteren Jahren einige, nämlich die lateinische Philologie und die Literär-Geschichte, zu lehren aufgehört. Tiedemann, welcher gründliche philologische und historische Kenntnisse mit seinen philosophischen Studien verband, wurde weniger

geachtet als er verdiente, theils weil er Gegner des von den Studenten vergötterten Kant war, theils weil es ihm an der Kunst sich geltend zu machen fehlte. Justi der ältere besaß Gelehrsamkeit, war aber mit Aemtern zu sehr überladen, und bereitete sich zu wenig auf seine Vorlesungen vor, um durch sie Nutzen zu stiften. Bering bearbeitete und lehrte die speculative Philosophie mit großem Eifer für das Kantische System; wenn er auch des Ruhmes heller und allgemeiner-faßlicher Darstellung ermangelte, so war er doch unverkennbar ein sehr nützlicher Lehrer. Wepler wurde durch epileptische Zufälle außer Stand gesetzt, seine orientalischen Kenntnisse nutzbar zu machen, er starb schon den 30ten November 1792. — Jung voll warmen Eifers für Religion, ausgestattet mit einem gefühlvollen Herzen und lebhafter Einbildungskraft, wurde bey nicht geringem Scharfsinn leicht durch Gefühle irre geleitet, und war mit allen seinen Erfahrungen leicht zu täuschen; er lehrte die Cameral-Wissenschaften mit einem Beyfalle, der sich späterhin verminderte, und hatte, seiner wohlwollenden Gesinnungen ungeachtet, viele Gegner. Schleicher lehrte die Kriegswissenschaften. Remond, ein junger hoffnungsvoller Lehrer der Kirchengeschichte starb in der ersten Blüthe seiner Jahre (den 10ten Jenner 1793). — Beauclair war französischer Sprachmeister gewesen und ordentlicher Professor der Philosophie geworden. Auch die zwey Lehrer am Pädagogium Crede und Duising waren durch landesherrliche Gnade zum Range ordentlicher Professoren erhoben worden.

Schon diese Uebersicht zeigt, daß manche Lücken vorhanden, und manche Wünsche zum Besten der Universität zu thun waren. Indeß herrschte unter den Professoren eine ziemliche Harmonie. Robert hatte auf alle Universitäts-Geschäfte den meisten Einfluß, gegen

welchen Selchow nicht aufkommen konnte. Jung führte das Prorectorat zwar nicht mit festen, doch mit wohlwollenden Gesinnungen. Der Landesfürst hatte zwar aufgehört, große Aufopferungen für die Universität zu machen, war ihr aber noch immer geneigt, und der Erbprinz studirte auf ihr. Die Studirenden hatten den Ruf des Fleißes und guter Sitten. Der Hang für Kantische Philosophie griff unter ihnen um sich, und brachte eine Verachtung aller anderen Wissenschaften hervor.

Jetzt ereignete sich eine wichtige Veränderung. Die politischen Stürme in Frankreich hatten längst die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wurden von Einigen mit Wohlgefallen und Bewunderung, von Anderen mit Furcht und Abscheu betrachtet. Die Gemüther erhitzten sich, und aus der Gährung etsprang bitterer Haß. Die Lobredner der französischen Revolution wurden von ihren Gegnern als Aufrührer und Feinde aller bürgerlichen Ordnung angesehen; umgekehrt galten diese als Obscuranten, kriechende Fürstenknechte und Vertheidiger der Sclaverey. Auf beyden Seiten herrschte Uebertreibung, Mißtrauen und Geneigtheit, Alles auf das Schlimmste zu deuten. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland brach aus. Der Einbruch des Generals Custine erregte unglaubliches Aufsehen. Die Erwartung herrschte unter Hohen und Niedern, daß ganz Deutschland in die Revolution verwickelt werden würde. Die ausschweifendsten Gerüchte verbreiteten sich und fanden Glauben. Man sprach davon, daß Custine nächstens in Marburg einrücken werde, und Alle waren geneigt es zu glauben. In dieser Stimmung wurde eine Vorsammlung des Senats gehalten. Man beschloß eine Deputation an Custine abzuschicken, um sich von ihm Schutz für die Universität zu erbitten. Robert I., der sich mit kräftiger Selbstständigkeit manche freye Aeusse-

rung erlaubte, stand an der Spitze dieser Deputation, die zwar abreiste, aber unverrichteter Sache zurück kam, weil Custine von Frankfurt aus nicht weiter vorgerückt war.

Der Landgraf war einer der entschiedensten Gegner der französischen Revolution von Anfang an gewesen, und hatte an dem Versuche, sie durch Gewalt der Waffen zu unterdrücken, Antheil genommen. Ohnehin zum Mißtrauen geneigt, faßte er jetzt Alles unmuthiger auf, da ihm die Gährung der Gemüther in vielen Ländern nicht verborgen geblieben seyn mochte. Kaum hatte er also von der beschlossenen Deputation der Universität an die Franzosen, Nachricht bekommen; so äußerte er seine stärkste Misbilligung. Zwar verblieb es bey einem Verweise, allein ein Eindruck des Vorfalls haftete in seiner Seele. Der Gedanke, daß vielleicht die Universität eine Pflanzschule revolutionärer Grundsätze seyn möchte, machte ihn geneigt, Angebereyen leichter Gehör zu geben, und selbst unschuldigen Aeusserungen einen schlimmen Sinn beyzulegen. Unter den Mitgliedern der Universität erhob sich mannichfaltiger Argwohn, und man befürchtete, daß Einige zu geheimen Ausspähern des Verhaltens und der Gesinnungen ihrer Collegen bestellt seyn möchten.

Am meisten war Robert I. bedenklicher politischer Gesinnungen verdächtig gemacht worden; als er daher 1793 zum Prorector gewählt worden war, welches Amt er 1791 bekleidet gehabt hatte, mochte der alte Kanzler sich aus Verdruß darüber geregt haben, und bey der in Cassel herrschenden Stimmung konnte er dießmal leicht Eingang finden. Es wurde also die Universität zur Rechenschaft gezogen, und verordnet, daß künftig bey der Prorectoratswahl keine Facultät übergangen werden sollte, wenn nicht dazu vorher eine höchste Erlaubniß eingeholt wäre. Die Universität verlohr die Professoren Schrö-

der und Remond; wofür sie Justi den jüngern und Hartmann wieder erhielt. Der erste konnte bey schönen Kenntnissen und Geistesgaben deßwegen weniger leisten, weil ihm zu vielerley Geschäfte oblagen. An dem letzten erhielt die Universität einen trefflichen Orientalisten, und einen rechtschaffenen, bescheidenen und thätigen Mann.

Bey der Wahl des neuen Prorectors für 1794 wollte die Universität nicht gern um Erlaubniß, eine Facultät übergehen zu dürfen, nachsuchen. Die Wahl fiel also auf den Professor Brühl, dem es zur Führung seines Amtes nicht an gutem Willen, wohl aber an Geistesfestigkeit und Erfahrung fehlte. In einer Zeit, wo ein Theil der Studenten vom Freiheitsschwindel ergriffen war, und die Professoren unter sich in gespanntem Verhältniß lebten, war das Amt des Prorectors äußerst schwierig geworden. Jetzt folgten Unannehmlichkeiten Schlag auf Schlag. Robert I. wurde von dem Prorectorat dispensirt. Der Major der Stipendiaten, Daub, ein sittlich-edler Mann, kalt und fest, nur enthusiastisch, und daher einseitig für die neue Phisophie eingenommen, sehr beliebt bey den Studirenden, wurde für verdächtig angesehen, und als Märtyrer der politisch verketzerten Kantischen Philosophie, mit 100 Fl. Gehalt als Professor nach Hanau versetzt. In einem Hof-Rescript an die Universität, wurden einige Professoren, doch ohne sie zu nennen, beschuldigt, gefährliche politische Meinungen zu hegen und Geringschätzung der christlichen Religion befördert zu haben; und bey scharfer Ahndung gewarnt, darin nicht fortzufahren. Die Universität rührte sich dabey nicht, weil das Mißtrauen die collegialischen Bande großentheils aufgelöst hatte. Unter den Studenten entstanden Unruhen und öffentliche Tumulte, welchen kein nachdrücklicher Einhalt geschah. Jung insbesondere,

dem man eine Mitwirkung zu jenen strengeren Maaßregeln Schuld gab, der vielleicht auch wirklich durch einige gewiß nicht übelgemeinte, aber unbehutsame Aeusserungen diese Beschuldigung veranlaßt hatte, wurde gehaßt. Der Senat verlohr das Recht, einen Prorector zu wählen, und sogleich einzuführen; es wurde vorgeschrieben, daß der Prorector im November gewählt, und alsdann die höchste Bestätigung eingeholt werden solle, ehe die Einführung vorgenommen werde. — Die Professoren Robert II, und Weiß traten in den Senat, welcher dadurch zwey würdige neue Mitglieder bekam.

Arnoldi übernahm für 1795 das Prorectorat, und führte es mit Nachdruck und Geschicklichkeit. Nur machte ihm eine weitläufige Untersuchung über Studenten-Orden Mühe und Verdruß; es mußten achtzehn Studenten relegirt werden. Die Universität verlor viele Professoren, Stegmann den 4ten May, Waldin den 13en July, Hofmann den 16ten May und ihren Kanzler von Selchow den 21sten April, durch deren Tod sie keinen wesentlichen Nachtheil litt. Unerwartet wurde Erxleben zum Vice-Canzler ernannt, eine Zurücksetzung Roberts I., welche diesem empfindlich wehe thun mußte. Ulmann der Aeltere war Professor der Mineralogie geworden; an Waldins Stelle trat Hauff, als ordentlicher Professor, nachdem er schon eine Zeitlang außerordentlicher Lehrer der Mathematik und Physik gewesen war. Seine Gelehrsamkeit wurde bald anerkannt; viele vermißten bey ihm Faßlichkeit des Vortrags, und tadelten Einseitigkeit, Mangel an Weltkenntniß und oft schneidenden Eigensinn an ihm. Die juristische Facultät erhielt an Hille ein neues Mitglied, welches aber nie zu einigem Ansehn gelangte.

Arnoldi übergab 1796 das Prorectorat an Robert den jüngern, welcher es mit musterhafter Genauig-

keit führte und sich sowohl damals als nachher als einen der beßten akademischen Geschäftsmänner zeigte; vielleicht hing er zu streng an bloßen Formen, auch da wo es besser gewesen wäre, sich über dieselben wegzusetzen. Damals kam ein revidirter neuer Abdruck der Gesetze zu Stande. Im Uebrigen fiel wenig Bedeutendes vor.

Tiedemann, sonst ein wackerer Mann, folgte 1797 als Prorector, zeigte sich aber in diesem Amte von keiner vortheilhaften Seite. Die Ordnung verfiel, und die Studenten erlaubten sich allerley Vergehungen. Robert der ältere verließ die Universität, wo er in den lezten Jahren manche Kränkungen erfahren hatte, und wurde Ober-Appellations-Gerichts-Rath in Cassel. Sorber verschied in diesem Jahre den 25sten November, und Bauer, ein junger Mann von Talent, rückte in die Facultät ein.

Münscher war auf das Jahr 1798 zum Prorector erwählt worden, und man war, ungeachtet er unter schwierigen Umständen eintrat, und gleich Anfangs Mühe hatte, um die Ordnung herzustellen, mit seiner Amtsführung nicht unzufrieden. In diesem Jahre zeigten sich die ersten Keime der Streitigkeiten, welche in der Folge dem Senat viele Unannehmlichkeiten bereitet haben. Der Vice-Canzler Erxleben hatte seit Antritt der Vice-Canzler-Würde auch etwas von der Erbsünde der Canzler angenommen; er wurde unwillig, wenn nicht alles nach seinem Willen ging. Nachher begab er sich, als Deputirter der Universität im Herbst 1797, auf den Landtag zu Cassel. Der Eifer, mit welchem er das landesherrliche Interesse vertheidigte, wurde von einigen Landständen und andern Personen, als Verrath seiner Pflichten, lebhaft getadelt. Dagegen erhielt er Versicherungen der Gnade des Landesherrn, und eine Gehaltsvermehrung von dreyhundert Thalern. Zugleich verlohr er über dem geschäftlosen und

vergnügten halbjährigen Aufenthalt in der Residenz den Geschmack an akademischen Beschäftigungen. Er kehrte in der Ueberzeugung zurück, daß alle Mitglieder der Universität sich überall in den Willen eines Mannes fügen würden, den der Landgraf mit seiner Gnade beehrt habe, und fühlte sich gekränkt, als er Widerstand fand, welchen er bloß als Wirkung des Hasses der Robert'schen Partei betrachtete. Es war aber fürwahr keine Parteisache; sondern auch die zahlreichen Parteilosen glaubten, sich der Herrschsucht des Vice-Canzlers widersetzen zu müssen. Schon damals machte dieser einen Versuch, in der Administrations-Commission eine Stütze gegen die Majorität des Senats zu finden, welcher aber mißlang. In diesem Jahre verließ Hille die Universität, auf welcher er keine Aussichten hatte, und Niemand bedauerte seinen Weggang. Dagegen wurde Bucher von Rinteln hieher versetzt, achtungswürdig durch Herzensgüte und reich an gründlichen Kenntnissen, aber schon zu alt, um verpflanzt auf einen neuen Boden recht gedeihen zu können.

Das Prorectorat kam im Jahr 1799 an Weiß, der es mit Einsicht und Ordnung führte. In den innern Verhältnissen der Universität trugen sich keine bedeutenden Veränderungen zu, nur wurde die Reitzbarkeit des Vicekanzlers desto merklicher, je weniger es ihm gelang, den Senat von sich abhängig zu machen.

Weiß Nachfolger war für 1800 Michaelis. Ihm fehlte es nicht an Selbstständigkeit und an Kraft, um die Würde seines Amtes zu behaupten, aber wohl an hinlänglicher Kenntniß der Geschäfte, und an Gewalt über sich sebst, um seine Hitze zu mäßigen. — Der Superintendent Justi starb, nachdem er schon durch mehrjährige Kränklichkeit zu Vorlesungen unfähig geworden war.

Die Universität wählte Hartmann zum Prorector 1801. An Fleiß und Sorgfalt stand dieser keinem

andern Prorector nach, allein ihm war die Kraft und Festigkeit nicht verliehen, durch welche in diesem Amte Ansehn gewonnen und geltend gemacht werden muß. Die Spannung der Gemüther im Senat wurde stärker. Hartmann hielt sich gutmüthig an Erxleben, und erregte dadurch bey denjenigen, welche mit den Erxlebenschen Grundsätzen unzufrieden waren, Mißvergnügen. Professor Wachler wurde von Rinteln als Lehrer der Geschichte hierher versetzt. Schade, daß er seine reitzbare Empfindlichkeit nicht allezeit beherrschen kann.

Hierauf folgte 1802 das unglückliche Prorectorat Zimmermann's. Dieser rechtschaffene Mann besaß Festigkeit, aber nicht Geschäftskenntniß genug, auch fehlte ihm die Kunst, sein Ansehn geltend zu machen. Anstatt daß sein Vorfahrer von dem Vice-Canzler abgehangen hatte, folgte er Roberts Rathe, und hatte dafür Erxleben zum beständigen Gegner. Jetzt brach der Funke der gegenseitigen Abneigung, der lange im Senat fortgeglimmt hatte, zur vollen Flamme aus. Die Veranlassung dazu gab das Verhältniß der Administrations-Commission zum Senate. Die Commission fiel auf den (an sich und in ökonomischer Hinsicht bey dem drohenden Anscheine immer kostbarerer Unterhaltungskosten, nicht verwerflichen) Gedanken, die Universitätsgebäude, welche einigen Professoren zu Wohnungen angewiesen waren, zu verkaufen. Ohne (was Verfaßung mit sich brachte und auch ohne diese die ersten Gesetze des Anstandes in diesem Geschäftsverhältnisse forderten) dem Senat davon vorher Nachricht zu geben, ja ohne einmal zu untersuchen, ob der Plan ausführbar sey, trug sie bey dem Landesherrn auf den Verkauf an, und erhielt auf ihren einseitigen Antrag seine Genehmigung. Der Senat war damit sehr unzufrieden; allein anstatt ebenfalls höchsten Orts Vorstellung zu thun, setzte er nach

langen Verzögerungen den weiteren Vorschritten der Administrations-Commission nur eine Protestation entgegen. Diese fand zwar nunmehr nach hinterher angestellter Untersuchung, daß die Veräusserung der übrigen Wohnungen unthunlich sey, bestand aber fester darauf, eine dem Obervogt angewiesene Wohnung zu verkaufen. Zimmermann, der als Prorector der Universität der Administrations-Commission beywohnte, protestirte zwar gegen ein weiteres Verfahren, aber die Commission verfolgte ihren Gang, ohne auf seinen Widerspruch zu achten. Ein Termin zum Verkauf wurde angesetzt, und der Universitäts-Syndicus ließ die Bekanntmachung des Verkaufs an dem schwarzen Brete der Universität anschlagen. Der Prorector, unter dessen Aufsicht das schwarze Bret steht, ließ den ohne sein Vorwissen angehefteten Anschlag abnehmen. Hierauf erfolgte eine stürmische Sitzung der Administrations-Commission, in welcher der Prorector äusserst mißhandelt wurde. Man verwies den Pedellen nachdrücklich, daß sie den Befehlen des Prorectors gehorcht hatten, und bedrohte sie mit Cassation, wenn sie künftig ihm in Administrationssachen gehorchen würden. Alles dieses geschah in der Gegenwart des Prorectors, und die Triebfedern des Unternehmens waren Erxleben und **, welche die andern Glieder der Administration in ihre Absichten hineinzuziehen wußten. Der Prorector ließ auf den Rath einiger Rechtsgelehrten, Robert und Weiß, das von neuem angeschlagene Proclama nochmals abnehmen, und berief den Senat, welcher über die seinem Oberhaupt zugefügte Beschimpfung Beschwerden beym Landesherrn erhob. Die Administrations-Commission beklagte sich ebenfalls. Wahrscheinlich hatte sich Erxleben einen geheimen Einfluß verschafft, durch welchen er die Verfügungen des Hofes nach seinem Willen lenkte. Die Beschwerde des

Senats wurde der Administration zur Verantwortung mitgetheilt; aber der Senat und der Prorector erfuhren nichts von den Beschwerden der Administration. Es geschah nur eine Anfrage, welche Rathgeber Zimmermann gehabt habe, — eine Anfrage, welche vermuthlich von Erxleben eingeleitet war, um Robert zu stürzen. Zimmermann war, wie es sich von selbst versteht, rechtlich fest und edel genug, um seine Rathgeber nicht zu nennen. Hierauf erfolgte ein Rescript, durch welches der Prorector seiner Würde entsetzt, und seine Amtsgeschäfte dem Exprorector übertragen wurden. Diese Strafe wurde desto kränkender, da die Vollziehung des Rescripts dem Vice-Canzler aufgetragen und zugleich der Befehl hinzugefügt war, dem abgesetzten Prorector einen nachdrücklichen Verweis zu geben.

Erxleben erfreute sich nunmehr eines vollen Triumphs und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß jedermann ihn fürchten und vor ihm sich beugen werde. Allein es erfolgte das Gegentheil. Jeder rechtliche Mann bedauerte Zimmermanns Mißgeschick und fühlte sich empört über die Cabale, durch welche er gestürzt worden war. Jedermann wußte, daß die ganze Entscheidung nur aus einer erschlichenen Cabinets-Justiz geflossen war. Indessen war gegenwärtig nichts zu unternehmen; man mußte schweigen und die Zeit abwarten, wo sich eine Gelegenheit darbot, die unterdrückte Wahrheit hervorzuziehen. Erxleben konnte aber an vielerley Kennzeichen bemerken, daß auch der letzte Ueberrest von Zutrauen zu ihm unwiderbringlich verloren sey. — In diesem Jahre starb Curtius, ein edler und verdienstvoller Greiß, dessen Tod allgemeines Bedauern erregte, ungeachtet seine Lehrfächer durch Wachler und Creuzer, einen trefflichen Philologen, glücklich wieder besetzt waren.

Natürlich mußten alle Besserdenkenden wünschen, das Prorectorat 1803 in die Hände eines Mannes zu bringen, welcher der Herrschsucht des Vice-Canzlers Gränzen setzen, und die Rechte des Senats vertheidigen könnte. Aber die Besorgniß, den guten B. dadurch zu kränken, daß er übergangen würde, bewog Viele ihm ihre Stimmen zu geben. Er wurde Prorector; führte aber sein Amt, wie Jahre und Körperschwäche es mit sich brachten, ohne Muth und Entschlossenheit. Bey der Relegation einiger Studirenden entstanden Unruhen, in welchen sich mehrere Mitglieder der Universität äusserst furchtsam benahmen, und sogar eine Art von Capitulation mit den unruhigen Studenten abschlossen, bis der vollständig versammelte Senat durch eine bisher noch unerhörte Zuziehung militärischer Hülfe das gesunkene obrigkeitliche Ansehn herstellte. Unter solchen Umständen war nicht daran zu denken, daß die verwickelten Verhältnisse des Senats zur Administrations-Commission bestimmt, und damit die Quellen beständiger Streitigkeiten würden verstopft werden. — Der Tod war in diesem Jahre der Universität sehr gefährlich; er raubte ihr an Tiedemann einen schätzbaren Gelehrten und biedern Mann, an Stein einen berühmten Geburtshelfer. Duisings Tod war kein Verlust. Steins Ruf fehlte seinem Vetter Stein, der anstatt seiner von Cassel hierher kam; er zeigte sich nachher als einen seines Faches sehr kundigen, thätigen Mann: wenn auch seine Ansichten bisweilen einseitig, und seine Urtheile schneidend waren. Creuzer konnte Tiedemanns Stelle nicht ganz ersetzen, da er seine Aufmerksamkeit zwischen seinem Predigtamte und zwischen den akademischen Geschäften theilen mußte. Savigny, ein junger, sehr viel versprechender Gelehrter, wurde ausserordentlicher Professor der Rechte, verließ aber die Universität nur zu

bald wieder; Conradi, von dessen Kopf und Eifer man viel Gutes hoffte, ausserordentlicher Professor der Medicin. Auch verließ Jung Marburg, um ohne Geschäfte mit einem Gehalt des Kurfürsten von Baden zu Heidelberg zu leben. Zwar hatte er, besonders in den letzten Jahren mehr für Staaroperationen, für religiose Schriftstellerey und religiösen Briefwechsel gelebt, als in seinem Fache fortgearbeitet; dennoch verdiente der Abgang des bey allen seinen Schwächen ehrwürdigen Mannes lebhaftes Bedauern. Er hatte Anlaß, wiewohl nur zufälligen Anlaß, zu der bey der Universität eingeführten Censurbeschränkung gegeben. Durch eine seiner Schriften, den grauen Mann, die freilich manches Seltsame, gewiß aber nichts Gefährliches enthielt, wurde man in Cassel bewogen, eine Verordnung zu erlassen, daß bey der Universität nichts gedruckt werden solle, was nicht zuvor die Censur des Prorectors und des Decans der Facultät, in dessen Fach die Schrift einschlüge, durchgegangen sey. Jung kränkte sich über diese Verordnung, die allerdings den Wissenschaften ungünstig und den Schriftstellern lästig war, und war deßwegen desto bereitwilliger, einem auswärtigen Rufe zu folgen.

Zum neuen Jahre 1804 wurde Arnoldi Prorector und zeigte gleich Anfangs mehr Energie als seine nächsten Vorfahren. Zur Beschleunigung des Geschäftsganges führte er bestimmte Sitzungen des Senats, welche bisher ungewöhnlich waren, ein. Gleich nach dem Antritt des neuen Jahres (2ten Jänner) starb Baldinger, der seinen Ruhm überlebt hatte, und durch dessen Tod die Universität nichts weiter, als einen auswärts bekannten Namen verlor. Der Curator der Universität, der Staatsminister von Waiz, welcher bisher um die ihm anvertraute Anstalt sich wenig bekümmert zu haben schien, fand für gut, sich selbst nach Marburg zu bege-

ben, um sich (5 = 11ten Februar) über die Lage der Dinge genauer zu unterrichten. Seine ausnehmende Höflichkeit nahm die Professoren für ihn ein, und seine Versprechungen erregten neue Hoffnungen für die Aufnahme der Universität. Jedoch nur ein kleiner Theil dieser Hoffnungen wurde erfüllt. Es gelang dem Senat, einige neue Mitglieder Bering und Wachler in die Administration zu bringen. Wichtig war der Verlust welchen die Universität durch den Weggang des Philologen Creuzer litt, welchen die Kargheit der Regierung, da er mit einer kleinen Zulage hätte gehalten werden können, nach Heidelberg gehen ließ. An Baldingers Stelle wurde Sternberg, ein Arzt aus Goßlar berufen. Ueber das, was er leisten würde, waren die Meinungen getheilt; im Ganzen hatte man keine glänzende Erwartungen. Auch wurde Ullmann d. j. dieses Jahres zum ausserordentlichen Professor der Ärzeneywissenschaft ernannt. An Tiedemanns Stelle trat Tennemann, berühmt durch gelehrte Kenntnisse und ehrwürdig durch Rechtlichkeit und Herzensgüte. Den abgegangenen Creuzer sollte Rommel ersetzen. Jungs, einige Zeit ledig gebliebene Lehrstelle, wurde durch Merrem von Duisburg besetzt, an welchem die Universität einen eben so biederen als geschickten Lehrer erhalten zu haben scheint.

Im Anfang des Jahres 1805 starb Mönch. Conradi und Rommel wurden ordentliche Professoren. Würzer wurde an Mönchs Stelle zum Professor der Chemie und Pharmacie ernannt, ein vortrefflicher Lehrer und wackerer Mensch in vielen Hinsichten, und die Botanik dem Hofrath Merrem übertragen. Robert als dießjähriger Prorector führte sein Amt mit großer Einsicht und Kraft. Durch seine Thätigkeit wurde eine schädliche Ordensverbindung entdeckt. Man überließ die Entscheidung dem Hofe, welcher die Schuldigen mit acht-

tägigem Carcer bestrafte. Der Senat war mit Roberts Amtsführung so zufrieden, daß der Antrag, ihm das Prorectorat auch für das folgende Jahr zu lassen, einstimmig genehmigt wurde. Da der Professor Brühl gestorben war, so wurde Ulmann der jüngere zum Professor der Anatomie ernannt. Die Besetzung Hessens durch die Franzosen brachte auch die Universität in nnangenehme und lange Zeit zweydeutige Verhältnisse. Der Gang der Studien wurde zwar nicht unterbrochen; allein die Professoren wurden mit starken Einquartierungen belästigt und am 29sten December gerieth durch einen Aufstand der Bauern die ganze Stadt in Schrecken.

Zum Prorector auf das Jahr 1807 war Wurzer gewählt worden, da er aber die Stelle ablehnte, so wurde beschlossen, aus dem ganzen Senat, ohne Rücksicht auf die Ordnung der Facultäten, die Wahl vorzunehmen. Sie fiel auf Münscher. Die Stellung eines Prorectors war damals unangenehm und schwierig, die französische Regierung faßte leicht Verdacht. Alle Waffen mußten abgeliefert werden, drey Studenten aus Polen wurden auf den bloßen Argwohn, daß sie die Entweichung kriegsgefangener Russen befördert hätten, als Verbrecher nach Frankreich geführt, und erhielten erst nach dem Tilsiter Frieden die Freiheit wieder, worauf sie dann von ihrem Monarchen freigebig belohnt wurden. Robert ging als Abgeordneter der Universität zu dem Landtage nach Cassel und wurde von diesem nachher nebst Anderen nach Paris abgeschickt. Die Universität mußte zu einem gezwungenen Anlehn der Landstände, um die Kriegs-Contribution zu bezahlen, stark beytragen. Doch wurden die Besoldungen ziemlich regelmäßig bezahlt. Gegen das Ende des Jahres kam der neue König Hieronymus durch Marburg, um Besitz von seinem Reiche zu nehmen. Er äusserte immer große Achtung für Gelehrte und Gelehr-

samkeit, weil das politischer Styl wae, um sich der Zuneigung des gebildeteren Theiles des Volks zu versichern und durch diesen die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Eine Politik, welche den teutschen Universitäten zum Theil sehr vortheilhaft war.

Im Jahr 1808 übernahm Weiß das Prorectorat, trug aber schon die Keime des Todes in seinem Körper. Die vielen Nachrichten und Tabellen, welche er der neuen Regierung liefern mußte, machten ihm nicht wenig Mühe. Die Zahlungen aus den herrschaftlichen Cassen flossen langsam und stockten oft. Johann von Müller, welcher Director der Studien geworden war, ließ sich das Wohl derselben angelegen genug seyn, allein in den meisten Fällen konnte er nichts als seinen guten Willen zeigen. Die Gerichtsbarkeit der Universität, und ihre Freyheit von Abgaben wurden aufgehoben. Das Reithaus wurde der Universität entzogen und in ein Posthaus verwandelt; nachher wurden auch die zur Reitbahn gehörigen Pferde verkauft. Zwischen den aus den herrschaftlichen Cassen und den aus dem Universitätsfonds besoldeten Professoren entstanden Mishelligkeiten, weil die ersten es für billig und gerecht hielten, daß bey den großen Rückständen ihrer Forderungen die Universitätscasse ihnen zu Hülfe komme. — Professor Hauff verließ die Universität, um einer ungewissen Aussicht, Professor zu Wien zu werden, zu folgen. An seine Stelle trat Professor Gundlach, welcher bis dahin Privatstunden im Rechnen zu Cassel gegeben hatte. Der Prorector wurde immer kränker und eine Hals-Schwindsucht endete sein Leben. Münscher mußte als Exprorector in den letzten zwey Monathen die Geschäfte übernehmen.

Wurzer erhielt darauf 1809 das Prorectorat. Im Frühjahr drohte der Universität die Gefahr der Vernichtung. Sie ging jedoch vorüber, und um sie zu entfer-

nen bewies sich Johann von Müller sehr thätig, starb aber bald nachher. Ungeachtet der vielfachen Verdienste Müllers war er ein schlechter General=Director des Unterrichts, wegen Mangels an Geschäftsgeist und Ordnung, wegen seiner Gutwilligkeit, die in Schwäche überging, wegen seiner Aengstlichkeit und seines Schwankens in Augenblicken, wo kräftige Maaßregeln nöthig waren. Am 24ten Juni war eine unruhige Nacht. Ein Haufe Bauern drang in die Stadt, um sich derselben für den Kurfürsten zu bemächtigen, wurde zuletzt aber durch das Militair zerstreut. Hofrath Sternberg wurde deßwegen in Untersuchung gezogen, und gestand, ein Hauptanstifter des Aufstandes gewesen zu seyn. Dieser unruhige Kopf hatte schon im akademischen Senat viele Händel angefangen, und mit den meisten Professoren sich entzweyt. Er hatte durch leere Vorspiegelungen und durch Veranstaltung von Lustpartien sich einen Anhang unter den Studenten verschafft. Die Begierde, eine Rolle zu spielen, verführte ihn, sich auch in politische Händel zu mischen. Er wurde nach Cassel abgeführt, dort von einem Kriegsgerichte verurtheilt und erschossen. (19. Juli.) Professor Ulmann der ältere, welcher ebenfalls nach Cassel abgeführt war, wurde in Freyheit gesetzt.

An die Stelle des verstorbenen J. von Müller, dessen Andenken auch auf unsrer Universität durch zwey Reden von Wachler und Rommel gefeiert wurde, trat Leist, als Director des öffentlichen Unterrichts. Er schien unsrer Universität nicht günstig und legte im Herbst dem Staatsrathe einen Plan vor, worin auf Unterdrükkung derselben angetragen war. Allein dieser Plan wurde auf nachdrückliche Vorstellung des Staatsraths von Berlepsch, unsres vorigen Präfecten, bey Seite gelegt. Das Gerücht davon schadete jedoch dem Zufluß der Studirenden, um desto mehr da die durch Weiß Tod ent-

standene Lücke nicht ausgefüllt, und der Vice-Canzler seit dem Frühjahre durch einen Schlagfluß äusserst geschwächt war. Doch trafen mehr neue Studenten ein, als man hatte erwarten können. Auf das nächste Jahr wurde Wachler zum Prorector gewählt.

Durch ein königliches Decret vom 10ten Dec. wurde die Erhaltung der drey Universitäten, Göttingen, Halle und Marburg, und die Einziehung von Helmstädt, Rinteln, Klosterbergen, Riddagshausen verfügt. Hieronymus, welcher am 5ten Januar 1810 durchreiste, erregte durch seine Aeußerungen sehr günstige Erwartungen über den künftigen Zustand der Universität.

Wachler reiste bald nach dem Antritt seines Prorectorats 1810 zur Versammlung der Reichsstände, und hatte vereint mit Professor Robert, in Cassel Gelegenheit, durch Erläuterungen und Vorschläge der Universität nützlich zu seyn. Im Februar wurde der Universität die Bibliothek zu Lucklum geschenkt, welche aus etwa 3000 auserlesenen Werken der neueren Literatur in ungefähr 7000 Bänden bestand, und auf öffentliche Kosten hiergebracht wurde. Die Universität bekam 60 neue Freytische angewiesen, welche mit dem Sommer anfangen sollten, und zu Inspectoren davon wurden Bering und Creuzer bestellt. Mehrere neue Professoren wurden hierher versetzt, Schrader und Mackeldey von Helmstädt, der erste als ordentlicher, der zweyte als ausserordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, Wenderoth von Rinteln als Lehrer der Botanik, Bartels von Helmstädt als Lehrer der Anatomie, Wagner von Braunschweig, welchem Rommel die classische Philologie überließ, und Kühne als ausserordentlicher Lehrer der abendländischen Sprachen. Vor Schrader war der Ruf der Geschicklichkeit und der Rechtschaffenheit hergegangen. Sein Vortrag war besser als man angekün-

digt hatte. Mackeldey talentvoll und bieder, aber gänzlich des Gehörs beraubt, war außerordentlicher Professor. Bartels schien ein schätzbarer Lehrer zu seyn. Wagner zeigte Kenntnisse und Fleiß. Kühne gab guten Unterricht in den neueren Sprachen. Wenderoth hatte Eifer für seine Wissenschaft. Manche Verhältnisse wurden von dem Studien-Director neu bestimmt. Die sämmtlichen zur Universität gehörigen Besoldungen wurden seit dem ersten May von der Staats-Casse übernommen, und dagegen die eigenen Einkünfte der Universität zum Beßten der Institute verwandt. Die Bibliothek erhielt vorläufig 3000 Franken anstatt der sonstigen Einnahme von 40 Rthlr. Die Erweiterung des botanischen Gartens, die Anlegung eines Krankenhauses, die Anschaffung eines chemischen Apparats und die Errichtung eines philologischen Seminariums wurden versprochen, und wirklich gingen diese Versprechen in Erfüllung. Mehrere Professoren erhielten Gehaltsvermehrungen, Arnoldi, Münscher, Zimmermann, Robert, Bauer, Mackeldey, Conradi und Wenderoth. Schrader und Rommel verließen im Herbste die Universität. Muncke wurde als Professor der Physik hierher versetzt, und erhielt die Bewilligung, den in Hannover vorhandenen physikalischen Apparat hierher mitnehmen zu dürfen.

Im Jahr 1811 erhielt Professor Bauer das Prorectorat, nachdem Arnoldi und Münscher es abgelehnt hatten. Er zeigte sehr viele Thätigkeit und Gewandheit in Geschäften. Das philologische Seminarium wurde errichtet, den Zöglingen desselben die Summe von 1000 Franken angewiesen und die Direction Arnoldi, Münscher, Wachler und Wagner übertragen. Zu den chemischen und physikalischen Versuchen wurden Summen angewiesen, die Unterstützungen für das Entbindungshaus, für den botanischen Garten und für die kli-

nische Anstalt wurden erhöht. Zu einem neuen botanischen Garten wurde ein beträchtlicher Theil des Deutschen-Haus-Gartens geschenkt. Von Leipzig wurde Platnèr als ausserordentlicher Professor der Rechte berufen, und Mackeldey zum ordentlichen Professor ernannt. Den 19ten April starb der völlig schwach gewordene Vice-Canzler Erxleben, ohne daß sein Verlust bedauert wurde.

Kaum hat die öffentliche Meinung über irgend einen Mann sich so sehr geändert wie über Erxleben, und es wird schwerlich ein anschaulicheres Beyspiel, als dieses anzuführen seyn, daß veränderte Verhältnisse auch ganz veränderte Züge des Charakters hervortreten lassen. Im Jahr 1792 galt Erxleben für eines der vorzüglichsten Glieder der Universität. Seine Vorlesungen wurden mit ausnehmendem Beyfall gehört. Man hielt ihn für einen gelehrten, geschäftskundigen, im Umgange sehr angenehmen, ja liebenswürdigen Mann; man urtheilte günstig von seinem Charakter; allenfalls wurde nur zu viel Vorliebe für das Spiel an ihm getadelt. Mir schien er jedoch gleich von Anfange zu abgeschliffen und zu geschmeidig, um ihm trauen zu können.

Während alles dessen beseelte ihn das Streben emporzusteigen und eine wichtige Rolle zu spielen. Seit dem französischen Revolutionskrieg waren die Regierungen überhaupt, und die unsrige insbesondere höchst mißtrauisch geworden. Es entstand ein Spionensystem, um Verdächtige und Unverdächtige zu unterscheiden. Erxleben ließ sich dabey gebrauchen, um unter dem Schein der Ergebenheit gegen seinen Fürsten für seinen Vortheil zu sorgen. Zur Belohnung dieser stillen Verdienste wurde er im Jahr 1796 Vice-Canzler. Nun traten die bisher verborgenen Züge, Stolz, An-

maaßung und Herrschsucht hervor; und als er Widerstand fand, nahm sein Gemüth eine Säure an, welche die vorherigen Annehmlichkeiten seines Umganges zerstörte. Die Verderbniß seines Gemüths wurde durch den Landtag im Jahr 1797 — 98 vollendet. Dort entwöhnte er sich von allem Arbeitsfleiß, lebte bloß dem Spiel und einem höfischen Treiben, woraus Ekel an allen wissenschaftlichen Beschäftigungen entstehen mußte. Der Hof, dessen Interesse gegen das landständische er sich ganz hingab, schmeichelte ihm, und berauscht von Hofgunst und von der Hoffnung, sich in eine höhere Laufbahn emporzuschwingen, kehrte er zurück. Nunmehr wurden seine Anmaaßungen unerträglich, und die Leerheit des Geistes, welche dazwischen durchblickte, verächtlich. Sein Einfluß bey der Universität wurde sichtbar schwächer und dieses verursachte ihm bitteren Verdruß. Zwar wollte er sich durch einen entscheidenden Schlag in Ansehn setzen, durch die Absetzung des Prorectors Zimmermann, welche er bewirkte. Allein anstatt sich furchtbar zu machen, reitzte er durch eine solche Gewaltthätigkeit die Gemüther noch mehr gegen sich. Alles Zutrauen in Marburg war verloren, selbst das Zutrauen des Fürsten schien zu wanken, wenigstens blieben alle Entwürfe zum höheren Emporsteigen bloße Entwürfe. Die Staatsveränderung unseres Landes raubte ihm die letzten Hoffnungen. Jetzt traten die Züge der Furchtsamkeit, der Schwäche und eines schmutzigen Geitzes stärker hervor. Der Senat gab ihm einen unzweydeutigen Beweis von Mangel an Achtung und Zutrauen, indem er nicht ihn, sondern Robert zum Abgeordneten auf dem neuen Landtag wählte. Erxleben wurde nun halb kindisch, klagte und jammerte über die Lasten der französischen Durchzüge, fürchtete vor Mangel umzukommen, wußte

nicht, wie er die Zeit tödten wollte. Es folgte ein Schlagfluß, den er zwar einige Jahre überlebte, allein wobey er sich selbst und den Seinigen zur Last wurde, und immer von der Furcht, Noth zu leiden, gefoltert war.

Als Professor hat er der Universität eine Zeit lang genützt, als Vice-Canzler nichts für sie gethan, wohl aber ihr geschadet.

Zwischen der Universität und den übrigen Behörden waren längst einige Reibungen entstanden. Der Präfect war verstimmt, weil die Professoren, gereitzt durch seine Anmaaßungen, ihn nicht genug zu ehren schienen. Der Commissär der hohen Polizey (von) Wolf, ein charakterloser Mensch, wollte sich geltend machen. Einige starke Erklärungen des Professor Wachler über den schlechten Ton des hiesigen Adels wurden herumgetragen, vergrössert, und als schwere Beleidigungen angesehen. Man suchte eine Ehre darin, über die Roheit der Studenten zu klagen, und sie bey jeder Veranlassung mit besonderer Strenge zu behandeln. Am 11ten des Abends wurde ein Student ohne Grund von den Gensdarmen verhaftet, den andern Tag auf Befehl des Polizey-Commissärs in Einen Kerker mit Verbrechern geworfen, und nach Cassel die Anzeige gemacht, daß die Studenten mit einem Aufruhr umgegangen wären. Empört über diese Behandlung vereinigten sich die Studirenden und zogen nach Gladebach aus. Zwey Tage darauf kehrten sie jedoch zur großen Freude der Bürger zurück, als ihnen die Abstellung ihrer gerechten Beschwerden versprochen war. Am 19ten May kam der General-Director des öffentlichen Unterrichts hierher. Ungeachtet man wünschen mußte, daß der Strom seiner Rede etwas engere Ufer haben möchte, so flößte doch der Eifer und die Thätigkeit, welche er für wissenschaftliche Anstalten äußerte, Achtung

rin, und es ließen sich davon, daß er nunmehr die Verhältnisse durch eignen Augenschein kannte, manche heilsame Verfügungen erwarten. Auf seiner Rückreise von Paris besah der König die Bibliothek und andere Anstalten der Universität den 2ten Juli, und machte sehr freygebige Bewilligungen. Der Bau eines neuen Bibliothekgebäudes wurde beschlossen, auf welchem auch eine Sternwarte errichtet, und mit den nöthigen Instrumenten versehen werden sollte. Das Elisabethen-Hospital wurde nebst seinen Einkünften der Universität zu einem Krankenhause übergeben. Nicht lange nachher erhielt die Universität die von cararischem Marmor gearbeitete Büste des Königs, um sie an einem öffentlichen Orte aufzustellen. Zugleich wurde ihr die an alten Drucken reiche Klosterbibliothek zu Corvey geschenkt, um daraus das, was ihr brauchbar sey, auszusuchen. Der Studien-Direktor versuchte vergeblich die Seltenheiten daraus nach Göttingen zu ziehen. Am 3ten August wurde wegen der vielen angenehmen Ereignisse ein Fest der Universität gefeiert und die Büste des Königs aufgestellt; der Prorector hielt eine Rede, worauf dann ein Gastmahl folgte. Um den Tag feierlicher zu machen, ernannte jede Facultät Doctoren, die Theologische den Metropolitan Schüler zu Spangenberg und den General-Superintendenten Werth zu Detmold; die juristische den General-Procurator des Criminalhofes Bode in Cassel, und den hiesigen Präsidenten des Civilgerichts Wiederhold; die medicinische den Chemiker Westrumb zu Hameln und den Professor Fries zu Heidelberg; die philosophische endlich den Professor Weitzel zu Maynz, Professor Grotefend zu Frankfurt, Pfarrer Christ zu Kronberg und Professor Snell zu Idstein.

Gegen das Ende des Jahres war viel Unzufriedenheit über B's Prorectorat entstanden. Man glaubte

allgemein, daß er zu viel sich herausnehme, und dem akademischen Senat zu wenig Rücksicht beweise, auch daß er in Handhabung der Disciplin zu nachsichtig sey. Viele hatten den Argwohn daneben, daß er nur für sich die Gunst der höheren Behörden gewinnen wolle, diese sahen daher dem Ende seines Prorectorats mit Verlangen entgegen. Der General-Director wollte ihm das Prorectorat verlängern lassen, aber der Senat machte einstimmig Gegenvorstellungen, welche auch den Erfolg hatten, daß dieser Plan aufgegeben wurde. Man wählte Wurzer zum Prorector. Unter Wurzers Prorectorat 1812, wurde eine neue General-Deputation errichtet, welche einestheils die Disciplin handhaben, anderntheils bey eiligen Sachen die Stelle des Senats vertreten sollte. Außer dem Prorector wurden dazu Mitglieder aus allen Facultäten, und zwar aus der philosophischen zwey, aus den übrigen eins, von dem Senat frey gewählt, unter welchen wieder eins Vice-Prorector seyn sollte. Professor Bartels ging auf Ostern nach Breslau und an seine Stelle wurde der Prorector D. Bünger, Lehrer der Anatomie und zugleich außerordentlicher Professor der Medicin. Außerdem wurde D. Dissen von Göttingen als außerordentlicher Professor der alten Philologie, von Göttingen hierher versetzt. Die Landsmannschaften unter den Studirenden wurden entdeckt und aufgelöst, die bisherigen Theilnehmer zwar begnadigt, allein alle künftige ähnliche Verbindungen auf das strengste verboten. Im Sommer trug sich ein unangenehmer Auftritt zu. Einige Studenten hatten vom Wein erhitzt den Kurfürsten hochleben lassen. Dieses wurde als ein Staatsverbrechen ausgedeutet, und einige Verdächtige nach Cassel ins Castel abgeführt. Nach einigen Wochen erhielten die Gefangenen ihre Freyheit wieder, allein der ganze Vorgang wurde von Gegnern der Universität

dazu benutzt, um den Verdacht zu verbreiten, als wenn hier der Regierung bedenkliche Gesinnungen herrschten und von den Professoren genährt würden. Der General-Commissär der hohen Polizey bewies sich dabey vorzüglich thätig. Mit ihm gerieth die Universität in Streitigkeiten, welche durch einen höhern Befehl unterdrückt wurden.

Für das folgende Jahr 1813 wurde, nachdem Hartmann und Creuzer das Amt eines Prorectors abgelehnt hatten, Münscher gewählt. Einige Professoren, Arnoldi, Zimmermann, Ulmann der ältere, Hartmann, Tennemann, Busch erhielten Gehaltsvermehrungen. Professor Bauer war nach Göttingen versetzt worden, wohin er abging. An ihm verlor die Universität einen Mann von hellem Blick und gewandtem Geist, der viel Leichtigkeit der Ideen, viel Geschäftskunde und rege Thätigkeit besaß.

B. Die Verschwörung vom 24sten Juny 1809.

Der aus Hessen vertriebene Kurfürst war, während er noch regierte, oft und stark getadelt worden. Man machte ihm besonders Geitz und übermäßige Vorliebe für das Militär zum Vorwurfe. Ueber sein Unglück wurden seine Fehler vergessen; die meisten Hessen sehnten sich nach seiner Rückkehr, und selbst viele Tausende von denen, welche vorher laut oder leise über ihn geklagt hatten. Durch Unzufriedenheit mit der neuen Regierung wurde diese Sehnsucht verstärkt. Die rasche Veränderung und Einführung der Verfassung hatte nothwendig großes Mißvergnügen erzeugen müssen. Viele Staatsdiener hatten ihre Aemter, oder ihre Besoldungen und Vorzüge entweder ganz oder zum Theil verloren. Dem Adel waren

mehrere wichtige Vorrechte, welche er durch Verjährung geheiligt glaubte, seine Steuerfreyheit, seine Patrimonial-Gerichtsbarkeit, seine vorzügliche Begünstigung bey Besetzung der ansehnlichsten Stellen, entzogen worden. Jedermann beynahe sah ungern einen fremden Fürsten regieren, Franzosen, und darunter sehr unbedeutende Menschen, in wichtige und einträgliche Aemter sich eindrängen. Jeder trug ungern die schweren Abgaben, welche die Erschöpfung der Cassen und die Ueberlassung der Domainen an den französischen Kaiser nothwendig machte. Allen denen, welche an die alte Ordnung der Dinge sich gewöhnt hatten, war es lästig, sich in neue fremde Formen zu fügen, deren Vorzüge vor den alten großentheils sehr zweifelhaft schienen.

Durch alles dieses war der Geist des Volkes verstimmt, und nur diejenigen, welche bey der neuen Verfassung ein unerwartetes Glück gemacht hatten, oder noch ihr Glück zu machen gedachten, waren die Lobredner derselben. Der König, welcher bey jeder Gelegenheit Beweise der Güte und Geistesfestigkeit zu geben suchte, hatte die Liebe seines Volkes nicht gewonnen, und seine Minister handelten nicht in dem Geiste, wodurch sie ihm dieselbe erwerben konnten. Die verständigen Menschen urtheilten jedoch einstimmig, daß Ruhe und Unterwerfung die einzigen Maaßregeln seyen, welche man unter den jetzigen Umständen ergreifen dürfe. Sie erkannten, daß die neue Verfassung mannichfaltiges Gute enthalte, und hofften, daß auch das Drückende derselben allmählig sich mildern werde. Empörung schien ihnen nicht nur das fruchtloseste, sondern auch das verderblichste Mittel zu seyn, um den Zustand der Dinge zu verbessern. Allein es gab neben ihnen auch unruhige und leidenschaftliche Köpfe, welche entweder ihren Verdruß über die jetzige Verfassung nicht mäßigen, oder den Versuchungen des Ehrgeitzes, bey dem

Umsturz derselben eine Rolle zu spielen, nicht widerstehen konnten. Es gab neben ihnen eine weit größere Anzahl kurzsichtiger, welche jeder Einflüsterung Gehör gaben, und immer bereit waren, das für wahr zu halten, was sie wünschten, und was man ihnen vorsagte.

Schon von Anfang der neuen Regierung an, waren eine Menge der abentheuerlichsten Gerüchte im Umlauf gekommen, und begierig aufgefaßt worden. Der zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochene Krieg erzeugte derselben noch mehr. Bald hörte man, daß die französischen Heere völlig besiegt seyen, bald daß der Casselsche Hof zur Flucht sich rüste und daß der Kurfürst seiner Hauptstadt sich nähere, bald sollten die Engländer bey Bremen gelandet seyn. In Unterhessen brach ein Aufstand aus, welcher vom Adel eingeleitet und dessen Hauptsitz Homberg war; er wurde aber schnell unterdrückt.

Marburg war bey diesen Bewegungen ruhig geblieben. Doch die Einführung der indirekten Steuern, deren Druck unerträglich schien, reitzte die Gemüther; die Klagen der Bürger und Landleute wurden immer lauter. Ein Oberst Emmerich, welcher vorher in Englischen Diensten gewesen war, wollte diese Stimmung benutzen. Es ist ungewiß, ob ihn die Begierde, dem Preußischen Schill, von welchem eben in den Zeitungen viel gelesen wurde, nachzuahmen, trieb, oder ob bloß Mangel und Noth ihn drängten. Er bemühete sich, einen Aufstand einzuleiten, und auf die Bauern zu wirken. Diese glaubten ihm leicht, daß er Aufträge von dem Kurfürsten habe, daß dieser selbst in der Nähe sey, und daß es die Pflicht braver Hessen sey, für ihren alten Fürsten zu fechten. Der 24ste des Junius wurde dazu bestimmt, um sich der Stadt Marburg zu bemächtigen. Schon einige Tage vorher gingen dumpfe Gerüchte durch die Stadt, der Präfect erhielt Nachrichten, ließ den Oberst Emme-

rich vorfordern, entließ ihn aber wieder mit der Ueberzeugung, daß von einem so alten und so unbedeutenden Manne nichts zu befürchten sey. —

Der Abend des 23sten Junius brach an. Die meisten Einwohner Marburgs erwarteten, daß die nächste Nacht etwas vorgehen würde. Um Mitternacht hörte man Schüsse. Das Militär, das außer der Präfectur-Garde und den Veteranen noch aus 150 Bergischen Soldaten bestand, war in Bewegung. Etwa 40 bis 50 Bauern drangen durch das Grünerthor in die Stadt, rückten die Untergasse herauf, entwaffneten ohne Widerstand die Wache von Veteranen am Barfüßer Thore, bemächtigten sich ihrer Gewehre, und der Gewehre der übrigen Soldaten, die ihnen zufällig aufstießen, zogen darauf gegen die Hauptwache und entwaffneten auch diese. Der Präfect wurde ausgeschimpft und bedroht, daß man sein Haus stürmen wolle. General von Dalwigk, welcher das hiesige Militär befehligte, und die Stärke der Bauern nicht kannte, hielt sich für überwältigt und eilte nach dem Elisabether Thor, um für sich und seine Soldaten den freyen Rückzug nach Cassel zu sichern. Die Bauern glaubten nunmehr gesiegt zu haben. Sie läuteten die Glocken, um die Bürger und benachbarten Dorfschaften herbeyzurufen. Allein die Bürger hielten ihre Laden verschlossen und blieben ruhig in ihren Häusern. Nur wenige Leute gesellten sich zu den Insurgenten. Inzwischen hatte der General im Thore und im Begriff abzuziehen, erfahren, wie klein der Haufe der Bauern sey. Er sucht seinen erschrockenen Soldaten Muth einzusprechen und führt sie zum Kampfe. Auf dem Markte kam es zu einigen Schüssen. Die Bauern vertheidigten sich kurze Zeit. Da sie kein Pulver mehr hatten und sich von einer stärkeren Zahl angegriffen sahen, so zerstreuten sie sich schnell. Ein Soldat blieb todt, einige Bauern wurden verwun-

det, mehrere gefangen. Nach zwey Stunden war die Ruhe hergestellt. — Den nächsten Abend verbreiteten sich Gerüchte, daß Haufen von Bauern in den Wäldern versteckt lägen, um einen neuen Angriff während der Nacht auf die Stadt zu wagen. Allein diese Sagen waren bloße Ausgeburten der Furcht, und die Nacht ging ruhig vorüber. In der ersten Besorgniß hatte jedoch der Präfect nach Maynz geschrieben und um militärische Hülfe gebethen. Den Montag kamen etwa wirklich 1500 Mann französischer Kriegsvölker an, zogen aber schon den andern Tag wieder ab und nahmen den Oberst Emmerich nebst einigen gefangenen Bauern mit. Es wurden nunmehr Untersuchungen über die Theilnehmer an dem Aufstande angestellt. Zwey Commissarien waren zu diesem Behufe von Cassel geschickt, und leiteten die Untersuchungen. Man stellte Verhör an, und Professor Sternberg, gegen welchen manche Aussagen geschahen, wurde eingezogen. Er gestand, ein Haupanstifter des Aufstandes gewesen zu seyn. Vermuthlich hatte ihn die Begierde, eine Rolle zu spielen, zu dem Unternehmen verleitet. Sternberg wurde mit Andern, die man schuldig fand, oder für verdächtig hielt, nach Cassel abgeführt. Er, Emmerich und 2 Bauern wurden erschossen. Professor Ulmann der ältere, welchen man ebenfalls nach Cassel gebracht hatte, erhielt nach fünfwöchentlicher Gefangenschaft die Freyheit wieder. Auch die übrigen Verhafteten wurden entlassen.

C.) Ende des Königreiches Westphalen

I.

Den 28ten September 1813 gegen Abend kamen mehrere Couriere, und die Aufmerksamkeit wurde gespannt. Zahllose Verwundete vom französischen Heere kamen und gingen. Am folgenden Morgen erfuhr man, daß der König beynahe ganz unerwartet von fremden Kriegsvölkern sey überfallen worden, daß er nebst den Westphälischen Regimentern Cassel in größter Eile verlassen habe, und daß auf dem schnellen Rückzuge noch ein blutiges Gefecht vorgefallen sey. Der König war in der Nacht um drey Uhr durch unsre Stadt geeilt. Mehrere andere Flüchtende waren ebenfalls durchgekommen. Des Nachmittags und des Abends trafen die Garden zu Fuß, die berittene Leibwache, Husaren und andere Kriegsvölker hier ein. Den Husaren sah man die Eile an, mit welcher sie von Cassel weggezogen waren. Viele hatten keine Sättel, keine Säbel, keine Kappen. Von der Fußgarde waren die meisten Soldaten auf dem Wege fortgegangen, und sie soll hier, anstatt 800 Mann, noch aus 40 bestanden haben. Die Truppen übernachteten in unsrer Stadt, schienen aber sich nicht für sicher zu halten. Am folgenden 30sten Sept. wurde davon gesprochen, daß sie wieder nach Cassel zurückkehren würden, weil diese Stadt vom Feinde nicht besetzt sey. Doch des Nachmittags zogen sie auf der ganz entgegengesetzten Frankfurter Straße ab. Der General-Commissär der hohen Polizey begleitete sie. Die Stadt war nunmehr völlig sich selbst überlassen, dennoch herrschte vollkommene Ruhe. Den Abend traf die zuverlässige Nachricht ein, daß der russische General Czernischef in Eschwegen eingerückt sey, daß seine Soldaten strenge Mannszucht beobachteten, daß der

General die Civil-Verwaltung ungestört lasse, und namentlich dem Unter-Präfecten erlaubt habe, die Correspondenz mit dem Präfecten fortzusetzen. — Die Menge verwundeter Franzosen, welche durchkamen, erregte tiefes Mitleiden, die Marburger erwiesen ihnen viele Theilnahme; die Geschreckten eilten aber, so viel sie konnten, weiter.

Den 1ten October. Die Ruhe dauert fort Die Westphälischen Kriegsvölker haben zwischen Lohra und Seelbach auf freyem Felde übernachtet. Sie scheinen sich also nach Herborn zu ziehen. Man sagt, daß viele von ihnen entlaufen wären und in der Gegend herumstreiften.

Am 2ten. Der General-Commissär der hohen Polizey kömmt zurück, und kündigt 500 Husaren an, welchen 4 bis 5000 Mann Fußvolk folgen sollen. Er erfährt eine hier verbreitete Nachricht, daß das französische Hauptheer über Erfurt und Vacha sich zurückziehe, und reist sogleich wieder zurück. Man sagt, daß 400 Oestreicher Fritzlar besetzt hätten, und daß der russische Oberst Tettenborn nunmehr in Cassel eingerückt sey. Alle Verbindung mit Cassel ist noch immer gehemmt, und keine Post ist von daher angekommen. Der General Bastineller soll sich mit den Cürassiren über Alsfeld und Grünberg zurückgezogen haben, allein von den meisten Reutern verlassen worden seyn.

Am 3ten. Buchhändler Krieger reist nach Cassel ab, kehrt aber zu Halsdorf wieder um. Der General Allix kommt mit dem Rest der Casselischen Garnison hierher, und will feyerlich empfangen seyn. Von Cassel hat man noch immer keine Nachrichten.

Am 4ten des Nachmittags rücken etwa 1000 Mann französische Infanterie und 700 Mann Cavallerie hier ein. Die ersten blieben hier, die letztern wurden

auf benachbarte Dörfer verlegt. Man sieht eine Proclamation des General Czernischef: Cassel den 3ten Oct. wodurch das Königreich Westphalen für aufgelöst erklärt wird.

Am 5ten Es kommt die Nachricht, daß Cassel von den Russen verlassen worden sey, und daß diese gegen Göttingen hin sich zurückziehen. Auch die Reste des westphälischen Heeres, welche über Herborn, Wetzlar und Gießen gegangen waren, kamen zurück. Die französische Infanterie war hier geblieben, die Cavallerie war schon gestern Abend nach Schönstatt und den umliegenden Dörfern vorgerückt. Man erfährt, daß der König durch den französischen Gesandten Baron v. Reinhard schon des Abends von der Annäherung der Russen benachrichtigt worden war, daß ihn aber die Versicherungen des General-Inspectors der hohen Polizey sicher gemacht haben.

Am 6ten. Die Nacht war unruhig. Große Haufen von französischen Kriegsvölkern kamen in der Nacht hier an. Auch Kanonen wurden durchgeführt. Sonderbar war es, daß die Kanonen, welche schon bey der Stadt vorüber waren, plötzlich wieder zurückgebracht und nach Gießen abgeführt wurden. Auch eine starke Abtheilung Cavallerie, welche in die Stadt eingerückt war, kehrte auf eben dem Wege, auf welchem sie gekommen war, zurück. Unter den Befehlshabern war, wie man sagte, Uneinigkeit. Zwey Proclamationen vom 5. eine des Präfecten, die andere des General-Commissär's der hohen Polizey kündigten im Pompe die Räumung Cassels an. Dennoch blieben die Kriegsvölker, anstatt die geräumte Hauptstadt in Besitz zu nehmen, ruhig in Marburg, und die Post nach Cassel ging auch heute nicht ab.

Am 7ten. Nunmehr kommt die Post von Cassel wieder an. Die Stadt ist von den Russen geräumt. Ei-

ne Legion der Rache hat sich gebildet, welche schon aus 2000 Mann bestehen soll. Der Präfect und der Maire von Cassel sind als Geiseln abgeführt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist eine National-Garde, auch eine provisorische Verwaltung errichtet. In Marburg blieb alles in dem alten Zustand. General von Alix befand sich zu Gemünden, wo einige Unordnungen vorgegangen waren. Man sagt, daß preußische Infanterie in Cassel eingerückt sey.

Am 8ten Die fahrende Post von Cassel kam an. Die hiesigen Kriegsvölker waren dahin abmarschirt. Man sprach davon, daß der König ankommen würde.

Am 9ten. Die Gerüchte von der Ankunft des Königs dauerten fort. Die Communication mit Cassel war völlig frey. Die Ruhe in Marburg blieb ununterbrochen.

Am 10ten. Man erfuhr, daß Czernischef über Göttingen und Nordheim sich gänzlich zurückgezogen habe. Er hatte eine ausnehmend reiche Beute mitgenommen, 33 neue Kanonen, eine Menge von Gewehren, Kriegsgeräthschaften und Pferden, zwey Millionen aus dem königlichen Schatz und noch andere Sachen von Werth. Durch seine Unternehmung ist das ganze westphälische Militär auseinander gesprengt und größtentheils aufgelöst worden. Einige Regimenter haben nur ein Paar Soldaten, da die übrigen sich zerstreut haben. — Heute rückte etwas Cavallerie, und drey Bataillons Infanterie bey uns ein.

Am 11ten. Es kommt eine Proclamation des General Alix als Lieutenants des Königs an, wodurch den Westphalen die Zufriedenheit des Königs mit ihrem Betragen bezeugt wird.

Am 12. u. 13ten. Der König wird vergeblich erwartet.

Am 14ten. Man erfährt, daß zu Cassel die Mitglieder der Municipalität, der Verwaltungs-Commission, viele Officiere und andere Personen verhaftet worden sind. Der König kommt an, und hält eine Rede. Darin erklärt er, daß er alle die Dörfer und Städte verbrennen werde, wo Unruhen statt gefunden haben, wenn die Urheber dieser Unruhen nicht entdeckt würden. Er erklärt alle die, welche ohne seine Authorisation, während seiner Abwesenheit an der Verwaltung Antheil genommen haben, wie auch alle Officiere, welche in Cassel geblieben sind, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Die Militärpersonen sollen erschossen, die Civil-Diener gehenkt werden, welche sich unter der Authorität des Feindes zu irgend einem Geschäft gebrauchen lassen u. s. w. Dem Präfecten und anderen zur Verwaltung gehörigen Personen wurden starke Dinge gesagt.

Am 15ten. Der König reist gegen Mittag ab. Vorher weist er zwey Damen geb. von Gilsä, welche für ihre Brüder bitten wollen, zurück. Das Schloß zu Marburg soll befestigt werden.

II.

Nachdem der König in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, schien zwar der Staat Westphalens wieder einige Festigkeit erlangt zu haben, allein in der That waren die Grundfesten desselben erschüttert, und selbst das Benehmen der bedeutendsten Personen bewies, wie wenig man auf die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Dinge rechne. Alle Gemüther harrten mit höchster Spannung auf den Ausgang des großen Kampfes in Sachsen, wo auch Westphalens Schicksal entschieden werden mußte. Die Regierung ließ ein Schreiben des Generals Bertrand aus Weissenfels vom 19ten October bekannt ma-

chen, nach welchem die französischen Heere auf allen Punkten gesiegt haben sollten. Allein niemand glaubte diese Nachrichten, und das Mißtrauen wurde bald durch die folgenden Ereignisse gerechtfertigt. Der König hatte Cassel am 26ten des Oct. von neuem verlassen. Vorher waren die Staatsgefangenen in Freyheit gesetzt und die deutschen Regimenter entlassen worden. Alles kündigte eine große Veränderung an, und die Wirkungen zeigten sich bald auch in Marburg. Hier hatte man an der Befestigung des Schlosses bisher gearbeitet; das ganze Unternehmen erschien als eine bloße Spielerey; welche bloß die nachtheilige Folge hatte, daß das vergrößerte Gerücht von Marburgs Befestigung viele Studirende, welche sonst die Universität besucht haben würden, zurückhielt.

Auf die Nachricht, daß der König von Cassel sich entfernt habe, wurden am 27sten die Bestigungs-Arbeiten eingestellt. Die Jäger-Garde, welche hier neu gebildet werden sollte, wurde entlassen, die Veteranen wurden entwaffnet. Der General-Commissär der hohen Polizey, Wolf belastet mit den Verwünschungen der Stadt und des Landes, fand für gut, zu flüchten. Der Präfect von Trott, aus Besorgniß wegen seiner gegen Czernischef herausgegebenen Proclamation und wegen einer anderen ihm persönlich drohenden Gefahr, reiste in der Nacht ab, wurde aber von einigen Metzgern, welche Forderungen an die Regierung hatten, beobachtet, angehalten und beleidigt, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich loszumachen.

Am 28ten des Morgens versammelte der General-Secretär der Präfectur alle Behörden. Es wurde beschlossen, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe eine National-Garde zu bilden, an welcher außer den Bürgern auch die übrigen Stände Theil nehmen sollten. Den

Abend trat diese Garde ihren Dienst an. Durch den althessischen Zapfenstreich, welcher auf willkührliche Veranstaltung einiger Privatpersonen um 9 Uhr geschlagen wurde, entstand ein unruhiger Volksauflauf, welcher bedenkliche Folgen besorgen ließ. Doch gelang es dem Prorector den versammelten Volkshaufen durch eine Anrede zu besänftigen, und zum Auseinandergehen zu bewegen.

Am 29ten dauerte die Ruhe fort. Einige zersprengte Soldaten von dem französischen Heere kamen durch.

Am 30sten wurde eine Versammlung der angesehensten Bürger auf dem Rathhause gehalten, weil über den Zweck der National-Garde Mißverständnisse sich verbreitet hatten, welche Mißvergnügen erzeugten. Der Maire und der Prorector gaben den Bürgern die nöthigen Erläuterungen, und gewannen sie völlig für die ergriffenen Maaßregeln.

Der 31ste verging ruhig. Den 1ten rückten die ersten Cosacken unvermuthet ein. Der Jubel des Volks war unaussprechlich. Alle Einwohner liefen zusammen. Die Cosacken wurden als Befreyer mit beständigem Vivat-Rufen begrüßt, mit Getränken überschüttet, geküßt und beschenkt. Die zuerst ankommenden Officiere, welche den General Yusefowitsch als Befehlshaber des achten Armee-Corps ankündigten, wurden von Damen bekränzt. Der Prorector und der Maire fuhren dem General entgegen, und fanden in ihm einen sehr gebildeten milden Mann, welcher seine Bescheidenheit dadurch beurkundete, daß er, um dem jubelnden Empfang auszuweichen, in der Stille einzog. Bey manchen Einwohnern war inzwischen der Taumel der Freude, erhöht durch Wein und Branntewein nicht beym Jauchzen und Vivatrufen stehen geblieben, sondern ging in Unordnungen über, welche desto bedenklicher wurden, weil die

Personen auf dem Rathhause, welche die Ordnung bewahren sollten, den Kopf verloren zu haben schienen. Ein Volkshaufe wollte die Criminal-Verbrecher befreyen, und die Departements-Garde entwaffnen, wurde aber daran verhindert. Dann entstand ein neuer Zusammenlauf; mit Ungestüm wurde gefordert, daß der Adler, welcher über dem Bureau der indirecten Steuern stand, abgenommen werden solle, und man gehorchte ihm. Nun fing der Haufe an, das Bureau zu stürmen, wurde aber von dem Prorector durch eine Anrede zur Ruhe gebracht, und diesem wurden die Schlüssel des Bureaus übergeben. Nachher entstanden andere Unruhen in den Straßen. Das Haus des B. du Fay, Directors der indirecten Steuern, welcher sich geflüchtet hatte, wurde erbrochen, viele Papiere zerstört oder zerstreut, auch einige Sachen entwendet. Dem Friedensrichter Happel wurden Fenster mit dicken Steinen eingeworfen, und dadurch selbst das Leben seiner Kinder in Gefahr gebracht. Noch an andern Orten wurde Unfug getrieben. Unter diesen Umständen ließ der Prorector die Studenten berufen, und leitete selbst die Patrouillen, welche aus Bürger und Studenten zusammengesetzt wurden. Die Ruhe wurde endlich wieder hergestellt.

Am 2ten versammelten sich die Behörden auf Einladung des Generals Yusefowitsch auf dem Rathhause, wo er einen Tagsbefehl vorlesen ließ. Ihm wurden von jungen Mädchen Kränze und Blumen überreicht. Da die Russen viel Essen und Trinken forderten, und da, ungeachtet der gegebenen strengen Befehle hier und da Unordnungen vorfielen, so kühlte sich die ausgelassene Freude des Volkes merklich ab.

Am 3ten war Tafel in der Präfectur, wobey von den Schul-Seminaristen Chorgesänge aufgeführt wurden.

Am 4ten ließ der Maire auf Ersuchen des Prorectors den Municipalrath zusammenberufen, wo der Prorector sich einfand, seine Beschwerden über die Bedrükkungen der Universität bey Einquartirungen vortrug, und die Grundsätze aufstellte, nach welchen künftig die Universität in dieser Hinsicht behandelt werden müsse. Man versprach den Beschwerden abzuhelfen, und durch eine neue Einrichtung seinem Verlangen Genüge zu leisten.

Am 5ten zog General Yusefowitsch ab. Der General Graf St. Priest wurde erwartet. Der Maire und der Prorector waren ihm entgegen gefahren, ohne ihn zu treffen. Er kam gegen Abend an. Die Einquartirung war ausnehmend zahlreich, und wurde für viele Einwohner sehr drückend.

Am 6ten wurden alle Behörden dem General in der Präfectur vorgestellt. Er wünschte einen Ball, und dieser wurde in großer Eile in dem deutschen Hause angeordnet. Die beschwerlichste Einquartierung dauerte fort.

Die Russen mit ihrem General zogen am 7ten ab. Es wurde viel über sie geklagt. Es zeigten sich einige Bewegungen unter den Einwohnern, um diejenigen, welche man für französisch gesinnt hielt, zu züchtigen, doch blieb es noch ziemlich ruhig.

Der 8te November war stürmischer als alle früheren Tage. Professor Steffens welcher gestern angekommen war, hielt eine öffentliche Rede auf dem Rathhause, um den deutschen Patriotismus zu beleben. Die ohnehin stark gespannten Gemüther wurden dadurch überspannt. Die Studirenden beschlossen, in vollem Haufen sogleich zu Felde zu ziehen. Die Bürger, welche von Austilgung der Franzosen sprechen hörten, deuteten dieß dahin, daß an allen französisch gesinnten Einwohnern ein Strafbeyspiel gegeben werden müsse. Der Prorector, C. R. Wachler und Andere bemühten sich vergeblich,

um die erbitterten und erhitzten Gemüther zu besänftigen. Mehrere, welche in dem Rufe stunden, französische Gesinnungen zu hegen, wurden verhaftet, und auf dem Rathhause, doch ohne Mißhandlungen festgehalten. Es wurden auch, damit dem leidenschaftlichen Willen der von patriotischem Unmuthe Ergriffenen eine möglichst rechtliche mildernde Ableitung gegeben werde, auf der Wache einige Untersuchungen angestellt, um die Ausspäher und Angeber der geheimen Polizey zu erforschen. Auf den Straßen wurde gelärmt und geschossen, ausserdem fielen, des drohenden Anscheins ungeachtet, keine Unordnungen vor.

Am 9ten sagte sich der Prorector, weil man gestern Professoren willkührlich verhaftet habe, von der Theilnahme an den städtischen Sicherheits-Anstalten los, und erklärte, daß er im Nothfalle seine Untergebene wider Gewalt durch Gewalt schützen werde. Er bewaffnete die Studenten, und schlug sein Hauptquartier auf dem Consistorium auf. Alles blieb ruhig.

Am 10ten zeigte der Professor Bering an, daß Leute gedroht hätten, auf die Bibliothek zu dringen, und dort die Büste des Königs abzuhohlen. Der Prorector ließ daher des Abends die Büste unter einer starken Wache von Studirenden in sein Haus bringen.

Am 11ten kam H. v. Schenk an, welchen der Kurprinz zur obersten Leitung der Landes-Angelegenheiten hierher schickte, und seine Ankunft erregte allgemeine Freude unter den Einwohnern.

Am 12ten und 13ten war alles ruhig. Am 14ten kam sehr starke Einquartierung, das russische Corps des Generals Fürsten Schuwalow, dem zu Ehren am 15ten abermals ein Ball im deutschen Hause gegeben wurde. Die Last der Einquartierung war für Viele äusserst drückend. Am 17ten des Morgens brachen die Russen auf.

Der Enthusiasmus für die Russen hatte sich bei den Meisten durch die Einquartierungsbeschwerden sehr abgekühlt. Ueber die willkührlichen Verhaftungen und Untersuchungen, welche man am 8ten auf dem Rathhause vorgenommen hatte, wurden gerichtliche Verhöre angestellt. Wachler gab ernste Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Teutsche sind und bleiben wollen, heraus. Münscher ließ politische Predigten drucken.

Den 23sten November gingen Deputationen der Stadt und der Universität nach Cassel ab, um den Kurfürsten, dessen Ankunft man zuverlässig erfahren hatte, zu bewillkommnen; sie kehrten aber um, weil sie in Wabern die Nachricht erhielten, daß der Kurfürst den andern Tag nach Marburg kommen werde.

Der 25ste war ein merkwürdiger Tag. Zum Empfang des Kurfürsten wurden alle Vorbereitungen getroffen, und viele Ehrenpforten waren errichtet. Nach 4 Uhr des Nachmittags traf der Kurfürst mit dem Kurprinzen ein. Eine aus der Bürgerschaft gebildete Ehrengarde war ihm entgegengezogen. Der Freudentaumel des Volkes war unaussprechlich. Schon vor der Elisabether Brücke wurden die Pferde des kurfürstlichen Wagens ausgespannt, und dieser vom Volke bis in die Präfectur gezogen. Das Geschrei der Freude und das Gedränge der Menschen war ungeheuer, doch verlor Niemand das Leben. Der Kurfürst konnte kaum die Treppe hinauf kommen. Oben empfingen ihn Töchter von allen Ständen und ließen ihn zwischen Blumengewinden durchziehen. Henriette Busch redete ihn an. Es wurden Blumen und ein Gedicht überreicht. Ein anderes Gedicht wurde im Namen der Stadt und noch eins von den Hospitaliten übergeben. — Alle Angestellte waren im großen Präfectur-Saale versammelt; der Kurfürst war in hohem Grade gerührt über die Freude seiner Unterthanen. Er erwiederte alle

Anreden mit liebenswürdiger Freundlichkeit und unterhielt sich insbesondere sehr theilnehmend mit mehreren Professoren. Den Abend war die Stadt erleuchtet, mehrere artige Transparents und Inschriften kamen zum Vorschein. Die Schul-Seminaristen sangen vor dem Kurfürsten religiöse Lieder, und die Studenten brachten ihm eine Fackelmusik. Den andern Morgen reiste der Kurfürst mit dem Kurprinzen nach Frankfurt; die Studenten brachten ihnen zum Abschied noch ein Vivat mit Musik.

Bey vielen wurde die Freude durch die Nachricht dieses Tages getrübt, daß alle ausländische Angestellte entlassen werden, und die althessischen Diener wieder auf die Stelle zurücktreten sollten, auf welcher sie im Jahre 1806 am 31sten October gestanden hatten. Viele wurden dadurch niedergeschlagen, Andere faßten neue Hoffnungen und Entwürfe.

Nachgelassene Schriften.

I.

Aufsätze.

I. Ueber die neuern kirchlichen Verhältnisse in Frankreich.

(Vorgelesen den 3ten Jänner 1812.)

Die neue Gestalt, welche das französische Kirchenwesen bekommen hat, läßt sich nur dann übersehen, wenn die frühere Verfassung damit verglichen wird, und es muß deßwegen eine ganz kurze Uebersicht der letzten hier vorausgehen.

Als es den Römischen Päbsten gelang, sich zur Herrschaft über das westliche Europa emporzuschwingen, und an die Stelle der weltlichen Macht des alten Roms eine geistliche Monarchie zu setzen, war es Frankreich, welches sich von dieser alles überwältigenden Gewalt zwar nicht unabhängig, doch weniger abhängig als andere Staaten zu erhalten vermochte. Die erste Ursache davon liegt in der Art, wie das Christenthum in diesem Lande gegründet wurde. Andere Nationen, wie die Deutschen und die Engländer, hatten ihren Glauben durch römische Missionarien empfangen, und es war ihnen durch diese sogleich von Anfang tiefe Ehrfurcht gegen den Bischoff von Rom, als das Oberhaupt der ganzen Kirche, eingeflößt worden. In Frankreich hingegen war die christliche Lehre und Verfassung ohne Römische Vermittelung gegründet, und die fränkischen Bischöffe waren daran gewöhnt, ihre kirchlichen Angelegenheiten ohne fremde Da-

zwischenkunft anzuordnen. Zwar brachten es die Päbste seit dem neunten Jahrhundert auch in Frankreich dahin, daß man ihre Obergerichtsbarkeit anerkannte, zwar diente ihnen der Bann mehrmals, um die Könige zu schrekken, und zum Nachgeben zu bringen. Allein immer blieb doch ein freierer Geist, und sobald die Könige durch Demüthigung ihrer mächtigen Vasallen ihrem Throne größere Festigkeit verschafft hatten, setzten sie den pabstlichen Anmaasungen einen entschlossenen Widerstand entgegen. Daher entsprang ein Kampf, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behielt. Die erste genauere Bestimmung der französischen Kirchenfreiheiten rührt von Ludewig dem Heiligen, welcher ungeachtet seiner Ehrfurcht gegen die Religion und den römischen Hof durch eine Verordnung vom Jahre 1269 — die pragmatische Sanction genannt — die Wahlrechte der französischen Kirche schützte, und die Geldabgaben nach Rom verbot. Philipp der Schöne spottete über die Behauptung des Bonifacius, daß der König von Frankreich auch in weltlichen Dingen dem Pabste unterworfen sey, und bewies durch sein Beyspiel, daß die Donnerkeile des Vaticans an der Klugheit und Kraft eines mit seinem Volke einverstandenen Regenten wirkungslos abgleiten. Die folgenden Päbste, welche geraume Zeit zu Avignon, umgeben von dem französischen Gebiet, ihren Sitz hatten, waren vielfach von den Königen abhängig und ihren politischen Absichten dienstbar.

Die große Spaltung am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo zwei und endlich drei Päbste die Regierung der Kirche sich streitig machten, gab Gelegenheit, daß Klagen über die Päbste weit häufiger und freier hervortraten. Französische Gelehrte waren es, deren Stimme dabey am lautesten ertönte, und welche an den Verhandlungen der beiden großen Kirchenversammlungen zu Kost-

niß und Basel den vorzüglichsten Antheil nahmen. Man fühlte das Bedürfniß, die Gränzen der päbstlichen Gewalt durch feste Regeln zu bestimmen, und hierzu wurde in einer Versammlung der Geistlichkeit und der weltlichen Großen unter dem Vorsitze des Königs die berühmte pragmatische Sanction im Jahr 1438 errichtet. Das Ansehn der allgemeinen Kirchenversammlungen über den Pabst, das freie Wahlrecht der Kapitel, die Vernichtung der päbstlichen Ansprüche, geistliche Stellen nach Willkühr zu vergeben, die Kirchen zu besteuern, und Streithändel unter allerley Vorwänden nach Rom zu ziehen, machen den Hauptinhalt dieser Verordnung aus.

Die pragmatische Sanction wurde als die Grundlage und Schutzwehr der französischen Kirchenfreiheit betrachtet, und sowohl von den Parlementen als von den Universitäten eifrig vertheidigt; allein die Päbste ruhten nicht, bis es ihnen gelang, ein so verhaßtes Gesetz zu unterdrücken. Dieses geschah durch das Concordat, welches Leo X. mit Franz I im Jahr 1516 abschloß. Durch dasselbe wurde dem Könige die Ernennung der Bischöffe und Aebte seines Reiches überlassen, dem Pabste aber deren Bestätigung vorbehalten. Es wurde versprochen, daß kirchliche Streitigkeiten im Reiche entschieden, und daß keine Anwartschaften vom Pabste ertheilt werden sollten. Hingegen die Oberhoheit der allgemeinen Kirchenversammlungen über den Pabst und die Annaten wurden nicht erwähnt, und die letzten dadurch stillschweigend wieder eingeführt.

Durch das Concordat theilten sich der König und der Pabst in die Beute der Kirche, welche ihre bisherigen Wahlrechte verlor, und nunmehr weit abhängiger vom Hofe als vorher wurde, weil dieser die reichsten und ansehnlichsten Kirchenpfründen zu vergeben hatte. Auffallend ist dabei die Veränderung, welche in der römischen

Politik sichtbar wird. Im elften und zwölften Jahrhundert hatten die Römischen Päbste ihre ganze Kraft aufgeboten, um die Wahlfreiheit der Kirche zu behaupten und die Ernennung der Bischöffe den Regenten zu entreissen. Jetzt aber trug Leo kein Bedenken, dieselbe Wahlfreiheit der Willkühr des Königs aufzuopfern.

Das Concordat wurde nur mit Mühe und nach vielem Widerstande der Kirche aufgedrungen, und oft wurde die pragmatische Sanction zurückgewünscht. Die Päbste selbst hatten während der stürmischen Zeit der Religions-Kriege, welche Frankreich zerrütteten, längst aus der Uebung gekommene Ansprüche geltend zu machen versucht. Sixtus V. hatte sogar den König Heinrich IV. mit dem Banne belegt und für unfähig zur Regierung erklärt. Unter den französischen Theologen und Kanonisten waren zwei Parteien, von denen die eine solche Anmaaßungen eifrig behauptete, die andere sie nachdrücklich bestritt.

Eine neue Wendung schienen die französischen Kirchenverhältnisse unter Ludewigs XIV Regierung zu nehmen. Dieser König, höchst eifersüchtig auf seine Ehre und auf den Glanz seiner Krone, nahm auch gegen die Päbste eine drohende Stellung an. Der Pabst Alexander VII wurde von ihm, wegen einer dem französischen Gesandten zu Rom widerfahrenen Beleidigung, zu einer höchst demüthigenden Genugthuung gezwungen. Weit größere Folgen konnte man aus dem Zwist Ludewigs mit Innocenz XI erwarten. Vermöge des sogenannten Regalrechtes hatten die französischen Könige in mehreren Erzbisthümern und Bisthümern, während sie erledigt waren, die Einkünfte zu ziehen, und die davon abhängigen Pfründen zu vergeben. Ludewig wollte die Ausübung dieses Rechts auf alle Provinzen seines Reichs ausdehnen. Der Pabst wollte diese Ausdehnung nicht zugeben, und

reizte dadurch den vollen Unwillen des Königs, welcher, um jenen zu kränken, sich als Vertheidiger der französischen Kirchenfreiheiten darstellte. Er berief eine Versammlung seiner Geistlichkeit nach Paris, auf welcher die vier Sätze des gallicanischen Clerus festgesetzt wurden. 1) Dem, A. Petrus und seinen Nachfolgern gebührt nur eine geistliche, nicht aber eine weltliche Gewalt. Könige und Fürsten sind in weltlichen Dingen keiner kirchlichen Ordnung unterworfen, und können nie von der Kirche abgesetzt, oder ihre Unterthanen von dem Eid der Treue entbunden werden. 2) Der apostolische Stuhl zu Rom hat zwar vollkommne Gewalt in Kirchensachen, doch mit Vorbehalt des überwiegenden Ansehns der allgemeinen Kirchenversammlungen. 3) In der Ausübung seiner Gewalt ist der Pabst an die Kirchengesetze, besonders an die besondern Grundsätze und Gebräuche der französischen Kirche gebunden. 4) Bei Glaubensfragen hat der Pabst zwar vorzügliches Ansehn, allein sein Urtheil ist nicht unabänderlich, wenn nicht die Beistimmung der Kirche hinzukommt.

Diese Schlüsse des französischen Clerus wurden von dem Könige feierlich bestätigt, und verordnet, daß nach ihnen im ganzen Reiche gelehrt werden, und daß Niemand sie mündlich oder schriftlich angreifen solle. Der Pabst gerieth über dieses Verfahren in Erstaunen, er verdammte die Sätze als gottlos, er suchte den allerchristlichsten König und die französischen Bischöffe als abgefallene Kinder der wahren Kirche vorzustellen. Auch verweigerte er den vom König ernannten neuen Bischöffen die Bestätigung. Schriftsteller von beiden Seiten traten auf den Kampfplatz, die Gährung und Erbitterung der Gemüther stieg höher, ein völliger Bruch zwischen Rom und Frankreich schien unvermeidlich, und es wurde davon gesprochen, der französischen Kirche einen unabhängigen

Patriarchen zu geben, als die Verwicklung sich wieder löste. Der König wurde durch den entschlossenen Widerstand des Pabstes ermüdet, sein zunehmendes Alter führte ihn immer mehr zur Andächtelei, und seine jesuitischen Beichtväter machten ihm den Scandal fühlbar, in offener Fehde mit dem Haupte eben der Kirche zu leben, für deren eifrigen Beschützer er gelten wollte, und zu deren Ehre er einige Millionen Hugonotten unterdrückt hatte. Unter dem Pabste Innocenz XII wurde ein Vertrag geschlossen, und die 4 Artikel zwar nicht ausdrücklich widerrufen, doch stillschweigend bey Seite gelegt. Ludwig XIV, von seinen Beichtvätern geleitet, begünstigte späterhin mehrere Unternehmungen der Päbste, welche den alten Kirchenfreyheiten entgegen waren, und auch unter seinem Nachfolger Ludwig XV, wo Bischöffe, welche Cardinäle waren oder werden wollten, das Ruder des Staates führten, wurden die Päbste geschont. Es war Politik des Hofes, offene Angriffe auf den Pabst zu vermeiden, doch unter der Hand seinen Einfluß zu beschränken. In Frankreich, sagte man daher mit Recht, ist der Pabst ein Oberhaupt, dem man die Füße küßt, aber die Hände bindet.

Endlich brach die Revolution aus, furchtbar und zerstörend für die ganze bisherige Verfassung, und vorzüglich für den Clerus. Dieser machte bei dem Anfang derselben einen ansehnlichen und mächtigen Körper aus. Man berechnete die Zahl aller geistlichen Personen damals auf 115000, worunter 18 Erzbischöffe, 118 Bischöffe, 18000 Mönche, 36000 Nonnen sich befanden, und ihre sämmtlichen Einkünfte auf 170 Millionen L. Der Clerus war ferner steuerfrey, und hatte bisher den Königen zwar Abgaben, allein lediglich unter dem Namen freiwilliger Geschenke bezahlt, und die Erhebung davon selbst angeordnet. Unter den Ständen des Reichs nahm

er die erste Stelle ein. Allein alles dieses Ansehn, aller der Einfluß, welchen solche Vorrechte dem Clerus verschafften, waren dadurch wankend und unsicher geworden, daß er schon längst die Achtung eines größern Theiles der Nation verloren hatte. Der König, welcher die höhern Kirchenämter vergab, wurde durch die Launen, die Gunst und die Ränke des Hofes geleitet, und die ersten und einträglichsten Stellen kamen daher in die Hände sittenloser Menschen, welche durch niedrige Kunstgriffe ihre Aemter erlangten, und durch Ausschweifungen sie schändeten. Man sah es mit Unwillen, daß Erzbischöffe und Bischöffe ihre Sprengel verließen, und ein Einkommen von hunderttausend und mehr Franken in den üppigen Genüssen der Hauptstadt verpraßten, während die meisten Pfarrer mit der Dürftigkeit ringen mußten. Seit länger als hundert Jahren hatten witzige Schriftsteller, bald in bitterem Ernst, bald in leichtem Scherze, die Unwissenheit, die Habsucht und die Intoleranz der Priester gerügt; die Spöttereyen eines Voltaire und seiner Nachahmer und Nachsprecher waren selbst bis zu dem Volke durchgedrungen; ja ein großer Theil der Geistlichkeit stand selbst in dem Rufe, freigeisterische Gesinnungen zu haben, und nur aus Eigennutz in einem Stande, der sie reichlich ernährte, den sie aber heimlich verachteten, zu leben. Es war daher leicht begreiflich, daß die Geistlichkeit eines der ersten Opfer der Revolution wurde. Die dringendste Finanzverlegenheit, in der man keine Hülfsquellen mehr zu finden wußte, hatte den gutmüthigen König zur Berufung einer National-Versammlung veranlaßt, in welcher der dritte Stand durch Zahl und Entschlossenheit das vollkommene Uebergewicht errang, und den andern beiden Ständen ein Vorrecht nach dem andern entriß. Daß die Geistlichkeit Manches aufgeben und bewilligen müsse, darauf mochte sie selbst schon gefaßt seyn,

allein, wie weit dieß führen würde, hatten wohl ihre Gegner selbst nicht erwartet. In dem Gefühl, daß die gedrückte Nation einer Erleichterung bedürfe, wurde die Aufhebung der Zehnten in Vorschlag gebracht, und diese im August 1789 beschlossen. Der Clerus verlor dadurch etwa 70 Millionen, wofür man ihn aber auf andere Art zu entschädigen versprach. Zugleich wurden auch alle Abgaben nach Rom, und alle römischen Bestätigungen ernannter Bischöffe verboten. Darauf folgte ein neuer Beschluß der Nationalversammlung vom 10ten October, wodurch alle geistlichen Güter für ein Eigenthum der Nation erklärt wurden, welche dagegen die Kosten des Gottesdienstes und die Besoldung der dazu nöthigen Personen zu übernehmen verpflichtet wurde. Bald nachher wurden nach gleichen Grundsätzen alle Klöster unterdrückt. Durch diese Verfügungen verlor der Clerus alle seine bisherigen Vorrechte, und seine Glieder wurden in bloße besoldete Diener des Staates verwandelt. Jetzt wurde eine ganz neue Organisation der Kirchenverfassung nöthig, welche auch, ungeachtet vielfachen Widerspruchs, die Genehmigung der Nationalversammlung durch eine Reihe von Decreten im Jahr 1790 erhielt. Ihr zufolge sollten 83 Bischöffe nach der Anzahl der Departements des Reichs, und 10 Erzbischöffe seyn, die ersten 15000 Livres, die letzten 20000 an Gehalt erhalten, dagegen wurde der Gehalt der Pfarrer erhöht. Alle Bischöffe und Pfarrer sollten von den Gemeinden gewählt werden, und die Kirche sollte keine Autorität eines fremden Bischoffs, unbeschadet jedoch der Glaubenseinheit mit dem Pabste, anerkennen. Allen angestellten Geistlichen wurde ein Eid abgefordert, dem König und dem Gesetz treu zu seyn, und die neue Constitution aus allen Kräften aufrecht zu erhalten, und an die Verweigerung dieses Eides wurde der Verlust ihres Amtes geknüpft. Man kann leicht denken,

welchen Eindruck solche Verfügungen auf den größten Theil des höheren Clerus machen mußten. Ihr Ansehn, ihre Reichthümer waren mit Einem Schlag vernichtet. Sie ergriffen das Hülfsmittel, ihre Sache, als Sache der Religion, das Unglück ihres Standes, als Gefahr, womit der heilige Glaube bedroht werde, vorzustellen. Sie äusserten, daß die National-Versammlung, als eine weltliche Behörde, durchaus das Recht nicht habe, die Kirchenverfassung anzutasten, daß daher alle Beschlüsse derselben ungültig seyen. In diesem Urtheile wurden sie durch päbstliche Decrete, welche auf das Nachdrücklichste die Schlüsse der Nationalversammlung mißbilligten, befestigt. Die meisten Geistlichen verweigerten den Bürgereid, verloren ihre Stellen, und wurden von der Regierung als Ruhestörer mit immer steigender Härte behandelt, dagegen aber von dem Volke als Märtyrer geehrt. Die Geistlichen, welche den Eid ablegten, hießen die constitutionellen und blieben allein im Besitz von Aemtern, konnten aber die Achtung und das Zutrauen des Volkes nicht gewinnen. So war eine Spaltung entstanden, welche Frankreichs Kirchen zerrüttete. Die Nationalversammlung, oder vielmehr die Partei, welche die Oberhand hatte, ging ihren Weg fort, ohne sich durch Widerspruch schrecken zu lassen. Der Convent, welcher an ihre Stelle trat, oder vielmehr die herrschende Partei desselben, unternahm, nachdem sie den Thron umgestürzt, und den König auf das Blutgerüste geführt hatte, auch die Unterdrückung des religiösen Cultus. Der erste Schritt dazu war die Einführung eines neuen Kalenders, (6. Oct. 1793.) um dem Volke das Andenken an seine Heiligen und Feste aus dem Gemüthe zu bringen. Darauf folgte das Gesetz, welches den Handwerkern und Kaufleuten verbot, ihre Läden an Sonntagen und Festtagen zu schließen. Nach diesen Vorbereitungen erschien der

Bischoff Gobel von Paris nebst seinen Generalvicarien vor den Schranken des Convents mit der Erklärung, daß sie bisher das Volk betrogen hätten, daß sie aber nunmehr ihren priesterlichen Verrichtungen entsagten, und keinen andern als den Gottesdienst der Freiheit und Gleichheit ausüben wollten. Diese Erklärung wurde von der herrschenden Partei mit lautem Beifalle aufgenommen, der christliche Cultus als Volkstäuschung aufgehoben, Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt, und Feste der Vernunft, wobei ausschweifende Mädchen die Göttin vorstellten, angeordnet. Die eidweigernden Priester traf eine heftige Verfolgung, welche Vielen das Leben kostete, Andere zur Auswanderung nöthigte. Zwar wurden schon im folgenden Jahre die Machthaber, welche den Atheismus gewaltthätig emporbringen wollten, gestürzt, und eine neue Partei suchte eine Ehre darin, zu erklären daß die französische Nation ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne. Allein die Geistlichen wurden fernerhin verfolgt, und die Kirchen blieben verschlossen. Die neue Constitution, welche im Jahr 1795 aufgestellt wurde, sprach Freiheit des Glaubens und des Cultus, sobald dieser nicht den Gesetzen des Staates zuwider sey, aus, überließ aber denselben ganz ihrem Schicksal, und dem eigenen Gutbefinden der Bürger. Die eigene Neigung eines der Directoren, des Lareveillere Lepeaux, verschaffte jedoch den Theophilamthropen vielfache Begünstigungen — einer neuen Secte, welche sich unter den Stürmen der Revolution gebildet hatte, und nur der bloßen natürlichen Religion huldigen wollte, dabei aber einer festen Haltung ermangelte, und im Streben nach Feierlichkeit des Cultus in das Spielende verfiel. Nur die Unterstützung der Regierung konnte ihr einige Dauer gewähren.

Als die Verwirrung in Frankreich unabsehliche Zer-

rüttung drohte, als das Volk der beständigen Schreckensscenen, Abwechselungen und Erschütterungen müde, sich nach Ruhe nnd Ordnung sehnte, ergriff Bonaparte mit fester Hand die Zügel der Regierung, und gab der Nation die ersehnte kirchliche Ordnung wieder. Die constitutionelle Geistlichkeit hatte zwar wiederholte Versuche gemacht, sich durch Synoden einige Festigkeit zu geben, allein sie war dem Volke und dem Pabste zuwider, welche in ihr nur unrechtmäßige Besitzer der Kirchenämter sahen. Um die Nation zu beruhigen, mußte der Pabst zu Hülfe genommen, die Spaltung der beeidigten und unbeeidigten Priester aufgehoben, und der katholische Cultus auf eine Art hergestellt werden, welche künftige Collisionen zwischen Kirche und Staat verhütete, und die Eigenthümer der in den Stürmen der Revolution verschleuderten Kirchengüter beruhigte. Diese Zwecke hoffte die französische Regierung durch das neue Concordat zu erreichen, welches mit Pius VII im Jahre 1801 abgeschlossen, doch nicht eher als im Jahre 1802 bekannt gemacht wurde. Mit Feinheit war es darin vermieden, den Katholicismus als die herrschende Religion in Frankreich anzuerkennen, sie wurde nur für die Religion der großen Mehrheit der französischen Bürger erklärt, und der Pabst als Oberhaupt dieser Kirche erkannt. Eine neue kirchliche Eintheilung des Reichs will der Pabst in Einverständniß mit der französischen Regierung vornehmen. Die Bischöffe hat der erste Consul zu ernennen, der Pabst zu bestätigen; sie müssen aber, ehe sie ihr Amt antreten, der Regierung Treue und Gehorsam schwören. Die übrigen Geistlichen werden von den Bischöffen ernannt, von der Regierung bestätigt, und müssen dieser den Eid der Treue ablegen. Alle Geistliche werden von der Regierung besoldet. Die veräusserten Kirchengüter werden ihren jetzigen Besitzern zugesichert. — Bei aller Freude, welche

der Pabst über die Herstellung der Kirche in Frankreich und seines Ansehns fühlen mochte, konnte er sich doch nicht verbergen, daß der neue französische Clerus, in seinem ganzen Unterhalt von der Regierung abhängig, und von allen eigenen Gütern entblößt, nie das werden könne, was der ehemalige gewesen war. Seine Freude mußte ihm noch mehr verkümmert werden durch die organischen Artikel, mit welchen die französische Regierung die Bekanntmachung des Concordats begleitete. Dadurch wurde die Kirche einer strengen Aufsicht des Staates unterworfen. Keine Bulle oder andre Schrift des Pabstes soll in Frankreich, ohne Erlaubniß der Regierung, angenommen werden. Ohne dieselbe Erlaubniß darf keine Synode im Lande gehalten oder eine auswärtige für gültig angesehen werden. Wenn Geistliche sich Mißbräuche erlauben, oder die Gränzen ihrer Macht überschreiten, so sind sie bey dem Staatsrathe zu verklagen. Die Lehrer an den bischöfflichen Seminarien müssen die Erklärung der französischen Geistlichkeit vom Jahre 1682 unterschreiben, und nach ihr sich richten. Die Pfarrer sollen auf ihren Kanzeln fremde Religionsparteien nicht tadeln, und überhaupt nichts bekannt machen, als was zum Cultus gehört, außer wenn es dir Regierung befiehlt. Neben anderen weniger bedeutenden Bestimmungen wird die Zahl der Erzbischöffe auf 10, der Bischöffe auf 50 festgesetzt, und den ersten ein Gehalt von 15000, den lezten von 10000, den Pfarren von 1000 — 15000 Franken angewiesen. Man erwartete auch, daß die Regierung die Aufhebung des Cölibates würde erwirken können, allein diese Angelegenheit hing zu eng mit dem System des römischen Hofes zusammen, als daß er darin hätte nachgeben mögen.

Nach den neuen Anordnungen wurde die Organisation der Kirche vorgenommen. Um die Spaltung zu heben, mußten alle Geistliche in Frankreich ihre Aemter

nach einer Aufforderung des Pabstes niederlegen, und ihre Stellen wurden von neuem ohne Rücksicht auf Partei-Unterschied besetzt. Zwischen dem Pabste und dem ersten Consul schien ein gutes Vernehmen zu herrschen, und der erste kam selbst nach Frankreich, um die Kaiserkrönung Napoleons zu verrichten. Bey allen Ehrenbezeugungen, mit welchen man ihn empfing, wurde ihm doch mehrmals fühlbar gemacht, daß die Zeiten der päbstlichen Größe längst vorüber seyen, und daß ein Pabst es nicht wagen dürfe, sich mit einem Kaiser in gleiche Linie zu stellen. Napoleon wollte auch die Krone nicht von dem Pabste empfangen, sondern setzte sie sich selbst auf das Haupt. Vielleicht wurden schon damals auch in Unterredungen die Keime des gegenseitigen Mistrauens ausgestreut. Sie mußten um desto leichter Wurzel fassen, da beide Männer von ganz verschiedenen Ansichten ausgingen, Napoleon von den auf das schärfste gefaßten Grundsätzen der gallicanischen Kirche, welche zu Rom immer verhaßt gewesen waren, und nunmehr desto bedenklicher schienen, da sie consequent durchgeführt wurden, Pius VII von den ultramontanischen Principien, welche der Kaiser für unvereinbar mit seinen Regentenrechten hielt. Der Beherrscher Frankreichs glaubte, daß der Pabst ihm Dankbarkeit schuldig sey, und seinem Verlangen mit geschmeidiger Gefälligkeit entgegen kommen müsse. Der römische Oberbischoff fürchtete schon zu viel nachgegeben zu haben, und fand es unter seiner Würde, den Absichten eines fremden weltlichen Monarchen dienstbar zu seyn. Die gegenseitigen Beschwerden sind noch nicht vollständig bekannt. Man weiß bloß, daß der Pabst sich weigerte, den Engländern den Krieg zu erklären, weil er ein Diener des Friedens sey, und die Engländer ihn nicht beleidigt hätten. Darauf rückten fran-

zösische Kriegsvölker in Rom ein, ohne Widerstand zu finden. Der Pabst rief seinen Legaten aus Frankreich zurück, der Kaiser ließ den Theil des Kirchenstaates, welcher jenseits der Appenninen an dem adriatischen Meer liegt, besetzen, und vereinigte ihn mit dem Königreich Italien. Je näher die Gefahr kam, desto muthiger ging ihr der Pabst entgegen, und beschleunigte durch wiederholte Protestationen die Entscheidung seines Schicksals. Durch einen zu Wien am 17ten May 1809 gegebenen Beschluß wurde die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Kaiserreiche verordnet, weil das Wohl des Reiches fordere, jene von Pipin und Karl dem Großen gemachte Schenkungen zurückzunehmen, und weil überhaupt weltliche Macht mit der Würde eines Oberhauptes der Kirche unverträglich sey. Durch ein Senatus-Consult vom 17ten Februar 1810 ist dieser Grundsatz, daß fremde Souverainität mit der Aufsicht, über die Kirche im Reiche nicht bestehen könne, deutlich ausgesprochen. Es wird jedem Pabste bey seinem Regierungs-Antritt der Eid zur Pflicht gemacht, daß er nichts gegen die Artikel vom Jahr 1682 vornehmen wolle. Sonst werden dem Pabste 2 Millionen Franken, nebst Pallästen, wo er sich aufhalten will, bewilligt, allein sein Gebiet wird unwiderruflich dem französischen Reiche einverleibt. Pius VII bestand diesen Glückswechsel mit einer Standhaftigkeit, welche eines günstigeren Schicksals würdig war. Er fügte sich in das, was er nicht ändern konnte, ohne in seinen Grundsätzen zu wanken, und ließ sich von Rom nach Frankreich und von da zurück nach Savona führen, wo er noch jetzt lebt. Obgleich völlig in der Gewalt seines Gegners, und genau bewacht, fährt er fort zu behaupten, daß man ihm Unrecht gethan habe, und verschmäht die freygebigen Unterstützungen, welche die französische Regierung ihm anbietet. Aus die-

ser Unbiegsamkeit ist eine neue Krisis für die französische Kirche entstanden. Der Pabst versagt den neuen Bischöffen, welche der Kaiser ernennt, die Bestätigung, und Frankreich geräth darüber in Gefahr, daß seine Bischöffe allmählig aussterben und daß dadurch nach katholischen Principien die Kirche selbst an den Rand des Untergangs geführt wird. Eine National-Kirchensammlung, welche der Kaiser in diesem Jahre berufen hat, soll einer solchen Gefahr vorbeugen, hat aber noch nichts geleistet, was eine Erwähnung verdiente, und der Kaiser scheint selbst einzusehen, daß auf diesem Wege das vorgesteckte Ziel schwerlich wird erreicht werden. Noch immer ist also der Knoten des Kampfs zwischen weltlicher und geistlicher Macht, zwischen einer Regierung, welche bisher ihre Plane mit überraschendem Glück durchgesetzt hat, und einem Oberhaupt der Kirche, dessen Ansehn nur auf der Festigkeit seines Glaubens und auf der Ergebenheit der Glaubigen beruht, nicht gelöst, allein Europa sieht der Entwicklung mit Sehnsucht, wenigstens mit reger Neugier entgegen.

II. Uebersicht der Schicksale des Johanniter oder Malteser-Ordens.

(Vorgelesen den 28ten Februar 1812.)

Man verweilt zuweilen nicht ungern bey dem Leichensteine eines merkwürdigen Verstorbenen, um sich seiner Schicksale und Thaten zu erinnern. Sollte nicht daher das Andenken an einen Orden, welcher vom Zeitgeiste erzeugt, einst mächtig in die großen Weltverhältnisse eingriff, und nachher, als der Zeitgeist verändert war, langsam abstarb, unsrer Aufmerksamkeit werth seyn. Eine Geschichte

des Johanniter-Ordens würde den Absichten unsrer Versammlungen nicht gemäß seyn, allein eine Andeutung seines Geistes und seiner vornehmsten Schicksale wird, wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, nicht ungern gehört werden.

Die Christen in den Abendländern betrachteten das Land, wo einstens das Christenthum hervorgetreten war, mit tiefer Verehrung. Seit dem vierten Jahrhundert zog unaufhörlich eine Menge frommer Pilger nach Palästina, um die Orte zu sehen, wo Jesus gelehrt und gelitten hatte. Dort hoffte der Fromme neues Leben und neue Kraft für seine Andacht zu finden, dort hoffte der Sünder seine Sünden am sichersten abbüßen zu können. Das vermeinte Grab Jesu, welches Helena die Mutter Constantins gefunden, und mit einer prächtigen Kirche geziert hatte, war daher das Ziel unzähliger Wallfahrten. Allein seitdem die Mahomedaner Asien beherrschten, waren solche fromme Wanderungen mit vielfachen Beschwerden verbunden. Der abendländische Christ, welcher nach Jerusalem kam, hatte nach den Gefahren der langen Reise die Verachtung und den Druck der Mohammedaner und den Haß der gegen die Lateiner erbitterten griechischen Christen zu erfahren. Der schutzlose Pilger durfte nirgends freundliche Aufnahme erwarten, und mußte, wenn er arm oder krank war, ohne Hülfe verschmachten. Aus Mitleiden hierüber, legten einige Kaufleute aus Amalfi ein Hospital zu Jerusalem an, worin arme und kranke Wallfahrer, welche aus den Abendländern kamen, Unterstützung und Verpflegung finden sollten. Das Krankenhaus wurde dem heiligen Johann gewidmet, und zur Unterhaltung desselben wurden Beysteuern eingesammelt. Einige gutmüthige Christen vereinigten sich, die Pflege der unglücklichen Fremden zu übernehmen, und diese bekamen von ihrem heiligen Schutzherrn den Namen Johanniter.

Kaum hatte diese Anstalt etwas über fünfzig Jahre bestanden, als sie einen neuen Glanz erhielt. Das westliche Europa war von einer allgemeinen Begeisterung ergriffen worden, um das heilige Land aus den Händen der Unglaubigen zu reissen, und Schaaren von kriegerischen Europäern zogen nach Asien, um dort zur Ehre Gottes und Jesu — das Blut der Verehrer Mohammeds zu vergiessen. Mit ungeheuren Anstrengungen wurde das Ziel erreicht, Palästina erkämpft und ein christliches Königreich zu Jerusalem errichtet. Dadurch bekam das Hospital der Johanniter einen erweiterten Wirkungskreis, zugleich auch viele Begünstigungen. Mehrere neue Ankömmlinge, zum Theil Männer von hohem Stande und von erprobter Tapferkeit, suchten eine Ehre darin, sich den beschwerlichsten Diensten für Kranke und Arme aus christlicher Pflicht zu unterziehen. Doch der kriegerische Geist, welcher diese Männer beselte, trieb sie bald zu größeren Geschäften, sie sehnten sich darnach, den Eifer für ihren Glauben nicht bloß am Bette des Kranken sondern auch im Kampfe gegen Feinde zu bewähren. Der Vorsteher der Johannitischen Krankenanstalt Raymund von Puy that daher dem Könige von Jerusalem den Antrag, daß er mit seinen Brüdern auch zur Beschützung der Pilger und zur Bestreitung der Unglaubigen zu fechten bereit sey. Ein solches Erbieten wurde vom Könige freudig angenommen und von dem Pabste genehmigt. Dadurch gewann die ganze Gesellschaft eine andre Gestalt. Ihre Mitglieder wurden in drey Classen eingetheilt, in Ritter, welche die Waffen gegen die Glaubensfeinde führten, in Geistliche welche den Gottesdienst verrichteten, und in dienende Brüder, welche theils den Rittern in das Feld folgten, theils die Pflege der Kranken besorgten. Alle drey Classen wurden durch die gemeinschaftlichen Gelübde, der Keuschheit, der Armuth und des unbedingten Gehorsams

gegen ihren Vorsteher, welcher nun Grossmeister hieß, vereinigt.

Die Wichtigkeit der neuen Stiftung wurde in einer Zeit, wo man stehende Heere noch nicht kannte, und in einem Lande, wo die Christen von übermächtigen Feinden umringt waren, sehr bald gefühlt. Die Johanniter oder wie man sie auch nannte die Hospitalritter, von religiöser Begeisterung und hohem Kriegsmuthe angefeuert, stürzten sich kühn in jede Gefahr, kein Unternehmen war ihnen zu schwer und sie wurden bald als die Hauptstütze des wankenden Throns zu Jerusalem betrachtet. Ihr Ruhm hallte in ganz Europa wieder, der europäische Adel, ohnehin von Kampflust beselt, drängte sich herzu, um in einen so ruhmwürdigen Orden einzutreten, und füllte überreichlich die Lücken, welche durch das Schwert der Feinde gemacht wurden. Die Achtung und Bewunderung, welche man dem Orden geweiht hatte, äusserte sich in Geschenken und Vermächtnissen, wodurch eine Gesellschaft, deren Glieder Armuth gelobt hatten, in kurzer Zeit höchst ansehnliche Reichthümer und Ländereyen in fast allen Staaten des christlichen Europa erlangte. Neben den Johannitern war zwar noch ein andrer geistlicher Kriegsorden der Tempelherrn entstanden, welcher gleichen Ruhm und gleiche Vortheile erndtete, allein im Anfange war der Wetteifer beider nur ein desto kräftigerer Antrieb zu heldenmüthigen Thaten. Erst in der Folge, als der Geist der ersten Anordnung verraucht war, als Ehrgeitz und Habsucht an die Stelle der religiösen Aufopferung traten, da brachte die Eifersucht schädlichen Zwist hervor, durch welchen das Reich der Christen im Orient geschwächt wurde, und um desto eher, jedoch nur nach dem entschlossensten und hartnäckigsten Widerstande, der Macht der Türken unterlag.

Mit dem Ruhm der höchsten Tapferkeit bedeckt, al-

lein durch die unaufhörlichen Gefechte an Zahl gemindert, und durch den großen Kostenaufwand erschöpft, wich der Johanniter-Orden von Asiens festem Lande, und suchte auf der Insel Cypern einen traurigen Zufluchtsort. Indessen aus diesem Zustande der Erniedrigung ging er plötzlich zu neuem Glanze und zur höchsten Macht im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts durch zwey fast gleichzeitige Begebenheiten hervor. Es gelang den Rittern sich der fruchtbaren Insel Rhodus an der asiatischen Küste zu bemächtigen. Dort bildeten sie sich zu einer nicht unbedeutenden Seemacht, bereicherten sich durch Handel und durch glückliche Streifereyen gegen die Mohammedaner, und zogen neue Verstärkungen aus Europa an sich. Bald darauf wurde der reiche und mächtige Tempelorden, welcher so lange mit den Johannittern gewetteifert hatte, durch die grausame und habsüchtige Politik des Königs von Frankreich Philipp des Schönen und die feige Nachgiebigkeit des Pabstes vertilgt, und ein großer Theil der Güter der Tempelritter wurden den Johannitern übergeben.

Der glänzende Zeitraum, in welchem nunmehr der Orden eintrat, gibt einen schicklichen Ruhepunkt, um die innere Verfassung desselben zu beschreiben. Seine Grundlage beruhte auf zwey sehr ungleichartigen Bestandtheilen, auf Religion und auf kriegerischem Muthe. Daraus entsprang auf der einen Seite eine auffallende Aehnlichkeit des Ordens mit dem Mönchsleben. Die Ritter, waren wie die Mönche durch die drey unwiderruflichen Gelübde gebunden; sie mußten wie Mönche vor dem Eintritt ein Probejahr (Noviciat) aushalten, sie hatten ihre unterscheidende Kleidung, einen schwarzen Mantel mit einem weissen Kreuze. Wie Mönche ihren General, so hatten die Ritter ihren Großmeister zum Oberhaupt, dessen Gewalt durch das Kapitel eingeschränkt war. Als geistliches Institut war der Orden von weltlicher Herrschaft unabhän-

gig, und dem Pabste unmittelbar unterworfen. Andere Einrichtungen dagegen beurkunden den militärischen Zweck der Gesellschaft. Unter die Ritter wurde keiner aufgenommen, welcher nicht seinen alten Adel bewiesen hatte, und allmählig wurden strenge Ahnenproben eingeführt. Jeder Ritter ist verbunden, wenigstens drey Caravanen zu machen, d. h. drey Kriegszügen gegen die Unglaubigen beyzuwohnen. Der Großmeister war ein ansehnlicher Fürst, welcher einen prächtigen Hofstaat hatte, und von den Gliedern des Ordens frey gewählt wurde. Nicht bloß die Ritter, sondern auch die Geistlichen und die dienenden Brüder im Orden hatten an der Wahl Antheil. Ausser der Insel Rhodus, dem Hauptsitz des Ordens, von welchem die Ritter Rhodiser genannt wurden, hatten die Johanniter in Europa beträchtliche Besitzungen. Diese bestunden in acht Provinzen, nach der Ordenssprache Zungen, drey französische, zwey spanische, eine italiänische, eine englische und eine deutsche. Jede Zunge hatte ihr eigenes Haupt, Piliere, und war in Großpriorate, Balleyen und Commenthüreyen getheilt und jede mußte jährliche Geldbeyträge (Responsionen) an die Ordens-Casse zu Rhodus entrichten. Im Falle der Noth hatte der Großmeister das Recht, alle Ritter aus den verschiedenen Ländern zusammen zu berufen.

In dieser eben beschriebenen Verfassung sich zu behaupten, kostete dem Orden viele Mühe, und zuweilen ganz ausserordentliche Anstrengungen. Von den Mohammedanern, mit welchen die Ritter in beständigen Fehden lebten, wurden sie als Todfeinde verfolgt. Durch Reichthümer und Ueppigkeit kam der ursprüngliche kriegerische Ordensmuth in Gefahr zu erschlaffen. Unter den verschiedenen Nationen, aus welchen der Orden zusammengesetzt war, herrschte eine heftige Eifersucht, bey welcher der Vortheil einzelner Länder auf Kosten der ganzen An-

stalt befördert wurde. Die Könige, in deren Ländern das Ordensgebiet lag, fanden Mittel, die reichsten Priorate in die Hände ihrer nachgebornen Prinzen oder ihrer Günstlinge zu bringen, welche dann bloß auf den Genuß ihrer Pfründen bedacht, sich um das Wohl und den Glanz des Ordens wenig bekümmerten. Selbst die Päbste, sonst die eifrigen Beschützer des Ordens, erregten zuweilen Verwicklungen, indem sie von den bestehenden Gesetzen dispensirten, oder den Orden zu andern seiner Stiftung fremden Absichten benutzen wollten.

Es ist wirklich bewundernswürdig, daß unter solchen Schwierigkeiten und Gefahren der Orden so lange sich erhalten konnte. Der Muth und die Klugheit der Großmeister zeigte sich dabey in einem glänzenden Licht. Die innern Zwistigkeiten der Ritter wurden glücklich gedämpft, die Streitigkeiten mit den europäischen Mächten wurden durch gewandte Unterhandlungen beygelegt, und die wiederholten Angriffe der Türken siegreich zurückgeschlagen. Selbst Mohammed der Zweyte, der Eroberer von zwey Kaiserthümern und zwölf Königreichen, konnte das von dem unerschrockensten Heldenmuthe der Ritter vertheidigte Rhodus nicht überwältigen. Glücklicher war Soliman II, der größte unter seinen Nachfolgern. Mit einer mächtigen Flotte und einem furchtbaren Heer griff er im Jahr 1521 die Stadt Rhodus an. Alles was Tapferkeit und Kriegserfahrung vermochten, wurde von den Rittern zur Vertheidigung aufgeboten. Die Türken mußten jeden Schritt mit Strömen Blutes erkaufen. Allein sie ersetzten leicht jeden Verlust, dagegen die Zahl ihrer Gegner immer mehr zusammenschmolz. Nachdem der Großmeister alle Hülfsmittel erschöpft, und vergeblich die europäischen Mächte um Beystand ersucht hatte, mußte er endlich Rhodus dem türkischen Kaiser überlassen, und rettete sich mit den Ueberresten des Ordens nach Europa.

Indem die Johanniter nach einen neuen Sitz sich umsahen, bot ihnen der Kaiser Karl V die Insel Malta und Gozzo an. Von hier aus, so hoffte er, würde der Orden die Küsten seiner italiänischen und spanischen Staaten gegen die Streifereyen der afrikanischen Seeräuber schützen. Der Orden ergriff das Erbieten, befestigte Malta, baute dort ein prachtvolles Hospital und bekam von seinem neuen Wohnsitz den Namen des Malteserordens. Allein der Verfall des Ordens wurde immer merklicher. Die englische Zunge wurde von dem Könige Heinrich dem VIII, welcher über seine Ehescheidung mit dem Pabst gebrochen hatte, eingezogen. Die letzte große Waffenthat der Malteser war der Widerstand, welchen sie einem türkischen Heere, das ihre Hauptstadt im Jahre 1565 belagerte, entgegensetzten, wobey sie den Angriff einer weit überlegenen Macht glorreich zurückschlugen. Den Anstrengungen bey diesem Kampfe folgte eine merkliche Erschöpfung. Der Orden sank nunmehr in eine Art von Unthätigkeit herab, Die Streifzüge gegen die Türken wurden zwar fortgesetzt, erschienen aber bey der neuen europäischen Kriegsverfassung immer mehr als unbedeutend, und arteten endlich in bloße Schattenspiele aus. Der Ruhm des Ordens war vorzüglich darauf gegründet, daß er die festeste Vormauer Europens gegen die Macht der Türken sey. Wie nun die ängstliche Furcht vor den Türken abnahm, so mußte auch die Achtung gegen die Malteser sich mindern. Bloß für die jüngeren Söhne des dürftigen und bildungsarmen Adels behielten die wohlbegabten Malteser Kommenthureyen einen sehr begreiflichen Reitz. In der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schien dem Orden das Glück von neuem zu lächeln. Der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern, welcher seinen natürlichen Söhnen eine reichliche Versorgung verschaffen wollte, beschloß eine neue englisch-bay-

rische Zunge des Malteser-Ordens zu gründen, und widmete ihr die Güter des aufgehobenen Jesuiter-Ordens. Nicht lange nachher ergriff die französische Revolution mit ihrer zermalmenden Gewalt das alte und morsch gewordene Gebäude des Malteser-Ordens. Die drey französischen Zungen wurden eben so wie alle andere geistliche Stiftungen von der National-Versammlung aufgehoben. Nachher näherte sich Napoleon Bonaparte auf seinem ägyptischen Heereszug der Felseninsel Malta, und gelangte durch geheime Verständnisse schnell zum Besitz der nie eroberten und für unbezwingbar gehaltenen Festungen. Von ihrem Hauptsitz vertrieben, fanden die Ritter unerwartet einen mächtigen Beschützer. Der Kaiser von Rußland Paul I, welcher überhaupt für altes Ritterthum viele Vorliebe hegte, schenkte dem Orden seine Gunst. Er, ein Glied der griechischen Kirche, ließ sich zum Großmeister der für die Ehre des katholischen Glaubens gestifteten Gesellschaft wählrn, und hatte den festen Vorsatz, den ehmaligen Glanz des Ordens nicht nur herzustellen, sondern zu erhöhen. Inzwischen hatte eine englische Flotte Malta eingeschlossen, und es endlich durch Hunger zur Uebergabe genöthigt. Der russische Kaiser forderte die Insel für den Orden zurück, welche England, um seine Herrschaft im mittelländischen Meere zu befestigen, zu behalten wünschte. Es würde zum Kriege gekommen seyn, wenn nicht Pauls Ermordung die Hoffnungen des Ordens plötzlich zerstört hätte. Dennoch schienen die europäischen Mächte den Malteser-Orden erhalten zu wollen, und hierüber wurden in dem Frieden zu Amiens im Jahr 1802 neue Bestimmungen festgesetzt. England sollte Malta dem Orden zurückgeben, und alle Mächte sollten die Unabhängigkeit des Ordens anerkennen. Eine neue Zunge sollte aus eingebornen Maltesern, welche keine Ahnenprobe auszuhalten hätten, errichtet werden.

Dem Pabste wurde für dießmal die Wahl eines neuen Großmeisters überlassen. Allein diese Bedingungen kamen nicht zur Vollziehung. England weigerte sich die Insel zu räumen, und diese Weigerung war die Ursache oder wenigstens der Vorwand des neuausbrechenden, noch jetzt fortdauernden Krieges zwischen Frankreich und Großbritannien. Nun trafen den Orden neue Unglücksfälle. Der König von Spanien zog um seine Finanzen zu verbessern, die zwey Zungen ein, welche sich in seinem Reiche befanden. Die italiänische Zunge ging unter den neuesten Staatsveränderungen Italiens zu Grunde. In Deutschland wurden die Maltesergüter durch den Frieden von Lüneville aufrecht erhalten, und bey der unter Frankreichs und Rußlands Leitung gemachten neuen Ländervertheilungen bekam der Orden ansehnliche Entschädigungen für seine jenseits des Rheins gelegene an Frankreich abgetretene Besitzungen. Nur kurze Zeit dauerte dieser neue Besitzstand. In dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich überließ Napoleon das ganze Eigenthum des Ordens den Gliedern des Rheinbundes, in deren Staaten sie lagen, und diese eilten sich in den Besitz zu setzen, welcher ihnen auch durch den Wiener Frieden bestätigt wurde. So fiel der Malteser-Orden endlich unter einer überlegenen Macht, nachdem sein Geist längst erstorben und sein eigentlicher Zweck längst dahin war. Nur einige schwache Sprößlinge des abgehauenen einst kraftvollen Stammes grünen fort. In dem Königreiche Sicilien bestehen noch einige einträgliche Kommenthureyen. In Böhmen hat sich ein Großpriorat, ein ehemaliger Bestandtheil der deutschen Zunge, erhalten. In dem preussischen Staaten dauert noch die Balley Brandenburg fort, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert protestantisch war. Ihre Glieder sind nicht durch die Ordensgelübde gebunden, haben aber doch die Verbindung

mit dem übrigen durchaus katholischen Orden nicht gänzlich abgebrochen, und erkennen den Heermeister zu Sonnenburg für ihren Oberen. Endlich sind auch, so viel ich weiß, in Rußland mehrere Malteser-Ritter.

Daß der Malteser-Orden von seinem jetzigen Falle nie sich erheben werde, daß auch die Ueberreste desselben endlich absterben werden, das läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussehen. Immer wird aber der Orden, mit dem, was er einst war und wirkte, eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte bleiben.

III. Ueber Voltaire's antireligiöse Denkart.

(Aus den theologischen Nachrichten 1812, B. 2. S. 121. ff.)

Unter allen Gelehrten und Schriftstellern, welche in den neuern Zeiten gelebt haben, war Maria Arouet von Voltaire der vielseitigste, der fruchtbarste, der vielgelesenste und einflußreichste. Unter den vielfachen Gesichtspunkten, aus welchen der höchstmerkwürdige Mann sich betrachten läßt, hebe ich nur einen — den religiösen — hervor. Von mir, obgleich einem Theologen, werden die Leser keine Klagen über den berüchtigten Apostel des Unglaubens, noch weniger die Ergießungen polemischer Galle befürchten. Erwarten Sie nichts weiter, als einen Versuch, den Weg zu bezeichnen, auf welchem Voltair's Denkungsart über Religion sich bildete, und die Richtungen zu beschreiben, welche diese Denkungsart nahm. Die Reichhaltigkeit des Stoffes macht strenge Kürze zur Pflicht, damit die Geduld der Leser nicht ermüdet werde.

Voltaire wurde im Jahre 1695, also in einem Zeitalter geboren, worin unter Ludwigs XIV. glänzen-

der Regierung die schönen Wissenschaften in Frankreich glücklich aufblühten, in einem Zeitalter, worin Frankreich angefangen hatte, als Muster des guten Geschmacks und der feinen Sitten für das ganze übrige Europa zu gelten. Er selbst war überreichlich mit allen erforderlichen Talenten ausgerüstet, um auf seine Zeitgenossen, besonders auf seine Nation mächtig zu wirken. Eine unerschöpfliche Fülle von Witz, die Gabe überall das Lächerliche leicht zu finden und schneidend hervorzuheben, ein Geist der Alles mit Leichtigkeit ergriff, nichts aber festhielt und ergründete, eine rege und lebhafte Phantasie, ohne tiefes und inniges Gefühl, ein feiner Sinn für Politur und gefälligen Anstand, verbunden mit einem Hang zur Flatterhaftigkeit und Frivolität — das waren Eigenschaften, welche ihn zum Abgott eines Volks machten, welches mehr Lebhaftigkeit als Tiefe des Geistes besitzt, und schimmernden Witz höher als besonnene Gründlichkeit, reizende Formen höher als probefesten innern Gehalt achtet, und dessen zahlreiche Gens de lettres (von eigentlichen Gelehrten ist nicht die Rede) mit den Wissenschaften nur spielen und tändeln wollen.

Die Jugend und Bildung Voltaire's fiel in eine Zeit, wo sein lebhafter Geist fast unvermeidlich Eindrücke, welche der Religion ungünstig waren, annehmen mußte. Der dürftige Religionsunterricht bestand theils in Formeln, wodurch man den rechten Glauben gegen die Ketzer verwahren wollte, theils in Einschärfung von Zeremonien, wobei das Gemüth kalt und leer blieb. Der ehemals üppige und ausschweifende Hof Ludwig XIV. war durch den Einfluß der Frau von Maintenon und durch die Schwäche des alternden Königs frömmelnd geworden, und die Heuchelei, mit welcher die geschmeidigen Höflinge die Maske der Andacht, um dem Könige und seiner Geliebten zu gefallen, vornahmen, mußte Einigen höchst lächer-

lich erscheinen, bey Andern Unwillen erregen. Der Clerus war ausgeartet und verdorben, und das Einkommen unter demselben mit schreiender Ungerechtigkeit vertheilt. „Der Abt von Citeaux, sagt Voltaire selbst, bauet einen Pallast, dessen Kosten auf 1500,000 Livres angeschlagen sind, allein wahrscheinlich noch weit mehr betragen werden. Ist es nicht abscheulich, daß der Müssiggang eines Mönchs mit einer jährlichen Einnahme von 250000 Livers belohnt, und daß dagegen die Thätigkeit eines Pfarrers durch einen ärmlichen Gehalt von 400 Livres bestraft wird." Die untere Geistlichkeit mußte also unter dem Drucke des Mangels erliegen, und abgestumpft werden; die obern geistlichen Stellen wurden dagegen nach der Laune des Königs und seiner Minister, oder nach Hofränken besetzt, und selten dem Würdigen, gewöhnlich dem, welchen Stand, mächtige Verwandte oder kriechende Schmeicheley empfahlen, zu Theil. Männer, welche auf solchen Schleichwegen Bischöffe und Erzbischöfe geworden waren, verzehrten in anstößiger Ueppigkeit ihre reichen Einkünfte, und affectirten dabey einen Eifer für die Religion, welcher gegen ihre Lebensart einen sonderbaren Contrast bildete. Der päbstliche Legat selbst unterhielt öffentlich eine Tänzerin aus der Oper.

Der frömmelnde König und die verdorbene Geistlichkeit waren dabey im hohen Grade fanatisch und verfolgungssüchtig. Nicht lange vorher hatte man das Schauspiel gesehen, daß die protestantischen Franzosen ihrer Prediger beraubt wurden, und durch Dragoner zur allein wahren Kirche bekehrt werden sollten, und gerade in Voltaire's Jugendjahre fiel der heftige Kampf zwischen Jesuiten und Jansenisten, welcher die ganze französische Kirche trennte. Die Schlauheit und Herrschsucht der ersten, die Kunst mit welcher sie alle Triebräder in Bewe-

gung setzten, um ihre Gegner zu zermalmen, und die trübsinnige, menschenscheue und sich selst marternde Frömmigkeit der letztern boten gleich viele Blößen dar. Wie es einem witzigen Kopf leicht war, nach dem Vorgange der Provinzialbriefe die Grundsätze der Jesuiten verhaßt zu machen, und den Einfluß der Beichtväter de la Chaise und Tellier als verderblich darzustellen, so gab der Eifer und die Leichtgläubigkeit der Jansenisten, der Stolz, womit sie die Wunder ihrer Partie rühmten, nicht minderen Stoff zum Lachen und Spotten.

Diese Kirchenhändel, mit welchem sich nicht bloß die Theologen beschäftigten, sondern an welchen der päbstliche Hof, der König und die Parlamente den lebhaftesten Antheil nahmen, welche sogar bis in die Familienkreise der Bürger drangen, und darin Zerrüttungen verursachten, konnten den jungen feurigen Voltaire leicht mit Ekel und Ueberdruß erfüllen, und ihm den Entschluß einflößen, durch Bekämpfung des Aberglaubens und des Fanatismus einen Weg zum Ruhme sich zu bahnen. Schon seine früheren Gedichte drücken Haß gegen Priesterthum und Verfolgungssucht, Unwillen über unnützes Lehrgezänke aus.

Alle die Ideen und Plane aber, zu welchen Voltaire durch den Zustand seines Vaterlandes geführt werden konnte, erlangten erst Vollendung und Reife durch seine Reise nach England, wo er wegen Spottschriften aus seinem Vaterlande verwiesen, seit 1725 drey Jahre lang verweilte. Dort fand er alles durchaus anders als in seinem Vaterlande, anstatt des harten Glaubenszwanges vollkommene Duldung aller Parteien. Dort lernte er die tiefen Forschungen eines Isaak Newton und die philosophischen Grundsätze eines Johann Locke kennen, anstatt daß man in Frankreich noch dem Aristoteles oder dem Cartesius huldigte. Dort sah er

Schriften gegen die Religion öffentlich drucken und verkaufen, welche in Frankreich der Verbrennung durch den Henker nicht entgangen seyn, und ihrem Verfasser einen Platz in der Bastille verschafft haben würden. In den Schriften der englischen Deisten fand er viele und neue Waffen, um damit gegen Kirchenlehre und Kirchenthum zu kämpfen. Zugleich mußte ihn die Vergleichung des blühenden Englands mit dem in den spätern Regierungsjahren Ludwigs XIV. und unter der Regentschaft entkräfteten Frankreich, auf das augenscheinlichste überzeugen, wie wohlthätig politische und kirchliche Freiheit für Geistesbildung, für Industrie und Nationalwohlstand sey.

Nun erst scheinen Voltaire's Absichten und Bestrebungen eine ganz bestimmte Richtung bekommen zu haben. Er wollte die Fackel des Lichts über sein Vaterland empor heben, und die Finsterniß der Unwissenheit und des Aberglaubens verjagen. Er wollte seine Mitbürger zu einer englischen Freiheit und Kühnheit im Denken empor heben, und den geheimen Schauder verbannen, mit welchem man vor der Prüfung geheiligter Dinge zurückbebte. Allein in diese kosmopolitische Zwecke mischte sich sein individueller Charakter, besonders seine Eitelkeit beständig ein. Die französische Nation, ja die Welt sollte erleuchtet werden, sie sollte aber auch wissen, und niemals vergessen wollen, daß Voltaire Schöpfer dieses neuen Lichts sey. Der Fanatismus sollte zerstört und vertilgt werden, allein die Menschen sollten auch Voltairen als den zweiten Herkules verehren, welcher die Welt von diesem Ungeheuer befreit habe.

Nach diesem Plane war sein ganzes Handeln und Wirken berechnet, wenn gleich die Lebhaftigkeit seines Geistes ihn zuweilen zu einigen Seitenwegen und Absprüngen verleitete. Dabei war die Art seines Wirkens

geleitet und bedingt durch mehrere wichtige Ursachen und einwirkende Umstände.

Erstens durch die eigenthümliche Beschaffenheit seines Geistes wurde ihm die Bahn vorgezeichnet, welche er zu gehen habe. Ernstes ruhiges Forschen paßte nicht zu der Flüchtigkeit seines Gemüths, und würde ihm nur lange Weile, welche er tödtlich haßte, verursacht haben. Dabei gebrach es ihm, obgleich er viel und vielerlei wußte, an aller tieferen Gelehrsamkeit. Wiewohl er über Newton und Locke schrieb, so war er doch weder Physiker und Mathematiker noch Philosoph, und wenn ihm gleich der Ruhm gebührt, der neueren historischen Kunst ein Vorbild in der zweckmäßigen Auswahl und in der einnehmenden Darstellung der Begebenheiten gegeben zu haben, so hatte er doch nicht genug Vorkenntnisse und Geduld, um Thatsachen kritisch zu prüfen, und daneben war er zu sehr an das Moderne gewöhnt, um sich in die Sitten und Verhältnisse alter Zeiten versetzen zu können. Was ihm aber an Tiefsinn und an Gelehrsamkeit fehlte, das suchte er durch die Gewandheit seines Geistes, und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seines Witzes zu ersetzen. Spöttereien waren die Waffen, welche er glücklich und großentheils siegreich führte, und vielleicht hat niemand so gut als er die Kunst verstanden, Blößen aufzufinden, und selbst die ernsthaftesten Dinge durch einen hinzugefügten kleinen Zug, durch eine unmerkliche Wendung in das Lächerliche zu verkehren. Mochte man ihm auch Mißgriffe und Irrthümer nachweisen, darum kümmerte er sich nicht; er war dennoch gewiß, am Ende die Lacher, und damit den größten Haufen auf seiner Seite zu haben.

Voltaire's Wirksamkeit war zweitens berechnet nach dem Genius seiner Nation. Denn auf diese zunächst wollte er wirken. Dem größeren Theile des französischen Volkes ist aber ein Irrthum, welcher Vergnügen gewährt,

weit mehr werth, als eine trockene langweilige Wahrheit. Deßwegen wendet Voltaire eine vorzügliche Sorgfalt darauf, alles was er vorbringt, von einer gefallenden Seite darzustellen. Deßwegen gleitet er leicht über alles, was ermüden könnte, hinweg, huldigt zuweilen den Vorurtheilen, und schmeichelt der Eitelkeit seiner Zeitgenossen, um sie durch diese Gefügigkeit desto sicherer zu dem Ziele, wo er sie zu sehen wünscht, hin zu führen. Deßwegen wiederholt er so oft dieselben Ideen, damit sie doch endlich in dem Gemüthe des Leichtsinnigsten haften mögen; allein er wiederholt sie in abwechselnden Formen, um allen Ueberdruß zu verhüten. Er scheut sich nicht, seinen Franzosen oft auch etwas Schneidendes und Bitteres zu sagen, allein er weiß, dem Bitteren etwas Süßes beizumischen, und den Stachel zum reitzenden Antrieb zu gebrauchen. Dabei war der imposante absprechende Ton, welchen er annahm, vollkommen geschickt, um dem großen Haufen der Halbgelehrten Zutrauen einzuflößen. Kurz Voltaire wußte vollkommen sein Publikum zu behandeln, und verschmähte sogar nicht, so viel Politur er sonst hatte, zum Gemeinen und Niedrigen sich herabzulassen, und platte oder unanständige Scherze sich zu erlauben, weil gröbere Kost ein Reitzmittel für verwöhnte Magen ist.

Voltaire's schriftstellerische Thätigkeit wurde endlich auch durch die Rücksicht geleitet, daß er in einem despotischen Staate lebte. Durchaus nicht gleichgültig gegen die Gunst des Hofes wußte er sich viel damit, Kammerherr und Historiograph von Frankreich zu werden, und hätte gern noch mehr seyn und werden mögen. Deßwegen suchte er Eingang bei den Großen, und fand es nicht unter seiner Würde, der Frau von Pompadour zu schmeicheln. Die Scheu vor dem Hof, und vor der Verfolgung des am Hofe einflußreichen Clerus bestimmte

ihn, selten geradezu hervor zu treten, sondern seine freieren Ideen als eine Contrebande zu behandeln, welche listig eingeschwärzt werden muß. Jetzt ließ er eine Schrift unter einem fremden Namen des Abbé Bazin, des Dr. Ralph, des Covelle und vieler anderer drucken, und leugnete bald dreist ab, daß sie ihm zugehöre, bald erkannte er sie wieder als sein Eigenthum an. Zuweilen streute er seine Ausfälle auf Staat und Kirche nur gelegentlich ein, welche doch wie verloren hingeworfen, ihre Wirkung nicht verfehlten. Zuweilen benahm er seinen stärksten Angriffen auf Fanatismus das Anstößige, daß er es einem fremden Religionsverwandten in den Mund legte, und so gelang es ihm, für seinen Mahomed sogar ein Dankschreiben des Pabstes zu erlangen. Mannichmal theilte er nur in Abschriften unter dem Siegel der Verschwiegenheit eins seiner Werke mit, und erhöhte die Begierde durch den Reitz des Geheimnißvollen. Doch endlich fand Voltaire, daß die Gunst des Hofes, welche er ohnehin nicht daurend behaupten konnte, dem Ruhme eines Schriftstellers geopfert werden müsse. Er brachte das Opfer um desto leichter, da er unabhängig und überreichlich leben konnte, und der Hof hingegen fand es endlich am rathsamsten, den unermüdeten zum Abgott der Pariser gewordenen Schriftsteller unbeunruhigt zu lassen.

Daß Voltaire wahre oder vermeinte Religionsirrthümer zum Hauptziel seiner Angriffe machte, das kann nach dem bisher Gesagten nicht anders als ganz natürlich erscheinen. Gerade darin hielt er seine Nation für besonders verblendet, und sich berufen, ihr die Binde von den Augen zu reissen. Daß er aber hierbei von keinem festen System ausging, darf nicht befremden. Sein immer reger unruhiger Kopf machte ihn zum Systematiker unfähig, und seine ganze Absicht ging

mehr dahin, zu zerstören, als zu bauen, zum freien Denken aufzuregen, als Wahrheiten zu ergründen. Daher zeigt er sich auch hierin in allerlei Wechselgestalten. Bald hört man den frommen Katholiken, welcher seine Zweifel unter den Gehorsam der Vernunft gefangen nimmt, und seine unvorgreifliche bloß menschliche Urtheile dem untrüglichen Ausspruch der Kirche unterwirft. Bald erscheint der unbefangene Forscher, welcher ehrlich nach Wahrheit strebt, jedoch im Gewirre der Meinungen und Schwierigkeiten den Faden zum Ausweg nicht finden kann. Ein anderes Mal tritt der muthige Kämpfer für Gewissensfreiheit hervor, und schildert, wie in dem Prozeß des Jean Calas, mit ernster rührender Beredsamkeit die Greuel des Religionshasses und der Verfolgungswuth. Mannichmal zieht er mit dem grimmigen Ernst eines Zeloten gegen Religion und Kirche zu Felde, und darauf gießt er über sie den ganzen Muthwillen eines lachenden Satyrs aus. Mit Aussprüchen, wo er den Werth der Tugend eifrig anpreist, wechseln Ausbrüche einer ungezähmten Wildheit, welche Alles, was dem besser gesinnten Menschen heilig ist, zu besudeln nicht erröthet.

Aus allem diesem erhellt, daß es Voltaire darum zu thun war, den Geist seiner Leser mächtig aufzuregen, nicht aber einen bestimmten Lehrbegriff auszubreiten. So wenig er inzwischen sich in seinen Urtheilen gleich bleibt, so kann man doch einige Gesichtspunkte auffinden, welche er in seinen Aeußerungen über religiöse Gegenstände fast beständig verfolgt. Den Glauben an Gott hielt er für wohlthätig und dem Menschen unentbehrlich, und mißbilligte alle Versuche, diesen Glauben zu erschüttern. Wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden — das ist sein mehrmals wiederholter Ausspruch. Allein alle weitere Bestimmungen über Gottes Natur und Eigenschaf-

ten hielt er für unsicher und trüglich. Daß das Uebel in der Welt, welches er mit gräßlichen Farben malte, unvereinbar sey mit einer weisen und gütigen Vorsehung, sprach er einem Peter Bayle nach, und spottete witzig genug über die Leibnitzische Lehre von der besten Welt. Den von Locke hingeworfenen Gedanken, daß Gott auch der Materie das Vermögen zu denken verleihen könne, griff er begierig auf, und urtheilte, daß durch diesen einzigen Satz, welcher Licht über die ganze Metaphysik verbreite, Locke eine Ehrensäule von der Nachwelt verdient habe.

Das Judenthum und die Juden waren Gegenstände seines unversöhnlichen Hasses, wenn er gleich zuweilen mit verachtungsvollem Mitleiden von ihnen zu sprechen scheint. Ihre heiligen Bücher vermochte er nicht in der Ursprache zu lesen, noch den Geist der alten Welt zu fassen. Kein Wunder daher, daß Voltaire eine Menge von Mißgriffen that, und auf die seltsamste Art Wahres und Falsches durch einander mischte. So beschuldigt er z. B. die Juden, daß sie Menschenfresser gewesen wären, und ihr Gesetz, daß es Menschenopfer vorgeschrieben habe. So überhäuft er die Chinesen, die Aegypter und andere alte Völker mit übertriebenen Lobsprüchen, um durch Vergleichung mit ihnen die Juden herab zu würdigen. Ein anderes Mal beurtheilt er das Leben der jüdischen Patriarchen nach den Sitten unserer Zeiten, und versäumt nichts, um jene Männer lächerlich und verächtlich darzustellen.

Das Christenthum wird von ihm eben so wenig als das Judenthum geschont. Die ursprüngliche Lehre Jesu und das katholische Kirchensystem, und die seltsamen Meinungen einzelner Theologen, das wird alles bunt durch einander geworfen. Alles Böse, was die Herrschsucht und Streitlust ehrgeitziger Geistlicher gestiftet hat,

alle Thorheiten, welche aus dem verschrobenen Kopfe schwärmerischer Mönche hervorgegangen sind, alle Greuel der Ketzerverfolgungen und Religionskriege werden auf Rechnung des Christenthums gesetzt, und dieses darüber angeklagt. Nach Voltaire's Ansicht sind die heiligen Bücher der Christen der Unächtheit und der Verfälschung verdächtig, zweideutig in ihrer Erklärung, mit ungereimten und albernen Erzählungen und Lehrsätzen angefüllt, und überhaupt von armseligen Fischern und Zöllnern so abgefaßt, daß der Gebildete nicht ohne Ekel sie lesen kann. Das Heidenthum ist, da es Toleranz übte, bei weitem der christlichen Religion vorzuziehen, und sogar Mahomed hat ein edleres Muster der Sitten gegeben als Jesus. Doch es würde ermüdend seyn, wenn ich alle diese Aeußerungen anführen wollte, die ohnehin großentheils den Engländern abgeborgt, allein mit dem eigenen tausendgestaltigen Witz des Franzosen neu gewendet sind. Bei manchen Einfällen kann auch der Ernsthafteste des Lachens sich nicht erwehren, z. B. bei der gelehrten Erläuterung, daß die alten Christen ihre Bischöffe Praesules genannt hätten, weil sie bei den christlichen Zusammenkünften vortanzen mußten, a praesiliendo (XLII, 67.)

Viele unter diesen Urtheilen waren als Ausbrüche einer muthwilligen Laune nur leicht hingeworfen; allein die Gewohnheit, sie öfters zu wiederholen bewirkte, daß sie bei ihm zu festen Ueberzeugungen wurden. Mit dem Fortgange der Jahre fühlte er immer lebhafter seine grössere Wichtigkeit und sein steigendes Ansehn. Alles was zum guten Ton in Paris gehörte, sah es für unzweifelhaft an, daß der Mann, welcher so leichte und angenehme Verse und so rührende Trauerspiele schrieb, auch alles verstehen müsse und über alles zu entscheiden ein Recht habe. Seine Schriften wurden mit Begierde verschlungen, um desto mehr, da sie großentheils im Dunkeln um-

her schlichen, von der Geistlichkeit verflucht oder beseufzt und von der Regierung verboten wurden. Junge Männer von Talent und voll Begierde zu glänzen, buhlten um seine Gunst, und suchten unter dem Schutz seiner Flügel sich zu erheben. Selbst seine Feinde verbreiteten seinen Ruf durch das laute Geschrei, das sie gegen ihn anstimmten. Fürsten lasen seine Bücher, und überhäuften ihn mit schmeichelhaften Versicherungen. Voltaire wußte sich nicht wenig damit, die Freundschaft des großen Friedrichs zu besitzen, und als er diese nicht behaupten konnte, wenigstens von dem Könige mit ausgezeichneter Achtung für seine Talente behandelt zu werden. Durch so viel Weihrauch, welchen er sich von so vielen Seiten gestreut sah, wurde er, dessen schwächste Seite ohnehin die Eitelkeit war, betäubt und berauscht. Nunmehr betrachtete er sich als den Patriarchen einer Partei, welcher für die Sache des Lichts gegen die Finsterniß streite, und er fand es unbegreiflich, daß ein hellsehender und weltgepriesener Voltaire eine Religion nicht ganz zu zerstören vermögen sollte, welche ein geringer Jude Jesus nebst einem Haufen ungebildeter Männer in einem dunkeln Zeitalter gegründet hatte. Jede Schutzschrift für das Christenthum sah er als eine persönliche Geringschäzzung an, welche ihm bewiesen würde. Eben der Mann, welcher so begeistert für Freiheit des Geistes und der Presse stritt, und Duldung fremder Meinungen als heilige Pflicht empfahl, konnte durch einen Widerspruch zum bittersten Unwillen gereitzt werden, und hätte seine Gegner gern mit Einem Schlage zerschmettern mögen. Häufig wurden seine anmaßenden Orakelsprüche, seine oberflächlichen Kenntnisse, seine vielfachen Mißgriffe gerügt, und zuweilen nicht ohne Kraft und Witz. So sehr solche Angriffe ihn schmerzten, so nahm er doch das vornehme Ansehen an, als ob er sie keiner Aufmerksamkeit würdig fän-

de. Doch zuweilen überwältigte ihn der Zorn, dann behandelte er seine Gegner geradezu als Dummköpfe, Schurken und Buben, und ergoß sich in Schmähungen, welche dem Philosophen, ja dem gebildeten Menschen höchst unanständig waren.

Fassen wir endlich das Gute und das Böse, was Voltaire in religiöser Hinsicht gestiftet hat, kurz zusammen, so muß man allerdings einräumen, daß durch ihn in vielen Gemüthern der Religionsglaube mächtig erschüttert worden ist, daß seine Schriften flachen Köpfen, welche über heilige Dinge gern spotten wollten, weil dieses zum Modeton gehöre, Stoff genug — zum Nachsprechen gegeben, daß sie einen Hang zur Frivolität, welche mit ernsthaften Gegenständen nur spielen will, befördert haben. Allein von der anderen Seite darf man nicht vergessen, das Voltaire's Gedichte viele herzerhebende Stellen, kräftige Gemälde der Tugend und des Lasters enthalten, daß wir durch nichts berechtiget sind, seinen Eifer für freie Forschung und gegen Bigotterie und Glaubenszwang für erheuchelt, oder für bloß eigennützig zu halten, daß seine Schriften als Gegengift wider Fanatismus, hierarchische Anmaßungen und Intoleranz durchgreifend gewirkt haben, und daß vorzüglich durch sie — welche das Glück hatten, in die Hände der höheren Stände zu gelangen, die neueren europäischen Regierungen zu einer klareren Ansicht des richtigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche und zur milderen Behandlung ihrer anders als sie glaubenden Unterthanen geführt worden sind.

IV. Ein Sommertag in Pyrmont.

Der Vereinigungspunkt für die ganze Menschenmenge ist die große Allee, welche sich majestätisch von dem Brunnenhause bis zu einem Springbrunnen herabzieht. Drey Reihen von alten und ungemein schönen Linden laufen gerade neben einander her. Der breite Weg in der Mitte dient zum Hauptspaziergang und ist oben offen; die beiden andern Wege sind bedeckt, und haben an der Seite eine Reihe von Kaufmannsbuden, zwischen welchen das Caffeehaus, und gegen über das Comödienhaus und der Ballsaal stehen. Auch beym Regen ist man unter den dichten Bäumen ziemlich geschützt, und selbst nach dem stärksten Regenguß ist in kurzer Zeit die Allee wieder trocken.

Schon um fünf Uhr des Morgens ist es auf den Straßen lebendig. Eine Menge von Wasserträgern führt das Wasser zum Baden auf Schleifen und Karren in die Häuser. Geht man nach dem Brunnen, so findet man ihn mit Landleuten umgeben, welche aus ungeheuren Gläsern den Lebenstrank hinuntergießen. Sie entfernen sich um sechs Uhr, und nun füllt sich die Allee mit Spaziergängern, welche im Morgenanzuge die Wege auf und ab wandern, und wenn sie an das Brunnenhaus kommen, von den Händen der allzeit fertigen Wasserschöpfer den Gesundheitstrank empfangen. Man sieht die Vorübergehenden an, man spricht mit Bekannten, die man trifft und eben so schnell wieder verläßt. Neuangekommene fragen nach den Namen der Herren mit Sternen und Bändern, werden aber bald daran gewöhnt, und hören zu fragen auf. So schlendert man im Sehen und Plaudern etwa zwey Stunden einförmig denselben Weg; die schönen Neben-Alleen werden fast gar nicht besucht.

Gegen acht Uhr ändert sich die Scene. Es wird zum Caffee gegangen. Aus dem Caffeehaus werden viele Tische und Stüle herausgetragen. Die Menschenmenge vertheilt sich in kleine Gruppen, welche sich zwischen den Bäumen niederlassen, ihren Caffee genießen und Musterung über die Vorbeygehenden halten. Die hohen Standespersonen begeben sich etwas später in das Ballhaus, und nehmen dort steif und förmlich ihr Frühstück ein.

Nach dem Frühstück trennt sich die Gesellschaft. Ein großer Theil huldigt der Glücksgöttin am Pharotisch, im Ballsaal mit goldenen, oder im Caffeehaus mit silbernen Opfern. Ein andrer Theil geht umher, um die in den Buden zierlich ausgehängten Kupferstiche und ausgelegten Waaren zu betrachten. Noch Andere wissen nicht, was sie thun wollen, und laufen entweder in der Allee noch ferner herum, oder lassen sich auf den zur Seite angebrachten Ruhebänken nieder. Endlich des Menschengewühls müde, gehen viele nach Haus, lesen oder schreiben Briefe, oder nehmen sonst etwas vor, um der langen Weile zu entgehen. Das Frauenzimmer bringt seinen Putz in Ordnung.

Gegen Mittag trifft wieder der größte Theil der Gesellschaft in der Allee zusammen, die Damen sind nun im Staate; und wie es 1 Uhr geschlagen hat, so ertönet die Tischglocke in den Speisehäusern. An sehr schönen Tagen, besonders am Sonntag, wo immer die Menschenzahl am größten ist, wird auch in der Allee gegessen, und die Tafel besteht oft aus mehr als 100 Gedecken. Dennoch sind in den andern Speisehäusern ebenfalls alle Tische angefüllt, und wer nicht hungrig abziehen will, muß frühe Anstalten treffen, um sich eines Platzes zu versichern. Das Essen ist nicht gleich an Preisen und an Güte, welche sich nicht immer nach dem Preise richtet. Man ißt oft für 12 gute Groschen besser, als für 1 Rthlr. Bey dem

Essen werden Personen, die sich ganz fremd sind, neben einander gebracht; gewöhnlich erwärmt sie allmählich der Wein, bringt die Fremden einander näher, und veranlaßt zuweilen recht anziehende Bekanntschaften.

Sobald das Essen verzehrt ist, eilen die meisten wieder in die Allee um zwischen den Bäumen Caffee zu trinken. Viele haben während der Mahlzeit Landpartien verabredet, nach Friedensthal über den Königsberg zu den Quackern nach Lühde, nach dem Salzwerk u. s. w. Um fünf Uhr werden Schauspiele gegeben, meistentheils Stücke von Kotzebue, von mittelmäßigem Gehalt, sehr mittelmäßig aufgeführt und von geschmacklosen Zuschauern beklatscht. Auch ist der Pharotisch wieder bereitet, um die Geltbeutel schwacher gewinnsüchtiger oder leidenschaftlicher Menschen auszuleeren. Zuweilen wird im Ballsaale getanzt, wobey jedoch der hohe Adel, welcher sich ungern mit dem Volke vermischt sieht, sich gern zurückzieht So nähert sich der Abend. Die Glocken der Speisehäuser rufen zum Abendessen. Die Laternen in der Allee werden angezündet, und ihr zurückstrahlendes Licht gibt in dem Grünen einen prächtigen Anblick. Wer gern schöne Abende genießt, wandert noch in der Allee einige Male herum, und in sehr ungleicher Stimmung geht nach 10 Uhr jeder nach Hause, schläft, und beginnt den folgenden Tag genau dieselbe Lebensart.

V. Brief an einen neuen Professor der Theologie.

Mein Wunsch ist erfüllt, Sie haben die ledige Professur der Theologie erhalten, und ich freue mich von Herzen über die Hoffnung, Sie als Lehrer und Schriftsteller in Kurzem glänzen zu sehen. So aufrichtig ich Ihnen zu Ihrem neuen ehrenvollen Posten Glück wünsche,

so muß ich fast lächeln über die Bescheidenheit, die Sie in ihrem Briefe äußern. Sie zweifeln, ob Sie wohl Fähigkeiten und Kenntnisse genug haben, um Ihr neues Amt auszufüllen. Ich fürchte dagegen, Sie haben dazu fast zu viel Gelehrsamkeit, und ich versichre Sie, daß von der Masse und Gründlichkeit ihrer Einsichten am wenigsten Ihr Ruhm abhängen wird. Sie wissen, ich habe lange auf Universitäten gelebt. Ich habe Gelegenheit gehabt, das Universitätswesen nach seinem innern Zustand kennen zu lernen. Jetzt wo alles von dem ersten Eindruck abhängt, den Sie auf Ihre Collegen und Schüler machen, können Ihnen meine Erfahrungen nützlich seyn, und meine Freundschaft für Sie verpflichtet mich, Ihnen meinen Rath nicht vorzuenthalten.

Ich kenne Ihre Gesinnungen, und zweifle deßwegen keinen Augenblick, daß Sie mit den schönsten Entwürfen Gutes zu stiften in Ihr neues Amt eintreten. Sie wollen unermüdet an der Erweiterung und Berichtigung Ihrer eigenen Kenntnisse arbeiten, um alsdann diese mit desto größerer Klarheit und Bestimmtheit auch andern mittheilen zu können. Sie wollen Beyfall nur dadurch gewinnen, daß Sie sich desselben durch Gelehrsamkeit, Treue und bescheidne Freimüthigkeit würdig machen. Sie freuen sich im voraus der Hoffnung, aus Ihrer Schule würdige Religionslehrer hervorgehen zu sehen. Ich störe ungern so schöne Hoffnungen, allein sie sind — ich darf Ihnen die Wahrheit nicht verhelen — nichts weiter als ein angenehmer Traum, von dessen Nichtigkeit Sie in Kurzem selbst überzeugt seyn werden. Glauben Sie mir, wenn Sie durch die gewissenhafte Erfüllung Ihrer Pflichten schon Ihren Zweck erreichen wollen; so wird der endliche Erfolg der seyn, daß Sie von jedermann verkannt und von den Studirenden nicht gesucht werden.

Ich sehe Sie auf jede Lehrstunde sich ängstlich ver-

bereiten, jede Materie gründlich durchdenken, und alsdann das was ausgebreitete Lektüre und mühsames Nachdenken Sie gelehrt hat, Ihren Zuhörern in einer einfachen und verständlichen Sprache vorlegen. Ich sehe Sie bey schwierigen Fragen ihr Urtheil bescheiden zurückhalten, oder nur schüchtern äußern. Ich sehe Sie bey jeder Wissenschaft, die in Ihr Fach eingreift, bis auf die letzten Gründe zurückgehen. Auf diese Art glauben Sie Ihre Pflicht erfüllt zu haben, aber gewiß Sie werden für Ihre durchwachten Nächte, für Ihr mühsames Studiren eine schlechte Belohnung einärndten. Weil Ihr Vortrag einfach und bestimmt ist, so werden Ihre Zuhörer wenig Geschmack daran finden. Hüllen sie ihn dagegen in ein glänzendes Galimathias ein, reden sie so tiefsinnig, daß Sie sich selbst nicht verstehen, dann werden die Schüler die Weisheit ihres Lehrers anstaunen, und sie desto mehr bewundern, je weniger sie etwas davon zu fassen vermögend sind.

Nehmen Sie doch von mir den guten Rath an, bei streitigen Meinungen ja nicht unentschlossen zu seyn, Ihr Urtheil ja nicht mit Schüchternheit zu äussern, oder gar ihre Unwissenheit in irgend etwas zu gestehen. Sie müssen durchaus sich das Ansehn geben, alles zu wissen; sonst ist es um Ihren ganzen Credit gethan. Bei den schwierigsten Fragen müssen Sie so zuversichtlich sprechen, als ob gar kein Zweifel obwaltete, und dabei Ihre Verwunderung bezeigen, wie einsichtsvolle Männer das Gegentheil von dem was Sie sagen, und was doch so augenscheinlich richtig sey, hätten behaupten können. Nie werden Sie Ihre Schüler durch die innere Bündigkeit Ihrer Gründe überzeugen. Alles kommt auf die Festigkeit des Tons an, mit dem Sie sprechen. Haben Sie aber noch gar die Gabe, die entgegengesetzten Meinungen lächerlich und verächtlich zu machen, dann dürfen Sie sicher

seyn, daß Ihre Zuhörer alles das annehmen, was Sie Ihnen als wahr vorzusagen für gut finden. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen einen kleinen Vortheil entdecken, der Ihnen große Dienste thun wird. Wenn Sie über eine Sache mehrere Meinungen anführen; so lassen Sie sich nie merken, daß die, welcher Sie beitreten wollen, auch schon von andern behauptet sey. Ihre Zuhörer lesen zu wenig, um eine solche Verheimlichung entdecken zu können, und Sie gelangen auf eine sehr mühelose Art zum Ruhm eines Erfinders.

Wahrscheinlich werden Sie auch den Grundsatz haben, daß man zu keiner theologischem Partei schwören, sondern in der Aufsuchung der Wahrheit seinen eignen festen Schritt fortgehen müsse. Entsagen Sie ja diesem altfränkischen Grundsatz, wenn Ihnen um Beifall zu thun ist. Die Jugend liebt das Neue, und der gründlichste und vorsichtigste Lehrer ist verdunkelt, so bald ihm ein dreister neuerungssüchtiger Kopf gegenüber steht. Wenn Sie das alte System vertheidigen, so hält man ihr Verfahren entweder für Ernst, und dann gelten Sie für einen eingeschränkten Kopf, oder man hält es für Verstellung und man sieht in Ihnen einen schlauen Heuchler, der auch den Koran oder den Zendavesta zur Quelle seiner Dogmatik machen würde, sobald man ihm eine Besoldung dafür gäbe. Bei der Partei der Neologen werden Sie glücklicher seyn, und jemehr Sie das kirchliche System herabzusetzen die Kunst verstehen, desto sichrer ist Ihnen der Ruhm, ein heller und denkender Kopf zu seyn.

Indeß dürfen Sie als Neolog die Regeln der Klugheit nicht vergessen. Wenn Sie etwa Collegen haben, die steif am Alten hängen, oder die wegen Ihres größern Beifalls einen Vorwand suchen Ihnen zu schaden, oder wenn sonst Ihre Orthodoxie von jemanden der in Ansehn

steht, genau bewacht wird, dann müssen Sie besonders im Anfang sich hüten, irgendwo eine Blöße zu geben. Werfen Sie deßwegen die neologischen Meinungen nur als beiläufige Winke hin. Ich bin Ihnen Bürge dafür, die Winke werden begierig aufgefangen werden. Verstecken Sie sich zuweilen hinter zweideutigen Ausdrücken, wo Ihnen immer im Fall der Noth eine rechtfertigende Ausflucht offen steht. Preisen Sie öfters die Vorzüge der gegenwärtigen Aufklärung gegen die ehmalige Dunkelheit, und setzen Sie überhaupt bey jeder Gelegenheit die Neuern weit über die Alten. Zuweilen können Sie in bedenklichen Fällen bloß die alte und neue Meinung neben einander stellen, und Ihren Zuhörern selbst das Urtheil überlassen. Aber alsdann müssen Sie durch die Art des Vortrags, und schon durch den Ton der Stimme ein sichtbares Wohlgefallen an der neuen Meinung bezeigen, und auch die Gründe dafür so überwiegend darstellen, als möglich. Auf diese Art werden Sie eben so sicher und doch ohne Gefahr zu Ihrem Zweck gelangen, als wenn Sie ausdrücklich Ihr Urheil erklärten, und Sie können sicher seyn, daß Ihre Zuhörer, wenn Sie Ihnen die Wahl zwischen den Meinungen lassen, jedesmal die dreisteste ergreiffen werden.

Auf jeder Universität herrschen gewiße Modemeinungen unter den Studirenden. Hüten Sie sich ja gegen diese zu kämpfen, so lange Ihr Ansehn nicht ganz entschieden ist, und Sie gewiß seyn können, sie durch Ihren Widerspruch zu unterdrücken. Wären auch solche Meinungen handgreiflich falsch und gar schädlich; so würde es thöricht seyn, sich gegen einen Strom stemmen zu wollen, der alles mit sich fortreißt. Suchen Sie vielmehr aus solchen Modemeinungen Vortheile zu ziehen, indem Sie sich anschmiegen. Wenn z. B. wie ich fast glaube, auch auf Ihrer Universität, die philosophische

Epidemie herrscht; so versäumen Sie ja nicht, Ihre Vorlesungen mit Kantischen Floskeln zu schmücken, und bey jeder Gelegenheit das Glück unsres Zeitalters zu preisen, dem der Vorzug vorbehalten war, die neuen Entdeckungen des erhabensten Philosophen — nachsprechen zu können. Dieses Mittel wird Wunder thun, und jemehr Sie philosophische Terminologie in Ihre Vorlesungen mischen, jemehr sie dadurch dem gemeinsten Gedanken den Anschein von Neuheit und von Tiefsinn zu geben wissen, desto begieriger werden die Schüler Ihrem Hörsaal zuströmen.

Es sollte mir leid für Sie thun, wenn Sie sich mit großer Mühe auf Ihre Collegien vorbereiteten, und durch genaue philologische und historische Untersuchungen nützlich zu werden dächten. Die Zeit, welche Sie auf die englische Polyglotte, auf das Lesen der Kirchenväter, oder der ältern Theologen wenden, ist rein verschwendet. Nicht aus ihnen, sondern aus den neuesten Zeitschriften und Magazinen müssen Sie die wahre Theologie schöpfen, welche Sie vorzutragen haben. Was Sie da finden, ist gangbares Gut, jene enthalten nur veraltete verlegene Waare, die keinen Käufer, als nur etwa düstre Antiquare, mehr findet. Machen Sie sich also mit den neuen Zeitschriften recht bekannt, und wählen sie diese zu Führern. Wenn dann Ihre Zöglinge selbst zu lesen anfangen; so werden sie sich freuen, ihren Lehrer mit der neuen Schriftstellerwelt in Uebereinstimmung zu finden, und ihn auch in der Zahl der Aufgeklärten zu sehen, welche durch Besitznehmung der mehrsten literärischen Gerichtsstühle jetzt so glorreich über ihre Gegner triumphiren. Wenn Sie aber gleich ihre Theologie bloß aus neuen Zeitschriften hernehmen; so bitte ich Sie doch, sich dieses ja nicht merken zu lassen. Der Anschein einer unermeßlichen Belesenheit wird Ihnen

immer zur Erhaltung Ihres Ansehns nöthig seyn; und zum Glück! ist dieser Anschein auch mit leichter Mühe zu erhalten. Citiren Sie bey jeder Materie eine Menge von Büchern, und urtheilen Sie über dieselben mit Zuversicht, wenn sie Ihnen gleich nur dem Titel nach bekannt sind; so werden die Zuhörer über Ihre literärische Kenntnisse erstaunen.

Bey Ihren Collegien muß ich Ihnen nachdrücklich empfehlen, daß Sie ja alles Wort für Wort aufschreiben lassen, und deßwegen beständig dictiren. Der Student mißt den Werth eines Collegiums nach der Bewegung, die seine Finger dabey gehabt haben. Nie wird ihm ein Collegium wichtig und nützlich scheinen, wenn er es nicht in ein mit Mühe und Schweiß verfertigtes Heft übertragen kann. Allein diese Gewohnheit — sagen Sie — ist unvernünftig. Sie mögen Recht haben, und ich sah öfters solche mit dem größten Fleiß gesammelte Hefte hernach bestaubt im Winkel vermodern. Bedenken Sie aber die Vortheile, welche Sie dadurch gewinnen, wenn Sie diese Gewohnheit begünstigen. Dadurch werden Ihre Zuhörer den höchsten Begriff von dem Werthe Ihrer Vorlesungen bekommen, und sich immer mehr davon überzeugen, daß jedes Wort, das Sie sagen, viel zu lehrreich, viel zu schätzbar und gewichtig sey, um es unangemerkt verloren gehen zu lassen. Können Sie eine größere Auszeichnung verlangen?

Das Glück hat auf Universitäten eben sowohl und noch mehr seine eigensinnigen Launen, als an andern Orten der Welt. Der Beifall eines Lehrers hat seinen Wachsthum, seine Höhe, aber auch seine Abnahme und seinen Fall. Mancher findet ihn ohne ängstliches Suchen, und ein andrer kann ihn bey aller Mühe nicht finden. Freilich läßt sich der launenhaften Göttin des

Glücks nicht gebieten, aber sie läßt sich doch durch Kunst lenken und festhalten, und das Mittel dazu ist nicht Gelehrsamkeit, Talent des Geistes oder des Vortrags, sondern weit mehr eine kluge Gewandheit, um jeden günstigen Umstand zu benutzen, und jeden widrigen zu entfernen, oder doch seine Folgen zu mildern. Oft entbehrt gerade der den Beifall, der ihn am mehrsten verdient, und ein bloßer gelehrter Charlatan erhält ihn, weil der letztre ohne zu erröthen, kleine Kunstgriffe anwendet, die der erstre verschmäht. Hierüber kann ich Ihnen manche nützliche Erfahrungen mittheilen. Ich habe Professoren gekannt, die um sich geltend zu machen, von nichts als ihren Verdiensten sprachen, und alle andre verachteten. Solche Mittel sind zu plump, als daß sie nicht ihren Zweck verfehlen sollten. Sie müssen und werden es feiner anfangen. Beobachten Sie unter den Studenten diejenigen Köpfe, welche viel Geist, aber noch mehr viel absprechende Dreistigkeit und Suade haben. Suchen Sie diese durch zuvorkommende Höflichkeit, durch ein einnehmendes Betragen zu gewinnen; und Sie können des allgemeinen Beifalls sicher seyn. Denn der akademische Applausus hängt immer von einigen Wenigen ab, welche den Ton angeben, und deren Lob oder Tadel die Uebrigen blindlings nachsprechen.

In Ihren Vorlesungen ein Interesse zu bringen, muß dann Ihre vornehmste Bemühung seyn. Hoffen Sie nicht, dieß durch die Klarheit zu erlangen mit der Sie die Begriffe entwickeln, und die Evidenz mit der Sie Sätze beweisen. Den Reitz, welchen die Wissenschaften haben; ist für den bei weitem größten Theil der Studirenden etwas ganz fremdes, wofür sie keinen Sinn haben. Solche Menschen wollen nicht gelehrt werden, sie wollen nur den Schlendrian lernen, und nothdürftig

durch das Examen durchschlüpfen. Wie wären solche Subjete, die ohne Vorkenntnisse, ohne Uebung im Denken, und ohne Liebe für die Wissenschaften Collegien besuchen, fähig, einen guten Vortrag zu unterscheiden und zu schäzzen. Wenn Sie hingegen Ihre Collegien mit Anekdoten, mit lustigen Geschichten und Scherzen würzen, dann können Sie auf allgemeine Aufmerksamkeit rechnen. Sollte auch der Witz frostig und der Scherz fad seyn, so wird er doch belacht werden. Besonders suchen Sie am Schluß eines jeden Collegiums noch einen Einfall hinzuwerfen, der ein einstimmiges Lachen erregt. Eine solche starke Erschütterung des Zwergfells versetzt den Zuhörer in einen Zustand der Behaglichkeit, der ihn mehr zum fleißigen Wiederkommen anreitzt, als die schönste Entwickelung theologischer Lehrsätze.

Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, daß ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit dem Professor nicht nötig ist. Sie schadet ihm sogar, weil sie zu einer Bescheidenheit und Zurückhaltung führt, welche auf die Zuhörer keinen vortheilhaften Eindruck macht. Desto mehr lassen Sie sich die Erwerbung der schimmernden und blendenden Gelehrsamkeit angelegen seyn. Suchen Sie von neuen Schriften die frühesten Nachrichten zu haben, die Anekdoten von neuen Büchern und lebenden Gelehrten zu wissen, besonders auch jede Mishelligkeit unter einzelnen Gelehrten und literärischen Parteien zu kennen; dieser Flitterstaat der Gelehrsamkeit ist es, der in Gesellschaften am mehrsten in die Augen fällt, und der Ihnen unfehlbar in kurzem einen großen Ruf verschaffen wird.

Um aber Ihren Credit zu erhalten und zu befestigen müssen Sie Schriftsteller werden. Ueber Gelehrsamkeit, die sich im Kreise des mündlichen Unterrichts einschließt,

können Wenige gültig urtheilen, hingegen der Titel eines Buchs wird bekannter, und das Posaunenlob der Zeitungen verbreitet den Ruhm des Verfassers in alle Länder. Sie glauben vielleicht, mit dem Bücherschreiben so lange warten zu müssen, bis Sie neue Entdeckungen gemacht haben, oder etwas besser und genauer zu sagen wissen, als Ihre Vorgänger. Legen Sie ja dieß altfränkische Vorurtheil ab. Man schreibt nicht, um die Wissenschaften weiter zu bringen. Man schreibt, um bekannt zu werden, und um durch die Honorarien einen guten Verdienst zu machen. — Auch das Bücherschreiben können Sie sich sehr leicht machen, wenn Sie die Kunst davon recht verstehen. Wählen Sie nur eine Lieblingsmeinung unsrer Zeit, hüten Sie sich den Männern, welche in der literärischen Welt den Ton angeben, zu widersprechen, loben Sie vielmehr diese mit guter Art, geben Sie dabey durch feinere Winke — denn laut dürfen Sie das freylich nicht sagen — zu verstehen, daß Sie aus dem Christenthum nicht viel machen, und lieber den Deismus an dessen Stelle gesetzt sähen; und ich wette, es wird Ihrem Buche an günstiger Aufnahme nicht fehlen, wenn auch sein Inhalt ziemlich seicht wäre. Doch Sie können noch mehr thun. Schicken Sie Ihr Buch den berühmtesten Theologen, begleitet mit Briefen, worin Sie diesen Männern reichlichen Weihrauch streuen. Aus Dankbarkeit werden Sie unfehlbar wieder gelobt werden, denn wer würde Gutes mit Bösem vergelten wollen? Vornehmlich suchen Sie Mitarbeiter an kritischen Journalen und gelehrten Zeitungen zu werden und dieß ist eine leichte Sache, wenn Sie um einen billigen Preis arbeiten. Dann werden sich Schriftsteller in Menge um Sie herum drängen, geschäftig Ihr Lob zu verkündigen, damit Sie wieder Barmherzigkeit an den Producten ihres Geistes oder ihrer Finger thun mögen.

Doch ich will mich begnügen, diese Bemerkungen Ihnen jetzt flüchtig hingeworfen zu haben. Sie sind bewährt; es ließe sich aber zu ihnen eine große Nachlese sammeln. Doch dieses verspare ich bis zu einer andern Zeit und verharre

am 21sten September 1797.

II.

Fünf Predigten.

I.

Predigt

über

Apostelgeschichte 28, 1 — 7.

Da wir auskamen, erfuhren wir, daß die Insel Melite hieß. Die Leute aber erzeigeten uns eine nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an, und nahmen uns Alle auf, um des Regens der über uns kommen war, und um der Kälte willen. Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammenfaßte, und legte es auf das Feuer, kam eine Otter von der Hitze und fuhr Paulo an seine Hand. Da aber die Leute sahen das Thier an seiner Hand hangen, sprachen sie unter einander: Dieser Mensch muß ein Mörder seyn, welchen die Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meer entgangen ist. Er aber schleuderte das Thier ins Feuer und ihm widerfuhr nichts Uebels. Sie aber warteten, wenn er schwellen würde, oder todt niederfallen. Da sie aber lange warteten und sahen, daß ihm nichts Ungeheures widerfuhr, verwunderten sie sich und sprachen: er wäre ein Gott.

Am 19ten des May 1805.

Für die Bewohner gesitteter Länder, wo Künste die Bequemlichkeiten des Lebens vervielfältigt haben, und wo zur Entwickelung des Geistes und zur Einsammlung von Kenntnissen zahlreiche Anstalten vorhanden sind, bleibt es immer etwas Anziehendes und Lehrreiches, solche Menschen genauer zu beobachten, welchen jene künstliche Bil-

dung fehlt, und die sich im Zustande der Natur befinden, oder doch diesem Naturzustande näher geblieben sind. Auf der einen Seite gibt diese Betrachtung Ursache, uns des Vorzugs zu freuen, daß wir von so manchen Vorurtheilen uns losgerissen haben, welche jenen roheren Söhnen der Natur ankleben, daß unsere Einsichten deutlicher, richtiger und zusammenhängender sind, daß unsre Thätigkeit einen weitern Kreis umfaßt, daß wir zur Ausführung unsrer Entwürfe unzählige Hülfsmittel besitzen, welche wir lediglich den Fortschritten der Künste und Wissenschaften zu verdanken haben. Allein wenn man auf der andern Seite die anspruchlose Gutherzigkeit solcher ungebildeten Menschen betrachtet, die Offenheit und Unbefangenheit, mit welcher sie ihre Gefühle und Gesinnungen darlegen, die Willigkeit, mit welcher sie zur Unterstützung des Hülfsbedürftigen herbeyeilen, wenn man bemerkt, daß sie vor Heucheley, vor hinterlistigen Ränken und vor allen den Lastern bewahrt geblieben sind, welche durch Verfeinerung der Sitten erzeugt zu werden pflegen; so möchte man sich fast versucht fühlen auch bey uns jenen Zustand der Natur wieder zurück zu wünschen, in welchem die Bedürfnisse des Lebens wenige und leicht zu befriedigen waren, wo jeder redete wie er dachte, und man nicht befürchten durfte, daß Mienen und Worte der wärmsten Freundschaft und Dienstbegierde Täuschungen seyen um den Leichtglaubigen desto sichrer zu Grunde zu richten. Wenigstens können die Gesinnungen und Handlungen solcher ungebildeten Menschen, denen, welche einer höheren Bildung sich rühmen, zur Beschämung dienen, und zugleich den Gedanken anschaulich und lebendig machen, daß der Mensch, welcher über der Erweiterung seiner Kenntnisse und über der Verfeinerung seiner Sitten die Reinheit seines Herzens einbüßt, bey diesem Tausche nur ein zweydeutiges Gut gewonnen und dage-

geen ein unschätzbares Gut verloren habe. Einige Betrachtungen, welche wir heute anstellen wollen, werden zur weiteren Ausführung und Bestätigung dieser Bemerkungen dienen.

Gott! du hast die Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viel Künste. Wenn wir die hohen Anlagen, welche du unsrem Geiste verliehen, die vielfachen Kräfte, welche du in ihn gelegt hast, betrachten, wie viel Preis und Dank sind wir dir, unsrem Schöpfer und Vater, schuldig. Schenke du uns auch Kraft und Entschlossenheit, um deine erhabenen Gaben würdig zu gebrauchen, und unsre Anlagen auf eine Art auszubilden, welche uns von dem Ziel unsrer Bestimmung nicht entfernt, sondern ihm beständig näher bringt. Bewahre du uns, daß wir unsern Verstand und unsre Kräfte nicht einem bloßen vorübergehenden sinnlichen Genusse, sondern daß wir sie höhern und unvergänglichen Gütern widmen. Laß auch die gegenwärtige Stunde zu heilsamen Erinnerungen und Ermunterungen gesegnet seyn. Amen.

Apostelgeschichte XXVIII, 1 — 7.

Paulus wurde durch den Haß der Juden wegen seiner ausnehmenden Thätigkeit in Ausbreitung des Christenthums verfolgt. So wenig man ihm eine Schuld beweisen konnte; so wurde er doch eine lange Zeit gefangen gehalten und endlich als Gefangener nach Rom geschickt. Während der Reise wurde das Schiff, auf welchem sich Paulus befand, von einem heftigen Sturm überfallen. Vergebens wandten die Schiffer ihre Kräfte an, um gegen die ungestümen Fluthen zu kämpfen, vergebens wurden alle menschliche Rettungsmittel versucht. Alles schien verloren, schon überließ sich jedermann einer dumpfen Verzweiflung und sah nichts als einen nahen unvermeidlichen Tod im Meere vor sich. Nur Paulus

blieb gefaßt, und wußte auch seinen Gefährten Muth und Hoffnung wieder einzuflößen. So viel, m. Z., vermag die Religion, wenn sie nicht bloß in dem Wissen überirdischer Geheimnisse oder in der Uebung heiliger Gebräuche besteht, sondern eigentliche Sache des Herzens und Lebens geworden ist. Der lebendige Glaube an Gott, dessen Wille auch dem Sturme gebietet und die Wogen des Meeres lenkt, dessen Weisheit und Güte auch da Rettung gewähren kann, wo menschliche Klugheit keine mehr vor sich sieht, — dieser Glaube war es, durch welchen Paulus mitten im stürmenden Meere auf einem der völligen Zertrümmerung nahen Schiffe, Ruhe und Standhaftigkeit behielt, um der drohenden Zukunft getrost entgegen zu sehen, und um selbst die gesunkenen Herzen seiner Mitgenossen aufzurichten. Sein Zutrauen blieb auch nicht unbelohnt. Das Schiff zwar zertrümmerte endlich, allein die sämmtlichen Menschen wurden glücklich gerettet, und unser Text beschreibt die Aufnahme, welche die Geretteten bey den Bewohnern des Landes fanden.

Welche Empfindungen mochten damals die Seele der Schiffbrüchigen erfüllen, als sie den ersehnten festen Boden betraten? Eben hatten sie ein schon eröffnetes Grab in den Wellen vor sich gesehen, mit den größten Anstrengungen hatten sie theils auf Bretern theils durch Schwimmen sich bis an die Küste hindurchgearbeitet. Man kann leicht sich denken wie da die ausgehaltene Furcht und Angst in Freude überging und diese Freude unter den Geretteten in der vielfachsten Gestalt sich äußerte, wie der Eine in lauten Ausrufungen seine Gefühle ausbrechen läßt, wie der Andere mit freudetrunknen Blicken bald auf die stürmische See zurück, bald vorwärts auf das erreichte Land hinblickt, wie in der Seele des Dritten die vorige Angst noch mit der jetzigen Freude kämpft. — Doch kaum

sind die ersten Regungen der Freude vorüber, so zeigen sich Ursachen zu neuen Unruhen und Besorgnissen. An welche Küste hat uns das Meer geschleudert? Wird sie vielleicht von Menschen bewohnt, welche wir eben so sehr als des Meeres tobende Fluthen zu fürchten haben? Auch diese Besorgniß wird gehoben. Melite, so erfahren sie, ist der Name der Insel, auf welcher sie gelandet waren.

Die Bewohner der Insel führten zwar in der damaligen Sprache den Namen Barbaren. So pflegten nämlich damals die Römer und die Griechen alle fremde Völker zu nennen, weil sie stolz auf ihre eigene höhere Bildung und Einsichten, auf andere Völker mit einer entschiedenen Verachtung herabsahen. Allein auch hier bestätigte es sich, daß schöne menschliche Gefühle nicht die Wirkung künstlicher Bildung, sondern die Früchte einer unverdorbenen Natur sind. Ein üppiger Römer oder Grieche hätte vielleicht mit kaltem Bedauren die Unglücklichen angesehen, oder ihnen mit kaum verheltem Unmuth eine karge Unterstützung gereicht. Die sogenannten Barbaren fühlten die Noth der Unbekannten, welche ein Unglücksfall an ihre Ufer geworfen hatte, und zögerten nicht, der Leidenden sich anzunehmen, und ihren Bedürfnissen, so weit sie konnten, abzuhelfen. Sie erzeigten uns, sagt Lukas, eine nicht gemeine Freundschaft. Sie ließen es nicht bey dem, was bey solchen Gelegenheiten der Ehre und des Wohlstandes halber zu geschehen pflegt bewenden; ihr Wohlwollen, ihre Theilnahme war aufrichtig, uneigennützig und thätig.

Meinungen und Gewohnheiten ändern sich, allein das Menschengeschlecht bleibt im Ganzen, so viele andere zufällige Veränderungen auch mit ihm vorgehen mögen, selbst nach Jahrhunderten sich gleich. Auch bey uns ist es nicht ungewöhnlich, daß solche, welchen der Vor-

zug einer größeren und vollständigeren Ausbildung zu Theil geworden ist, mit Geringschätzung auf die geringeren Stände blicken, welchen ihre Lage diesen Vorzug versagt hat, und ihre eigene höhere Cultur sich als ein höheres Verdienst, wohl gar als höhere Tugend anrechnen. Dennoch, m. Z., lehrt die Erfahrung, daß der Unglückliche meistentheils weit eher bey solchen, welche als ungebildete gering geschätzt werden, als bey den höheren und mehr gebildeten Ständen warme Theilnahme und hülfreiches Mitleiden finde. Die letzten sind oft durch das eifrige Streben nach äusserem Glanze ihren geringeren Nebenmenschen fremd geworden; durch die glühende Begierde nach weitläufigen Entwürfen des Ehrgeizes und der Selbstsucht sind die zarteren Empfindungen des Herzens vertrocknet, und die Leichtigkeit, mit welcher sie sich die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verschaffen, hat ihre Empfänglichkeit für fremdes Elend abgestumpft, und sie sind mehr gewohnt, über schöne Empfindungen zu reden, als nach ihnen zu handeln. Mancher hingegen von niedrigerer Bildung übt die edelste Wohlthätigkeit aus, ob er gleich die Natur dieser Tugend nicht kunstmäßig zu zergliedern, und ihren Werth nicht mit einer schimmernden und geschmackvollen Sprache anzupreisen versteht.

Es war schön und nachahmungswerth, daß die Bewohner von Melite zur Unterstützung der Unglücklichen, welche das Meer ihnen zuführte, herbeyeilten, indeß als Maasstab der ächten Wohlthätigkeit darf doch diese Handlung nicht betrachtet werden. Wenn Menschen von außerordentlichen und ungewöhnlichen Unglücksfällen betroffen werden; so macht dieser Anblick selbst ein sonst hartes Herz weich, man wird von dem Gefühl des Elendes mächtig ergriffen und auch die sonst karge Hand eröffnet sich zum Wohlthun. Dagegen finden Leiden, die

häufiger vorkommen, weniger Mitleiden und Hülfe, weil die Gewohnheit dagegen abgehärtet hat, und das Gemüth weniger durch sie erschüttert wird. Ob dieses von den Melitern gilt, wissen wir nicht, und es läßt sich von solchen unverdorbenen gutmüthigen Kindern der Natur kaum erwarten, allein daß sich dieß von vielen Christen sagen läßt, leidet keinen Zweifel. Wenn das Elend in einer neuen furchtbaren Gestalt sich ihnen darstellt, wenn eine verheerende Flamme Häuser verzehrt, oder eine stürmische Fluth ganze Gegenden verwüstet hat, dann, aber nur dann sind sie zur Hülfe bereit, und sehen dabey gleichgültig, daß einer ihrer Nachbarn mit der Noth ringt, daß einem Kranken die nöthige Pflege fehlt, daß verwaisete Kinder ein Opfer des Mangels werden. Die wahre Wohlthätigkeit hingegen bedarf nicht, daß sie erst durch einen ungewöhnlichen herzerschütternden Anblick in Bewegung gesetzt, und ihr dadurch das Mitleiden gleichsam abgepreßt werde; vielmehr überall wo Menschen leiden, ist sie schon, so bald sie kann, von selbst geneigt und geschäftig, das Leiden derselben zu mildern.

Bey dem ersten Zuge, wodurch in unsrem Texte die Denkungsart der Einwohner von Melite dargestellt wird, bei ihrer Gutthätigkeit, verweilt man mit Vergnügen. Weniger günstig sind die Züge, welche in der weiteren Erzählung bemerkt werden. Als Paulus einige Reiser ans Feuer legte; sprang eine giftige Schlange auf seine Hand. Kaum sahen sie das, so sprachen sie unter einander: dieser Mensch muß ein Mörder seyn, welchen die göttliche Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meere entgangen ist.

Sehet hier die gewöhnlichen Aeusserungen des Aberglaubens. Derselbe Mann, der eben Mitleid und Beistand erfuhr, ist nun plötzlich in den Augen dieser Menschen ein Gegenstand des Abscheus geworden. Er

wird als ein Verbrecher, welchen die Rache der Götter verfolgt, angesehen. Warum? Weil der Zufall es fügt, daß ein giftiges Thier gerade an seine Hand springt. So verderblich sind die Wirkungen des Aberglaubens, welche auch Paulus empfunden haben würde, wenn ihn nicht die folgende Begebenheit wieder in Ansehn gesetzt hätte. Er kann die Empfindungen des Mitleidens und des Wohlwollens auch bey gutmühigen Menschen auslöschen; er kann zu dem Wahne verführen, daß man zur Ehre der Gottheit handle, und ein Werkzeug ihres Willens sey, während man in der That das heiligste Gebot der Gottheit — das Gebot der Liebe — übertritt. Leider! bestätigt die Geschichte mit unzähligen Beyspielen, wie viel Böses und Verderbliches der Aberglaube gewirkt habe.

Wir m. Z. haben zwar nicht nöthig, uns gegen diese Art des Aberglaubens zu verwahren, welche schon der Stifter unsrer Religion nachdrücklich bestritt. Wir wissen, daß besondere Unglücksfälle keine Zeichen von der Lasterhaftigkeit eines Menschen oder von dem göttlichen Misfallen sind, sondern daß dieselben sowohl den Rechtschaffenen als den Bösewicht betreffen können. Allein daran müssen wir uns zugleich erinnern, daß in jenem Vorurtheil eine Wahrheit zum Grunde liegt, welche sobald sie von den ihr beigemischten aberglaubigen Zusätzen gereinigt wird, höchst wichtig und herzerhebend ist. Dieses ist die Lehre von einer göttlichen Vergeltung, welche sich über alle Menschen, und über alle ihre Thaten, selbst die verborgensten erstreckt. Mag auch der Verbrecher den Meereswellen entfliehen, so entflieht er doch nie dem göttlichen Gerichte. Gottes Gerechtigkeit kann zu jeder Zeit und an jedem Orte den Guten und den Bösen finden, und wenn auch beide auf Erden oft einerley Schicksale erfahren, so erfolgt doch Strafe und Belohnung dereinst

mit untrüglicher Gewißheit. Wie sehr haben wir Ursache, diesen Gedanken uns allezeit gegenwärtig zu erhalten, und uns dadurch zur thätigen Ausübung des Guten, und zur sorgfältigen Vermeidung des Bösen zu ermuntern! Wie thörigt würden wir handeln, wenn wir mit dem Vorurtheil, daß die göttliche Vergeltung überall in diesem Leben statt habe, auch den Glauben an die göttliche Vergeltung überhaupt als ein Vorurtheil ansehen und wegwerfen wollten!

Wir kehren zu unsrer Geschichte zurück. Die Bewohner von Melite hatten eben den Paulus für einen Verbrecher gehalten, welchen die Rache des Himmels verfolge. Jetzt erregt ein neuer Vorfall ihre Aufmerksamkeit. Paulus schleudert die Natter ins Feuer und bleibt unbeschädigt. Anstatt hierin einen glücklichen Zufall, oder vielmehr eine Lenkung der göttlichen Vorsicht zu erkennen, — denn was wir Zufall nennen, was ist das anders als eine Fügung dessen, der mit unendlicher Weisheit das Größte wie das Kleinste lenkt; gingen sie vielmehr von dem einen Aeussersten zu dem Entgegengesetzten über. Vorher sahen sie auf Paulus mit Abscheu als auf einen Verbrecher; jetzt betrachten sie ihn mit staunender Verehrung und sagen: Er ist ein Gott.

Es ist eine durch viele Beyspiele bestätigte Erfahrung, daß Menschen welche keine deutliche Einsicht und festgegründete Ueberzeugung haben, in ihren Meinungen und Urtheilen sehr leicht von einem Aeussersten zum andern überspringen, sobald sie nämlich erkennen, daß sie geirrt haben, wollen sie sich so weit als möglich von dem erkannten Irrthum entfernen, und werfen sich dadurch in einen entgegengesetzten Irrthum. So hat mancher in der Religion einen unvollkommnen Unterricht erhalten, und viele aberglaubische Meinungen als Theile der Gottesverehrung aufgenommen. Nachher sieht er die

Falschheit dieser Meinungen ein, und glaubt sich dadurch berechtigt, die ganze Religion als Thorheit und Vorurtheil zu verlachen. Sein Aberglaube und sein Unglaube beruhen beide auf Unwissenheit und dem zufälligen Eindruck der Umstände. — Ganz auf eine ähnliche Art handeln manche Menschen in der Freundschaft. Sie schliessen sich mit Wärme und Begeisterung an Personen, die ihnen gefallen an, finden jede ihrer Eigenschaften vortrefflich, jede ihrer Handlungen des Beyfalls und der Bewunderung werth. Allein wenn diese Wärme erkaltet ist; so geht die vorige Bewunderung in Tadelsucht über. Sie finden nunmehr da lauter Mängel, wo sie vorher lauter Vorzüge sahen, und werden dadurch eben so partheiisch und ungerecht in ihrer Abneigung als sie es vorher nur in der entgegengesetzten Richtung waren.

Solche schnelle Uebergänge zu einer geradezu entgegengesetzten Denkungsart sind immer Zeichen einer Seele, welcher es an festen Grundsätzen und ruhiger Besonnenheit mangelt. Sie können an Menschen leicht entschuldigt werden, welchen die Mittel zur Bildung ihres Geistes fehlten, und die daher in ihren Urtheilen bloß durch ihre Gefühle und durch die Triebe ihres Herzens sich leiten lassen. Allein Menschen welchen die Quellen besserer Erkenntnisse und höherer Bildung geöffnet sind, sollten sich doch vor einer Denkungsart hüten, welche sie den Einwohnern von Melite ähnlich macht, denen Paulus in einer Stunde erst ein Verbrecher und dann ein Gott schien.

Lasset uns noch einen Blick auf die ganze bisher betrachtete Erzählung zurückwerfen. Sie enthält ein treues Gemälde, wie ungebildete aber unverdorbene Menschen zu denken und zu handeln pflegen. Dieses Gemälde hat seine liebenswürdigen und anziehenden Sei-

ten, und es ist daraus leicht zu erklären, warum man zuweilen rohere Völker und Zeiten glücklich gepriesen, und höhere Ausbildung für ein Hinderniß der menschlichen Glückseligkeit und für eine Quelle des Sittenverderbens erklärt hat. Allein wenn wir bedenken, daß die Anlage zur unaufhörlichen Uebung unsres Verstandes, und zur fortschreitenden Erweiterung unsrer Kenntnisse von dem weisen Schöpfer nicht umsonst in uns gelegt ist, wenn wir bedenken, daß selbst die Gutmüthigkeit des Ungebildeten nur auf einer schwachen Grundlage, auf dunkelen Vorstellungen und Gefühlen ruht, und daß sie durch die unvermeidliche Beymischung von Vorurtheilen sogar zu bösen Handlungen leicht verleitet wird; so werden wir den Fortschritten der Cultur in unsern Tagen gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und nur darauf hinarbeiten, daß wir jene Fortschritte als Hülfsmittel zur Reinigung, Belebung und Befestigung unsrer guten Gesinnungen anwenden, Amen.

II.

Predigt

über

Matthäi 28, 20.

Siehe, ich bin bey Euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Am 29sten des Aprils 1810.

Der leichtsinnige Mensch sieht bloß auf das Gegenwärtige; er genießt was der jetzige Augenblick ihm darbietet, ohne an das Zukünftige zu denken. Der besonnene und verständige Mensch bleibt nicht bey dem stehen, was er hat und genießt, sondern schaut weiter um sich und richtet seine Blicke auf das, was ihm begegnen kann und begegnen wird. Er erinnert sich der Ungewißheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, und hieraus entstehen in seiner Seele mancherley Besorgnisse. Wenn er jetzt der Gesundheit sich erfreut, wenn er in dem Kreise geliebter Angehörigen und Freunde sich befindet, wenn Vergnügungen mancherley Art ihn umschweben; so muß er doch zu sich selbst sagen: früher oder später wird die Blüte meiner Gesundheit verwelken, das schöne Band, welches mich mit einem geliebten Kreise verknüpft, wird durch den Tod zerrissen werden. Ich bin nicht sicher, daß die Freuden, welche mich jetzt umgeben bald entfliehen, und daß Schmerz und Kummer an ihre Stelle tritt.

So erregt das gewöhnliche Leben mit seinen Verbindungen und Abwechselungen vielfache Besorgnisse bey jedem, der nicht gedankenlos seinen Weg fortgehet, und nur an dem Gegenwärtigen haftet. Und je erwünschter das Schicksal eines Menschen ist, je mehr Güter das Glück über ihn ausgießt, desto lebhafter wird auch die Sorge werden, ob auch dieser glückliche Zustand dauerhaft seyn werde. Was kann aber jene Besorgnisse mildern? Was kann uns bey der Ungewißheit unsrer künftigen Schicksale, bey der Unbeständigkeit und Flüchtigkeit aller irrdischen Güter getrosten Muth und unerschütterliche Seelenruhe verschaffen? Dieß vermag allein die Ueberzeugung, daß es höhere und edlere Güter gebe, welche von dem Wechsel des Glücks unabhängig sind, und deren Besitz für den Mangel oder Verlust irdischer Vorzüge reichlich entschädigt. Der Christ hat an seiner Religion ein Licht, das seinen Lebenspfad erleuchtet und sein Herz erwärmt; er hat an ihr eine Stütze, auf welcher seine Hoffnungen ruhen. Wie, aber wenn auch dieses Licht ausgelöscht, wenn auch diese Stütze zerbrochen würde? Wie wenn das Christenthum der Gefahr des Untergangs und der Zerstörung, welchen alle menschliche Anstalten und Lehren ausgesetzt sind, ebenfalls unterworfen wäre? Kein Christ, welcher den Werth seines Glaubens jemals erkannt, und dessen herzerhebende Kraft an sich erfahren hat, kann ohne von Entsetzen ergriffen zu werden, einer solchen Besorgniß Raum geben. Mit Schaudern muß jeder Menschenfreund den Gedanken betrachten, wenn auch der christlichen Lehre die Zeit bevorstehe, wo sie als irrige Führerin verlassen, und als täuschende Trösterin verworfen würde. Je beunruhigender aber ein solcher Gedanke ist, desto mehr wird es zur Pflicht seine Wahrheit zu prüfen, und die Erscheinungen, welche dem Christenthum die Gefahr des Unter-

gangs drohen, näher in das Auge zu fassen. Damit wollen wir in der gegenwärtigen Stunde uns beschäftigen.

Gott, unser Vater, Dich preisen wir für die unzählbaren Wohlthaten, welche du uns täglich erweisest. Dich preisen wir dafür, daß du unsrem Verstande Licht und unserm Herzen Trost verliehen hast. Wir glauben an dich, wir vertrauen auf deine Verheißungen. Verhüte, daß unser Glaube nicht wanke, daß unser Vertrauen nicht erkalte. Wenn auch Zweifel und Sorgen uns umringen; so schenke du uns Einsicht und Kraft um über sie zu siegen, und um mit kindlicher Ergebenheit dir und deiner Lehre getreu zu bleiben. Befestige uns in der Wahrheit. Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

Matth. 28, 20.

Jesus gab seinen Schülern, ehe er sich von ihnen trennte, den Auftrag, die christliche Lehre überall auszubreiten. Gehet hin in alle Welt u. s. w. Matth. 28, 19. 20. Welch ein schwieriges und gefahrvolles Geschäft, welches die Apostel übernehmen sollten, arme und geringe Männer, welche man selbst in ihrem Vaterlande nicht achtete, sollten der Religion des Erdkreises eine neue Gestalt geben. Einige wenige Männer, entblößt von aller äußeren Unterstützung, sollten es wagen, Juden und Heiden zu einer neuen Gottesverehrung zu vereinigen, und verjährte durch Alterthum, Gesetze und Gewohnheit geheiligte Irrthümer und Vorurtheile nicht durch Gewalt, sondern durch die Kraft der Belehrung und Ueberzeugung umzustürzen. Nach allen Berechnungen menschlicher Klugheit mußte das Unternehmen vergeblich erscheinen. Denn welcher Erfolg ließ sich davon erwarten? Wie viel Schwierigkeiten, wie viel Gefahren waren hingegen auch bey einem bloßen Versuche, einem so großen weitumfassenden Plan auszuführen, vorauszusehen? Ja die Apostel, welche zu Lehrern der Welt, zu

Verkündigern einer neuen geistigen Gotteslehre ausersehen waren, hatten es nöthig, daß durch eine wichtige Verheissung ihr Muth gestärkt und ihr Eifer belebt würde. Eine solche Verheißung wurde Ihnen von Jesu in den Worten unsers Textes gegeben. Siehe, ich bin bey Euch bis an der Welt Ende. Verzaget nicht bey dem Gefühl Eurer Schwäche, bey dem Gedanken an die Größe des Geschäftes, wozu ihr bestimmt seyd, bey dem Anblick der zahllosen Hindernisse, welche sich Euch überall entgegen drängen werden. Mein Beistand wird Eure Schwäche emporheben, mein Segen wird Eure Bemühungen mit glänzendem Erfolge krönen, mein Schutz wird Gefahren abwenden und Hindernisse wegräumen, wenn sie auch unüberwindlich scheinen möchten. Nicht bloß jetzt, sondern allezeit bis an der Welt Ende wird über meiner Religion und Kirche meine Leitung meine Fürsorge walten. Die Apostel erfuhren die Wahrheit dieser herzerhebenden Verheißung. Ihnen gelang, was jeder Mensch für unausführbar gehalten hätte. Die christliche Lehre wurde von ihnen gegründet, und triumphirte in kurzer Zeit über alle Feinde und Hindernisse. Auch nachher hat sich dieselbe Verheißung Jesu als zuverläßig bewährt. Unter vielfachen Abwechselungen und bey einer Menge von ungünstigen Umständen ist das Christenthum immer erhalten worden. Dürfen wir nun von dem Vergangenen auch auf das Zukünftige schliessen? Es ist wahr, daß manche Erscheinungen des neueren Zeitalters Bedenklichkeiten erregen können. Selbst gutgesinnte Christen haben sich zuweilen der bangen Zweifel nicht erwehren können, ob nicht das Christenthum mit der Gefahr der Verachtung bedroht werde. Sie haben leiser oder lauter die Besorgnisse geäussert, daß die Lehre Jesu den zerstörenden Wirkungen der Zeit und des verderblichen Zeitgeistes in die Länge, nicht werde widerstehen können. Es wäre frucht-

lose Anmaßung, solche Zweifel durch bloße Machtsprüche niederzuschlagen. Es wäre aber auch entehrender Kleinmuth, sich durch sie niederschlagen zu lassen, und sich bloß in gutgemeinten aber nutzlosen Klagen über die Verdorbenheit unsrer Zeit zu ergießen. Der Gegenstand ist wichtig und der höchsten Aufmerksamkeit würdig. Ruhig und ernsthaft wollen wir daher untersuchen und die Frage beantworten: Haben wir Ursache jetzt den Untergang der christlichen Religion zu befürchten? Drey Umstände sind es, durch welchen diese Furcht begründet werden könnte, 1) die anwachsende Macht des Unglaubens 2) die Lauigkeit, mit welcher viele Christen ihrem Glauben anhängen 3) die ungleichen und widerstreitenden Meinungen, welche unter den Christen und selbst unter den Religionslehrern über die Erklärung der Lehre Jesu herrschen. Von diesen drey Stücken werde ich ausführlicher zu handeln haben.

Erster Theil.

Zuerst erblickt man in dem um sich greifenden Unglauben einen Feind, welcher das Christenthum mit Vernichtung bedroht. Es sey ferne von mir, daß ich die häufigen Klagen, welche man hierüber geführt hat, für leere Einbildungen einer düstern Laune, oder für Uebertreibungen ängstlicher Gemüther erklären sollte. Furchtbar hat Gottesvergessenheit und Zweifelsucht das Haupt emporgehoben. An die Stelle des demüthigen Glaubens womit unsre Vorfahren an Gott und Gottesverehrung hingen, ist bey sehr Vielen Verachtung gegen alles Höhere und Heilige und frevelhafter Spott über dasselbe getreten. Wird nicht häufig Religion und Christenthum als ein leeres Vorurtheil, welches nur den beschränkten Kopf fesseln könne, worüber aber der Einsichtsvolle sich zu erheben wisse, verlacht? Erscheinen nicht Schriften in Menge, und werden begierig gelesen, welche darauf be-

rechnet sind, um die Menschen zu bereden, daß es Thorheit sey, an das Ueberirdische zu denken, und daß eine Rechenkunst des Sinnengenusses, die Geschicklichkeit, so viel Vortheile und sinnliche Freuden als möglich zusammen zu bringen, das einzige Ziel sey, nach welchem man zu streben habe? Ja diese Denkungsart, keinem Gotte, sondern nur den Götzen der Selbstsucht zu huldigen, und eine Ehre darin zu suchen, daß man keinen Gesetzgeber als seine eignen Begierden, keine Regierung unsrer Schicksale als das Spiel eines blinden Zufalles anerkennt, hat sich von den höheren Ständen herab auch bis auf die niedrigern ausgebreitet. Man findet nicht selten Menschen in deren Augen Religion nicht mehr gilt als ein Mährchen, das man nur gebrauchen kann, um den Einfältigen zu schrecken, das aber dem Verständigen nur Stoff zum Spott darbietet.

Freunde der Religion. Ihr betrauert gewiß den Verfall solcher Menschen, welche mit dem, was Euch ehrwürdig ist, ihr Spiel treiben. Allein ihr gehet in Eurer Aengstlichkeit zu weit wenn ihr befürchtet, daß es solchen Menschen gelingen werde, die ewigen Wahrheiten der Religion von dem Erdkreis zu verbannen, und ihre Wirksamkeit in den Herzen der Menschen zu vertilgen. Erinnert Euch an den Ausspruch des Gamaliel: (Apostg. 5, 38.) Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen. Ist's aber aus Gott so könnet Ihr es nicht dämpfen. Meinungen entstehen und Meinungen gehen wieder zu Grunde. Sie sind wie Blätter, welche der Frühling hervortreibt und der Herbstwind zerstreut. Hingegen was wahr, was gut, was in der Vernunft und der Bestimmung des Menschen gegründet ist, das dauert ewig. Es ist der Sonne gleich, welche zwar zuweilen von Nebeln umhüllt wird, allein, als-

dann nur desto heller und glänzender hervortritt. So wird auch das Christenthum herrlich siegen über seine Feinde.

Hütet Euch dann ferner, meine Freunde, übertriebene Vorstellung von dem Fortgang des Unglaubens zu hegen. Das ängstliche Gemüth ist immer geneigt das Aergste zu fürchten. Wie einst Elias unter dem jüdischen Volke klagte: (Röm. 11, 3. 4.) Herr, sie haben deine Propheten getödtet, und deine Altäre umgestürzt, und ich allein bin übrig geblieben, und auch mir stehen sie nach dem Leben; so ist auch jetzt mancher Gottesverehrer zu einer ähnlichen Klage geneigt. Die Frömmigkeit ist verschwunden, die Religion liegt im Staube, das Heilige wird von Frevlern mit Füßen getreten, und auch mich trifft Verachtung, weil ich mit redlichem Herzen an Gott und Gottesverehrung halte. Was sagte aber dem Elias die göttliche Antwort: Ich habe mir überbleiben lassen sieben tausend Mann, welche nicht ihre Knie gebeugt haben vor dem Baal. So können wir auch jetzt sagen: Fürchte nicht, der einzige Freund der Religion zu seyn. Unzählige leben in der Stille, welche zwar mit der Religion nicht prunken, denen sie aber dennoch das kostbarste Gut, die feste Grundlage ihrer Hoffnungen und eine unversiegbare Quelle des Trostes ist. Unzählige die ihre Freude darin finden, daß sie sich an Gott halten, und seinen Willen thun für und für.

Warum sollten wir auch daran verzweifeln, daß viele von denen, welche durch den Strom des Unglaubens fortgerissen werden, in der Folge auf den richtigen Weg zurückkommen werden. Worauf beruht bey den meisten ihr Unglaube? Auf einer Modemeinung, welche sie leichtsinnig ergreifen, und ohne Prüfung nachsprechen, — auf einer Eitelkeit, sich über vermeinte Vorurtheile des großen Haufens wegzusetzen oder endlich aus dem geheimen Wunsche, sich von der Religion als von

einer beschwerlichen Führerin, welche den Begierden Fesseln anlegt, loszumachen. Sollte ein Gebäude dauerhaft seyn, welches auf so lockerem Boden errichtet ist? Wo noch einiger besserer Sinn übrig ist, wird sich bald dem Gemüthe das Gefühl aufdringen, wie leer und trostlos eine Weisheit sey, welche den Menschen bloß auf das Irdische beschränkt und jeden höhern Schwung der Seele lähmt. Die erstickte Stimme des Gewissens wird wieder mächtig sich erheben, ohne daß sie durch schalen Spott sich wegvernünfteln ließe, und der Irregeführte wird inne werden, daß nur der von ihm verlachte Glaube dem Herzen Kraft und Muth in den Abwechselungen der Schicksale und bey der Annäherung des Todes gewähren könne.

Laßt uns endlich nicht vergessen, daß selbst das zerstörende Gift des Unglaubens unter Leitung einer Vorsehung, welche Licht aus der Dunkelheit, Gutes aus dem Bösen hervorgehen läßt, nicht ohne wohlthätige Wirkungen bleibe. Laßt uns darüber die Geschichte befragen. Von seinem Ursprunge an hat das Christenthum mit Feinden zu kämpfen und Angriffen mancherlei Art zu widerstehen gehabt! Was war davon der Erfolg? Daß die Christen weit lebhafter fühlen lernten, wie viel sie an ihrer Religion verlieren würden, daß sie um desto eher ihre Kräfte zur Vertheidigung anstrengten, daß sie den Inhalt und Werth ihrer Lehre heller ins Licht setzten, daß sie sorgfältiger alle fremdartigen Zusätze davon absonderten, daß sie überhaupt desto ernstlicher bemüht waren, alles zu entfernen, was den Glanz und die Würde der Religion verdunkeln könnte. Gerade zu den lehrreichsten Schriften, zu den gründlichsten Schutzschriften, zu den beredtesten Anpreisungen des Christenthums haben die Gegner desselben Veranlassungen gegeben. Wir dürfen also unbedenklich erwarten, daß auch das Unkraut, das

die jetzige Zeit hervorbringt, in dem Reiche Gottes eben so zum Besten dienen werde, wie gefährliche Gifte von dem erfahrenen Arzt zu wirksamen Heilmitteln gebraucht werden.

Zweyter Theil.

Indeß offene Feinde sind selten so gefährlich als unächte und unzuverlässige Freunde. Hätte also das Christenthum keine Vernichtung von den ersten zu befürchten; so könnten vielleicht die letztern ihm den Untergang bereiten. Eben unter denen, welche sich vom Christenthum nicht öffentlich lossagen, nimmt doch Kaltsinn und Lauigkeit in merklichen Fortschritten zu. Wie selten ist jene Innigkeit geworden, mit welcher die alten Christen an ihrem Glauben festhielten, und alles für ihn aufzuopfern bereit waren! Wie viel Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit zeigt sich im Gebrauche der Mittel, durch welche der fromme Sinn genährt und gestärkt wird, wie die Besuchung der öffentlichen Gottesverehrungen, die Uebungen im Gebet, das fleißige Lesen der Bibel. Wenn man auf diesem Wege ferner fortgeht, so könnte, möchte man sagen, das Christenthum auf eine ähnliche Art aussterben, wie eine Flamme verlöscht, der man es an Nahrung fehlen läßt. An sich wollen wir diese Urtheile nicht für durchaus unwahr erklären, wir wollen es mit innigem Bedauern zugeben, daß die Belebung der Andacht, die Wirkung und Befestigung eines frommen Sinnes, worauf schon bey der frühen Jugend hingearbeitet werden sollte, unverzeihlich vernachläßigt wird. Nur davor wollen wir uns hüten, daß wir einestheils solche gegründete Erfahrungen nicht übertreiben, und daß wir anderntheils nicht zu viel daraus schließen.

Das Urtheil, das Christenthum ist im Verfall und geht seinem Untergang entgegen, beruht auf einer Vergleichung, welche wir zwischen den vergangenen Zeital-

tern und zwischen dem jetzigen anstellen. Sollten wir überall bey dieser Vergleichung ganz unpartheiisch zu Werke gehen? Die Gegenwart liegt nahe vor uns; die Vergangenheit sehen wir nur in der Entfernung. Die erste erblicken wir in vollem Lichte, wo selbst jeder kleinere Zug in lebendigen Farben hervortritt, und deßwegen stärkeren Eindruck macht. In der letztern bemerken wir beym Anblick einer abgelegenen Gegend nur gewisse hervorstehende Punkte ohne das Einzelne, welches daneben liegt, wahrzunehmen. Daher sind die Aussprüche über den Werth der Gegenwart und der Vergangenheit fast immer unsicher, sie sind es aber noch mehr, sobald von dem Zustand der Sitten die Rede ist. Der redliche Freund der Religion und Tugend überzeugt sich bald, daß sein Zeitalter nicht so beschaffen ist, wie es seyn sollte. Je wärmer sein Herz für das Wahre und Gute schlägt, mit desto mehrerem Misfallen beobachtet er die Ausartung seiner Zeitgenossen, dahingegen die Verdorbenheit vergangener Jahrhunderte ihn weniger rührt weil er sie nicht so nahe nicht so lebendig vor sich sieht. Die Geschichte dient zur Bestätigung dieser Behauptung. In jedem Jahrhundert gab es ernste und wohlmeinende Sittenlehrer, welche Verdorbenheit und Gottlosigkeit ihrer Zeit anklagten, und warnend voraussagten, die zunehmende Gottlosigkeit werde alle Schranken durchbrechen und in einem vollen Untergang der Religion und der Sittlichkeit sich endigen. Dieselben Vorherverkündigungen hat man in jedem folgenden Zeitalter wiederholt, ungeachtet man sich durch die früheren Erfahrungen hätte überzeugen können, wie leicht möglich bey ihnen Täuschung sey.

Diese Bemerkung muß uns vor Uebertreibungen in der Beurtheilung unsres Zeitalters verwahren. Allein gesetzt auch die schwärzeste Schilderung, welche von demselben nur gemacht werden kann, wäre wirklich getreu

und der Wahrheit gemäß, so würden wir doch deßwegen keineswegs berechtigt seyn, den Untergang des Christenthums zu befürchten. Sind wir denn so unbekannt mit den Wegen der göttlichen Vorsehung? Haben wir nicht so viele Beweise, daß Gott aus der dichtesten Finsterniß Licht, aus der Verwirrung, welche auf das höchste gestiegen war, eine neue Ordnung hervorgehen ließ. Dürfen wir also jetzt anfangen, in die Weisheit und Macht, welche Gott bisher bewiesen hat, Mistrauen zu setzen? Können wir zweifeln, daß selbst in dem Falle, wo das ächte Christenthum gänzlich gesunken wäre, der Allweise Rettungsmittel finden wird, wo unser kurzsichtiges Auge keine mehr vor sich sieht. Sind wir anders wahre Christen, sind wir mit fester Ueberzeugung der Lehre Jesu ergeben; so kann hierüber kein Zweifel bey uns statt finden.

Dritter Theil.

Doch noch eine Betrachtung kann Besorgniß erregen. Wächst nicht selbst in der Mitte der christlichen Kirche der Keim ihrer Zerstörung empor? Ein Reich, welches mit sich selbst uneins ist, geht zn Grunde. Wie viel Ungleichheit und Uneinigkeit herrscht aber unter den Christen und ihren Lehrern! Was Einige als Lehre Jesu anpreisen, das wird von andern als unächter und falscher Zusatz verworfen. Wenn die Willkühr so fortgehet, wenn jeder sich anmaßt, seine Ansichten und Vorstellungen als die Lehre Jesu geltend zu machen, und auf Alle, die anders denken, mit schnöder Verachtung herabzusehen, wenn der Eine ruft: Hier ist Christus, und der Andre: Dort ist er: so muß daraus eine solche Verwirrung entstehen, bey der endlich das Christenthum zertrümmert oder wenigstens entstellt werden muß.

Hierauf antworte ich mit den Worten des Paulus. (Cor. 3, 11 — 15.) Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus

Christus. An Christi Lehre müssen wir alle uns halten, wenn wir des Namens Christen würdig seyn wollen. Auf diesen Grund baut der Eine mit Gold, Silber und kostbaren Steinen, der andere mit Holz, Heu und Stoppeln. Der Eine knüpft an Jesu Lehre haltbare und dauerhafte der Andere unsichere und grundlose Vorstellungen an. Allein die Zeit wird bewähren, von welchem Werth das hinzugebaute ist. Wie Feuer das feste Gebäude unversehrt läßt, während es Holz Spreu und Stoppeln verzehrt, so wird auch die Zeit falsche Erklärungen der Lehre Jesu zerstören und in verdiente Vergessenheit versenken, und dagegen das Wahre und Zuverlässige unerschüttert lassen. Die Geschichte hat diesen Paulinischen Ausspruch bewährt. Verstellungen christlicher Lehrer sind hervorgetreten, haben Aufsehn und Streit erregt, und nach Jahrhunderten zuweilen nach Jahrzehnten war kaum ihr Name noch bekannt. Hingegen das Christenthum selbst stund fest, heilig und frei. Seyd also nicht bekümmert Christen, wenn neue Ansichten unsrer Lehre Euch bekannt werden. Die Zeit wird Richterin über sie seyn. Menschenwahn vergeht; Gottes Lehre steht ewig fest.

Wir wollen ferner m. Z. uns den wichtigen Ausspruch des Paulus einprägen. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Das Christenthum ist keine Religion, welche den menschlichen Geist in enge Bande einschnürt, und dadurch die eigne Thätigkeit erstickt. Sie will unsern Geist nicht fesseln, sondern aufregen und leiten. Sey es auch, daß jene Freiheit, selbst über die Religion zu denken, öfters misbraucht wird, daß Eitelkeit und der Hang Aufsehn zu erregen sich öfters in Meinungen gefallen, welche keine andere Empfehlung als durch ihre Neuheit und durch den absprechenden Ton ihrer Urheber haben; so ist doch jene Freiheit des protestantischen Christen ein so hoher ein so schätzbarer Vorzug,

daß man unmöglich wünschen kann, ihn für eine größere Einförmigkeit der Vorstellungen hinzugeben. Je ernstlicher wir auch das Ziel des Christenthums festhalten, je mehr wir Christi Geist uns eigen machen, und nach seinem Muster uns bilden; desto weniger wird Ungleichheit der Meinungen dem wahren Christenthum schaden. Vergeblich ist also die Furcht, daß dadurch das Christenthum zu Grunde gehen möchte.

Beschluß.

Aus allem was ich bisher vorgetragen habe, fließt eine trostvolle Ueberzeugung. Wie der Herr bisher mit seiner Religion war, so wird er auch mit ihr seyn bis an der Welt Ende. Seine Kirche ist auf einen Felsen gegründet, und kein Stum, keine Gewalt wird sie erschüttern. Anstatt also durch grundlose Bekümmernisse über die dem Christenthum drohende Gefahren uns zu ängstigen, wollen wir vielmehr darauf hinarbeiten, daß die Zwecke dieser Religion an uns und andern erreicht werden. Hierin eröffnet sich Eurer Thätigkeit ein weites Feld. Ihr könnt den Unglaubigen beschämen, wenn ihr durch Euer ganzes Betragen zeigt, daß redliche Pflichterfüllung, uneigennütziges Wohlwollen und Standhaftigkeit in jedem Wechsel des Schicksals unterscheidende Kennzeichen des Christen sind. Auch derjenige der über Euch als Christen spottet, wird sich doch des geheimen Bewußtseyns nicht erwehren können, daß ein Adel, eine Würde darin liege als Christ zu denken und zu handeln. Ihr könnt ferner den lauen Christen bessern, wenn ihr durch den Ernst, mit dem ihr alles, was Religion angeht, behandelt, durch die ungekünstelte Ehrfurcht welche ihr allem Heiligen und Göttlichen beweiset, in eurem Kreise einen Geist der Frömmigkeit weckt und belebet, und den schwachen Funken von Gottesverehrung, der in mancher

Brust glimmt zur hellen Flamme anfachet. Ihr könnt endlich selbst dem Schaden, welcher aus Ungleichheit der Meinungen entspringt, kräftig wehren, wenn ihr Euch nicht hin und her treiben laßt durch allerlei Wind der Lehre, sondern alles prüfet und das Gute behaltet, wenn ihr ferner den Grundsatz befolgt, daß nicht die Art der Erkenntniß, sondern die Gesinnung der Liebe es ist, worauf das Christenthum und der Werth des Christen beruht. Heil Euch, wenn ihr so gesinnt seyd, und so handelt, dann wird auch mit Euch der Herr seyn bis an das Ende. Amen.

III.

Predigt

über

Gal. 6, 7. 8.

Was der Mensch säet, das wird er auch ärndten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleisch das Verderben ärndten. Wer auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ärndten.

Marburg am 17ten des Juny 1810.

Unter allen Jahreszeiten, welche mit so regelmäßiger Ordnung wechseln, erregt keine mannigfaltigere und schönere Hoffnungen als der Frühling. In ihm entwickelt sich die ganze Natur mit verjüngter Kraft, ein neues Leben hat sich überall verbreitet, und wirkt in den Pflanzen, welche mit grünem Schmuck bekleidet, frisch emporwachsen, in den Vögeln, welche munter durch die Luft schweben, und mit ihrem frohen Gesang Wälder erfüllen, und in dem Menschen, welcher durch den prachtvollen Anblick der erneuerten Schöpfung zu heiteren Gefühlen gestimmt wird. Im Frühling keimt die Saat empor, der Baum öffnet seine Blüten, und man freuet sich im voraus des Reichthums der Früchte, welche die Erde ihren Bewohnern verspricht. Nicht immer aber werden die freudenvollen Hoffnungen erfüllt; zuweilen täuscht der Sommer und der Herbst die schönen Erwartungen, welche der Frühling erregt hatte. Der Baum, welcher lieblich grünte,

wird von schädlichem Gewürme benagt, und seiner Zierde beraubt. Die Blüten fallen ab und werden zu Staub ohne Früchte zu tragen. Anhaltender Regen oder anhaltende Dürre zerstören mannichmal die Saat ehe sie zur Reife gelangt. Das Unkraut überzieht öfters die fruchtbarsten Felder, und erstickt, wenn ihm nicht Einhalt geschieht, die besseren Pflanzen. So wird dann die Aerndte oft eben in den Gegenden freudenleer und traurig, wo man bey der Saat so schöne und glänzende Hoffnungen gefaßt hatte.

Man hat öfters die Perioden des menschlichen Lebens mit den vier Jahreszeiten verglichen, und auch in der eben angeführten Beziehung läßt sich diese Vergleichung durchführen. Die Jugend als der Frühling des Lebens ist die Zeit welche schöne Hoffnungen erregt. In ihr zeigen und entfalten sich herrliche Anlagen und Kräfte. Ein Keim des höheren veredelten Menschen tritt nach dem andern hervor; reiche Blüten des Geistes und Herzens versprechen die kostbarsten Früchte. Allein auch hier wird die herzerhebende Hoffnung häufig getäuscht. Der junge Zweig, der zum geraden Stamm emporschossen sollte, wird gebeugt und verkrüppelt. Die schönen Blüten fallen ab, und man findet an dem ehemals blühenden Baume im Sommer und im Herbste statt labender Früchte, dürre Reiser oder einen faulen geschmacklosen Ertrag. Eben der Jüngling, welcher zu den größten Erwartungen berechtigte, wird anstatt diese zu erfüllen, im Fortgang seines Lebens oft untauglich oder gar verderblich für die menschliche Gesellschaft.

Also auch hierin eine traurige Aehnlichkeit zwischen dem Frühling in der Natur und dem Frühling des menschlichen Lebens. Allein glücklicher Weise liegt zwischen beiden auch eine große Verschiedenheit. Die Veränderungen der Natur erfolgen nach un=

abänderlichen Gesetzen, ihre Wirkungen hängen größtentheils nicht von uns ab, und vernichten oft allen Fleiß und alle Sorgfalt des Menschen. Der Baum, der sorgfältig gepflegt wurde, wird durch einen Sturmwind aus den Wurzeln gerissen, oder durch einen Frost seiner Früchte beraubt. Allein anders ist es mit dem Geiste und Herzen des Menschen. Auch darauf haben zwar äussere Umstände die nicht in unserer Gewalt sind, vielfachen Einfluß; allein ganz vorzüglich kommt es doch auf den Menschen selbst an, ob er das wird was er werden soll, ob seine Fähigkeiten ungenützt verrosten und verkehrte Richtung nehmen, oder ob sie glücklich und segensreich sich ausbilden. Entscheidend für die Folgezeit ist es, ob mit Weisheit und Vorsicht der Frühling des Lebens benutzt wird. Dieses wird uns Anlaß zu einigen weiteren Betrachtungen geben.

Gott! wir preisen die erhabene Weisheit, mit welcher du den Wechsel der Jahreszeiten und die Folge der Lebensalter geordnet hast. Je länger wir darüber nachdenken; desto lebendiger erkennen, desto inniger fühlen wir, daß alles was du schaffst und ordnest, gut und vortrefflich ist. Aber um deine Güte recht zu gebrauchen, um durch sie von Stufe zu Stufe der Veredlung zu steigen, dazu bedürfen wir deine Leitung und deinen Segen, Unauslöschlich drücke unsrer Seele die Ueberzeugung ein, daß keine Zeit unsres Lebens gleichgültig und unbedeutend ist, daß wir in früheren Jahren aussäen müssen, um in späteren ärndten zu können. Diese Ueberzeugung flöße uns Muth und Kraft, Behutsamkeit und ausharrende Standhaftigkeit ein, um nicht durch Leichtsinn das hohe Ziel unsrer Bestimmung zu verfehlen.

Gal. 6, 7. 8.

Die eben vorgelesenen Worte sind einer sehr vielfachen fruchtbaren Anwendung fähig. Wenn wir den Zu-

sammenhang derselben mit dem Vorhergehenden erwägen, so ist es die nächste Absicht des Paulus, seine Leser zu einem wohlthätigen Gebrauche ihres Vermögens zu ermahnen. Die Christen sollen, will der Apostel, ihren Ueberfluß nicht zur Befriedigung niedriger Lüste, sondern zur Unterstützung der Dürftigen, besonders dürftiger Lehrer anwenden, und er vergleicht daher die Uebungen der thätigen Menschenliebe mit einem Samen, dessen beseligenden Früchte in der Ewigkeit reifen. Indessen bleibt derselbe Ausspruch des Apostels auch in mehreren anderen Beziehungen wahr und lehrreich. Wir können überhaupt die Handlungen der Menschen mit dem Samen, die segensreichen und verderblichen Folgen der Handlungen mit der Aerndte vergleichen, und es ist unbestreitbar gewiß, daß derjenige, welcher auf das Fleisch säet, oder sich durch sinnliche Begierden regieren läßt, in unabsehliches Elend versinkt, daß hingegen derjenige der auf den Geist säet, oder seinen Geist zu bilden und sein Herz zu veredeln bemüht ist, unschätzbare Segnungen und unvergängliche Seligkeit dafür zu erwarten habe. So wichtig aber alle diese Wahrheiten sind, so liegt doch da ich in unsrer akademischen Kirche rede, eine andere Anwendung unsres Textes meinem und Eurem Herzen noch näher. Ich glaube nämlich, daß den Jünglingen, welche sich bey uns durch die Wissenschaften bilden wollen, die Wichtigkeit ihrer Bestimmung und die Heiligkeit ihrer Pflichten nicht kürzer und nachdrücklicher an das Herz gelegt werden kann, als mit den Worten des Paulus: Was der Mensch säet u. s. w. Vergönnet mir also, daß ich heute die akademische Laufbahn als Zeit der Saat, und das ganze folgende Leben, als Zeit der Aerndte vorstelle. Deßwegen werde ich 1) die zwey entgegen gesetzten Arten, wie in der akademischen Zeit ausgesäet werden kann, beschreiben, 2) werde ich den Werth und die Folgen dieser

doppelten Verfahrungsart vergleichen, 3) werde ich daraus einige Bemerkungen und Verhaltungsregeln ableiten.

Erster Theil.

Bestimmter und treffender kann schwerlich der doppelte Gebrauch des akademischen Aufenthaltes dargestellt werden, als mit den Ausdrücken: Einige säen auf das Fleisch, Andere säen auf den Geist. Fleisch bezeichnet nämlich in der Bibelsprache das was sich auf sinnlichen Genuß bezieht, was zur Befriedigung der Neigungen dient. Derjenige säet also auf das Fleisch, der nur darauf bedacht ist, seine Tage so angenehm als möglich hinzubringen, und sich keine Art von Freuden zu versagen. Nunmehr ist die Zeit gekommen — so denkt ein solcher — wo ich dem Zwang und der lästigen Aufsicht der Eltern und Lehrer entwachsen bin, wo ich von mir selbst abhänge und nach eigener Willkühr handeln darf. Mein Alter stimmt mich zur Fröhlichkeit, von allen Seiten winkt mir eine Fülle von Vergnügungen. Wäre ich nicht ein Thor, wenn ich solche reitzende Einladungen verschmähte, und mir selbst durch unzeitigen Ernst das Leben verkümmerte. Nein! Ich will den Frühling meines Lebens nicht ungenützt vorüber gehen lassen, das Gegenwärtige froh genießen und an das Zukünftige nicht denken. Mögen auch ältere Männer über meine Lebensart zuweilen bedenklich den Kopf schütteln und mit Ermahnungen oder Warnungen mir beschwerlich fallen. Sie wissen sich in meine Jahre in meine Lage nicht zu versetzen; sie sind ungerecht, wenn sie fordern, daß ich so kalt, so besonnen handeln soll als sie. Vielleicht kommt dereinst die Zeit, wo ich eben so denken werde wie sie, allein bis dahin soll kein finsterer Sittenrichter meinen Lebensgenuß stören, und während Andere durch mühsame Anstrengungen ihren Geist erschöpfen, und durch übermäßige Strenge gegen sich selbst ihre

schönsten Tage sich verbittern, will ich den Becher der Freude nicht eher aus der Hand setzen, bis er auf den letzten Tropfen ausgeleert ist.

Ganz anders ist die Denkungsart dessen der auf dem Geist säet. Ich komme — sagt er zu sich selbst — zu dem Sitze der Wissenschaften, nicht um meine Zeit leichtsinnig zu verschleudern, nicht um mich dem Hange zum Vergnügen zügellos zu überlassen; sondern um meine Anlagen zu entwickeln, meinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern, und um mich zum würdigen und brauchbaren Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Jetzt öffnen sich mir die Schätze der Wissenschaften; aus ihnen soll ich einen Vorrath einsammeln, der für mein ganzes folgendes Leben mich vor Geistesarmuth verwahre. Jetzt soll ich den festen Grund für meine künftige Wirksamkeit legen, damit diese nicht auf lockern Sand gebaut sey. Mehr als je muß ich aufmerksam auf mich seyn, meinen Verstand und meinen Fleiß anstrengen, damit ich meine Bestimmung nicht verfehle. Zwar lächelt mir das Vergnügen entgegen und ich verschmähe nicht, es mit Mässigung und zur Erhohlung zu genießen, allein niemals will ich ihm ganz mich hingeben, nie ihm meine Pflicht und die kostbare unwiederbringliche Zeit zum Opfer bringen. Alles kommt also darauf an, daß ich jetzt meine Kräfte redlich und weise anwende, daß ich auf den Rath erfahrner Männer aufmerksam höre, um auf dem Wege, welchen ich zu gehen habe, mich nicht zu verirren. Keine Mühe darf ich scheuen, um dahin zu kommen, daß ich dereinst mit gereifterem Geiste, mit gründlichen Einsichten, mit reinem und regem Sinn für die Wissenschaften, mit unverdorbenen Sitten diese Lehranstalt verlasse. Nie darf ich, nie will ich vergessen, daß ich nicht für den jetzigen Augenblick lebe, sondern daß ich Samen ausstreue für die Zukunft.

Sehet hier m. Z. zwey entgegengesetzte Ansichten des akademischen Lebens, zwey verschiedene Arten in demselben zu säen. Bey so ungleicher Aussaat kann auch die Aerndte nicht anders als höchst ungleich ausfallen. Von dem welcher auf das Fleisch säet können wir mit den Worten Jesu sagen: Er hat seinen Lohn dahin. Zwar sind ihm einige Jahre schnell und froh hingeschwunden, obgleich auch in ihnen das bittere Gefühl seiner Verworfenheit öfterer oder seltner der Seele sich aufdringen wird, zwar hat er in ihnen den Beyfall gleichgesinnter Freudengenossen erworben, allein dann gleicht er einem Menschen, der aus einem süßen Traume zur furchtbaren Wirklichkeit erwacht. Wie viel hat er nun zu bereuen, wenn er nicht schon zu sehr verhärtet ist, um der Reue fähig zu seyn. Die verlorene Zeit läßt sich nicht mehr ersetzen. Der Geist ist leer und ungebildet geblieben, ja der Geschmack an den Wissenschaften und an ernsthaften Beschäftigungen ist dahin. Der enge eingeschrumpfte Geist ist unfähig sich zu etwas Höherem zu erheben, und findet Ekel an allem, was nicht zum rohen Sinnengenuß dient. Der Zögling der Wissenschaften, welcher durch gebildetere Geisteskräfte, durch helleren, durch offneren Sinn für Wahrheit und Recht vor andern Menschen sich auszeichnen sollte, ist ausgeartet in einen Sclaven entehrender Begierden, die alle edlere Gefühle ersticken und das Herz nur an das Irdische fesseln. Wie unendlich tief steht ein solcher Mensch unter demjenigen, welcher das herzerhebende Bewußtseyn hat: Ich habe den Zweck erreicht, der mich zu einer höheren Lehranstalt führte, der die Wissenschaften nicht nur kennen, sondern auch lieben lernte, und in ihnen die Bildnerinnen seines Geistes und Herzens, die erwünschtesten Gefährtinnen auf seinem Lebenswege, die Schöpferinnen reinerer und höherer Freuden verehret.

Der letztere hat in seinen eigenen Geist einen Samen ausgesäet der immer lieblicher emporwächst; in dem Geiste des erstern hingegen ist nur verderbliches Unkraut gesäet, welches seine giftigen Früchte trägt. — Ist nicht der rauschende Freudengenuß weniger Jahre bei weitem zu theuer erkauft, wenn er den Frieden der Seele und des ganzen folgenden Lebens kostet, wenn man alles das was den Geist erhebt und das Herz tröstet, dafür hingeben muß?

Allein wir leben nicht bloß für uns, wir leben für unsre Angehörigen, für unser Vaterland, wir sollen wirksam seyn zu dem Besten des Menschengeschlechts. Sehet auch hier den Vorzug dessen der auf den Geist gesäet hat. Er erfüllet die Hoffnung seiner Eltern und Verwandten, welche mit Freudenthränen den Zurückkommenden umarmen, und gerührt Gott danken, daß er ihre Bemühungen und Wünsche mit einem so glücklichen Erfolge gesegnet hat. Er erfüllt auch die Hoffnung des Vaterlandes. Ihm darf es mit Zutrauen ein Amt anvertrauen. Er ist vorbereitet und geschickt, in seinem Wirkungskreise das Reich der Wahrheit und Tugend auszubreiten, und dadurch Wohlthäter nicht nur seiner Zeitgenossen sondern auch der Nachwelt zu werden. Denn das Gute das wir stiften, wirkt von Zeitalter zu Zeitalter fort, und zeigt oft da noch wohlthätige Folgen, wo man den Urheber davon nicht mehr weiß, wie ein Bach auch fern von seiner Quelle Feldern Fruchtbarkeit gibt.

Heil also dem, welcher auf seinen Geist säet; verdiente Verachtung und Schande dem der auf das Fleisch säet. Hierin darf ich die Beystimmung aller meiner Zuhörer unbedenklich voraussetzen. Allein sollte nicht zwischen beiden Wegen noch eine Mittelstraße zu finden seyn? Ist es nicht zu hart einem Jeden, welcher nicht mit dem ganzen gehörigen Ernst und Eifer an der Bildung seines Geistes arbeitet, in die Zahl der Verworfenen zu setzen?

Ist es nicht möglich, die Zeit des akademischen Lebens so zu theilen, daß man etwa die Hälfte den Vergnügungen und die andere Hälfte den Wissenschaften widmet? Sind nicht Erfahrungen vorhanden, daß selbst solche, welche in den Kreis von Unordnungen und zeittödtender Zerstreuungen hineingezogen wurden, hernach doch glücklich sich herausgerissen haben, und würdige brauchbare Männer geworden sind? In allen diesen Fragen, meine Zuhörer, liegt etwas Wahres; allein es muß uns äußerst daran gelegen seyn, dieses Wahre von dem Falschen, was daran geknüpft und daraus gefolgert wird, abzusondern. Niemand wird leugnen, daß auch der Fehlende sich bessern könne, daß manche Zöglinge der Wissenschaften, nachdem sie eine Zeitlang ihr Ziel aus den Augen verloren hatten, nachher durch verdoppelte Anstrengung demselben wieder sich genähert haben. Allein wie könnte jemand darin einen Grund finden, um sich ähnlichen Ausschweifungen zu überlassen? Urtheilt und handelt ihr auf diese Art bey andern ähnlichen Angelegenheiten? Wer wird deswegen krank werden wollen, oder gar sich selbst krank machen, weil es doch viele Beyspiele gibt, daß Kranke wieder gesund worden sind? Würde man den nicht für einen Thoren halten, der auf einer Reise sich deßwegen vor Verirrungen nicht hüten wollte, weil andere Reisende vor ihm sich verirrt, und doch am Ende den richtigen Weg wieder gefunden haben. Keiner betriege sich auch mit dem Vorsatz, zwar einen Theil der akademischen Laufbahn dem Vergnügen hinzugeben, allein den Ueberrest derselben desto gewisser den wissenschaftlichen Arbeiten zu bestimmen. Denn auch abgesehen davon, daß der Zeit der akademischen Studien ohnehin meistentheils engere Gränzen gesteckt sind, als daß man einen Theil davon verschwenden dürfte, da der Umfang der Wissenschaften so groß ist; abgesehen auch davon, daß in der er-

sten Zeit der Grund zu den weiteren Fortschritten gelegt werden muß, und daß ein Gebäude schwerlich haltbar seyn wird, das auf einem unsichern Fundamente ruht; — dürfen wir nur die Erfahrung festhalten, daß man in solchen Fällen gemeiniglich viel weiter fortgerissen wird, als man Anfangs selbst dachte. Man trennt sich schwer von Müßiggang und Zerstreuungen, wenn man sich vorher an sie gewöhnt hat, und man kehrt desto ungerner zu mühsamen Arbeiten zurück, wenn man den Geschmack an ihnen vorher durch zu häufige Vergnügungen abgestumpft hat. Wir verbieten weiter nicht, Vergnügen und Erholung mit Anstrengung des Geistes zu verbinden, allein wir dringen darauf, daß die letzte ganz eigentliche Hauptsache sey, und also den ersten nicht nachgesetzt werden dürfe. Wir sind endlich weit entfernt, den bloß Verirrten mit dem Verworfenen zu verwechseln, allein wir können uns, wir können dem Verirrten nicht verbergen, daß er in Gefahr schwebt, wenn er nicht bald zurückkehrt, bis zu den Verworfenen zu versinken. — Nach allem diesem bleibt also eine Ausgleichung zwischen den zwey verschiedenen Lebensplanen unmöglich, und auch hier trifft der Ausspruch Jesu ein: Niemand kann zwey Herren dienen, zwey entgegengesetzten Führern folgen, er wird den einen lieben und den andern hassen. Eben so wenig kann jemand zugleich Sclav des sinnlichen Vergnügens und ächter Freund der Wissenschaften seyn.

Dritter Theil.

Je wichtiger für jeden, welcher gelehrten Kenntnissen sich widmet, die unerschütterliche Ueberzeugung ist, daß er auf seinen Geist säen, und Bildung seines Geistes zur Hauptsache machen müsse; desto nöthiger wird es auch, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu seyn, welche sich dabey zeigen, und auf die Mittel um diese Schwierigkeiten wegzuräumen oder wenigstens zu erleichtern.

Man wird desto weniger in Gefahr schweben, von der Geistesbildung abgezogen zu werden, je lebendiger man von dem Werthe derselben durchdrungen ist. Die Wissenschaften haben im Anfange etwas abschreckendes, die ersten Fortschritte in ihnen sind langsam und mühevoll. Allein je weiter man fortrückt, desto mehr enthüllt sich ihr Reitz, je tiefer man in sie eindringt, desto mehr Genuß gewähren sie. Sie gleichen einem steilen Berg, den man mit Anstrengung erklimmt, wo aber die freye Aussicht immer herrlicher immer belohnender wird, je höher man steigt. Wer daher nur die erste Mühe nicht scheut, dem wird die neue Klarheit seiner Begriffe, die neuen Aufschlüsse, welche er erhält, der neue Zusammenhang, der zwischen seinen Einsichten sich bildet, der mächtigste Antrieb seyn, um unermüdet fortzufahren, und die Freude, welche er über die Erweiterung und Berichtigung seiner Kenntnisse, über das zunehmende Licht, das in seine Seele strömt, empfindet, wird den bessern Vorsätzen ein immer stärkeres Uebergewicht über den Hang zu sinnlichen Freuden geben.

Es ist viel gewonnen, wenn man Geschmack an den Wissenschaften gefaßt hat, allein es muß noch Aufmerksamkeit auf sich selbst hinzukommen. Man sollte zuweilen sich selbst zur Rechenschaft ziehen durch Nachdenken über die Fragen: Habe ich bisher geleistet, was ich leisten sollte? Kann ich ohne Beschämung mich an die verflossene Zeit erinnern? Worin bin ich fortgeschritten? Oder welche Fehler habe ich begangen, welche ich künftig vermeiden muß? Wenn ich auch Manchen meiner Gefährten übertreffe, wie weit stehe ich noch hinter Andern zurück? Was und wieviel bleibt mir noch zu leisten übrig? Solche Betrachtungen, wenn sie mit Ernst angestellt werden, können dienen, um den ermattenden Fleiß und den sinkenden Eifer wieder zu beleben, und ver-

kehrte Richtungen, welche die wissenschaftlichen Bestrebungen nehmen konnten, zu verhüten.

Die Wahl des Umgangs und der Freude ist ebenfalls nicht gleichgültig für den, welcher seinen Geist bilden will. Der Verein zwischen Jünglingen welche von edler Wißbegierde und Wahrheitsliebe beseelt sind, ist eben so schön als wohlthätig in seinen Wirkungen. Die Begeisterung des Einen theilt sich dem Andern mit. Der Starke hebt die Kraft des Schwächeren empor, der Einsichtsvollere berichtigt die Vorstellungen des Irrenden, der Stehende reicht dem Strauchelnden zum Aufstehen die Hand. Der Verstand schärft und übt sich durch gegenseitige Mittheilung, und die Zweifel des Einen wecken und reitzen die Erfindungskraft der übrigen. Eben so wenig ist es einem Zweifel unterworfen, daß der häufige Umgang mit solchen, die keinen Sinn für das Geistige haben, und nur für sinnlichen Genuß leben, allmählich den Eifer für geistige Bildung schwächt, und endlich zuletzt gänzlich erstickt.

Welch ein Vorzug endlich wenn der Ausbildung des Geistes Religion und Tugend zur Seite stehen. Veredlung des Verstandes und Veredlung des Herzens bieten sich schwesterlich die Hand und unterstützen sich gegenseitig. Erst durch den Bund beider wird der Mensch, das was er seyn soll. Der Eifer für die Wissenschaften wird durch Religion gehoben; denn sie fügt zu den andern Antrieben des Fleißes einen neuen und kräftigen: die Ehrfurcht gegen Gott und das Verlangen, ihm wohlgefällig zu werden. Der Glaube an eine höhere Regierung gibt Muth und Stärke, um über die Reitzungen der Sinnlichkeit zu triumphiren, welche der Erwerbung gründlicher Kenntnisse eben so gefährlich sind, als der Unschuld der Seele und der Ruhe des Gewissens. Religion und Tugend machen endlich die erworbene Gelehrsamkeit viel

wohlthätiger und gemeinnütziger, indem sie verhüten, daß dieselbe nicht zum Werkzeug des Stolzes und zur Stütze der Ruhmsucht mißbraucht, sondern zur Wohlfahrt der Menschen angewendet werde. Unter ihrer Führung allein kann die geistige Aussaat gedeihen und herrliche Früchte bringen.

Indem ich m. F. mit der Ausführung dieser Betrachtungen mich beschäftige, befürchte ich nicht den Vorwurf, daß ich nur zu einem Theile dieser Versammlung gesprochen, und den übrigen größeren Theil derselben vernachläßigt habe. Denn die Gegenstände unserer Betrachtungen sind von so hoher, entscheidender Wichtigkeit, daß ich denjenigen bedauren müßte, der, wenn sie gleich unmittelbar ihn nicht angehen, doch keinen Antheil daran nähme. Außerdem aber liegen in dem Vorgetragenen auch für uns Alle ernsthafte und beherzigungswerthe Erinnerungrn. Fruchtbare Blüten zerknicken, grünende Saaten zertreten gilt allgemein für schändlichen Muthwillen. Wehe also denen, welche geistige Blüten und geistige Saaten verderben, sie, welche verursachen oder mitwirken, daß da wo Früchte der Weisheit und Tugend aufwachsen sollten, das Unkraut des Unfleißes und der Laster überhand nimmt. Achtung und zarte Schonung gebührt dem sich bildenden Geiste vorzüglich in der entscheidenden Zeit seiner Entwicklung. Wie Bäume und Getreidefelder gerade in der Blütenzeit am ersten durch den Frost leiden; eben so schadet Verführung dem Menschen am meisten in der Blütezeit seines Geistes, und häufig bleibt dieser Schaden auf immer unersetzlich. — Wie vielfaches Verdienst können hingegen die sich erwerben, welche mit studirenden Jünglingen in näherer oder entfernterer Berührung stehen, wenn sie jede Gelegenheit ergreifen, um den glücklichen Fortgang der geistigen Bildung bey unsrer Lehranstalt befördern, wenn sie dadurch mit-

wirken, daß Marburgs Lehranstalten nicht nur als zweckmäßige Pflanzschule der Gelehrten, sondern auch als Bildungsmittel der Sitten sich bewähre, und als ein Ort anerkannt werde, welchem zärtlich liebende Väter mit mehr Zutrauen als Aengstlichkeit ihre Söhne anvertrauen. Amen.

IV.

Römer 11, 2—5.

Wisset ihr nicht, was die Schrift saget von Elia? Wie er tritt vor Gott wider Israel und spricht: Herr, sie haben deine Propheten getödtet, und haben deine Altäre ausgegraben, und sie stehen auch mir nach dem Leben. Aber was sagt ihm die göttliche Antwort? Ich habe mir lassen übrig bleiben siebentausend Mann, welche nicht haben ihre Knie gebeugt vor dem Baal. Also gehet es auch jetzt zu dieser Zeit mit diesen Ueberbliebenen nach der Wahl der Gnaden.

Am 3ten May 1812.

Nichts ist schwankender und veränderlicher als die Urtheile, welche die Menschen über Menschen fällen. Man lobt den Einen, man tadelt den Anderen, und dann verwandelt wieder ein bloßer Zufall, eine veränderte Laune, oder gar eine eigennützige Rücksicht den Tadel in Lob und das Lob in Tadel. Manchem erscheint der bisher gepriesene und geliebte Freund, sobald derselbe nicht alle Hoffnungen erfüllt und alle Erwartungen befriedigt, als ein Verräther, welchen man nicht genug verabscheuen kann, und alle die guten Eigenschaften, welche man vorher an ihm achtete, sind nunmehr verschwunden, oder werden gar als Fehler ihm aufgerechnet. Diese Ungleichheit, dieses Schwanken zeigt sich nicht bloß in der Beurtheilung einzelner Menschen, sondern auch in der Ansicht des ganzen Menschengeschlechts. Es gibt Zeiten, wo man ge-

neigt ist, von allen Menschen das Beste zu glauben und zu hoffen, wo man ihre Fehler leicht und gern entschuldigt, und ihnen bereitwillig mit Zutrauen entgegen kommt. Es gibt andre Zeiten, wo Mistrauen sich der Seele bemächtigt hat, wo man von andern Menschen weit mehr befürchtet als hofft, und wo man ihre Handlungen von der schlimmsten Seite ansieht und beurtheilt. Beide entgegengesetzte Gemüthsstimmungen sind gefährlich. Leichtglaubiges Zutrauen zu den Menschen stürzt in unzählige Täuschungen, aus welchen man erst durch schmerzhafte Erfahrungen herausgerissen wird, und macht uns zum Spielzeuge schlauer Betrüger. Argwöhnisches Mistrauen dagegen verbittert den geselligen Umgang, erstickt die edleren Gefühle des Wohlwollens und der Freundschaft, und macht das Herz todt und kalt. Erreicht dieses Mistrauen einen höheren Grad und geräth man dahin, an der Menschheit zu verzweifeln, so entspringt daraus Feindschaft gegen die Menschen, Ueberdruß des Lebens, und häufige Ungerechtigkeit gegen Andere. Um uns vor einer solchen eben so verwerflichen als verderblichen Gesinnung zu bewahren, haben wir Ursache, den Glauben, daß es viele gute Menschen gebe, in unserm Herzen zu nähren und zu beleben. Dieser Absicht soll die heutige Stunde gewidmet seyn.

Zu Dir dem allgemeinen Vater, erhebt sich betend unser Herz. Wir sind alle Deine Kinder, wir erfahren Alle täglich Beweise Deiner Fürsorge. Zwar vergessen viele Deiner Kinder oft, was sie Dir schuldig sind und misbrauchen Deine Wohlthaten. Allein Du leitest auch die Leichtsinnigen zum Nachdenken, Du ermunterst auch die Irrenden zur Rückkehr auf die richtige Straße. Unter allerley Ständen und Völkern, in der Mitte der Verdorbenen und Ausgearteten hast Du dir ein Reich redlicher Verehrer gegründet. Dieses Reich wirst Du schützen und

bewahren, daß es ewig daure. Deine Fürsorge wird es verhüten, daß Redlichkeit und Tugend nicht von dem Erdkreis verschwinden, und daß die Macht des Lasters nicht Alles fortreisse. Dieses hoffen wir von Dir, und fassen durch diese Hoffnung neuen Muth; Du o Gott wirst diese Hoffnung nicht unerfüllt lassen.

Röm. 11, 2 — 5.

Für einen Paulus, welcher mit so inniger Verehrung der christlichen Lehre ergeben war, und dabey mit so aufrichtiger Liebe seine Brüder umfaßte, war es ein das Herz durchschneidender Gedanke, eine höchst niederschlagende Betrachtung, daß eben diese seine Brüder das Christenthum verschmähten, daß eben das Volk, welchem Gottes Gnade und Seligkeit durch Jesum zuerst dargeboten wurde, diese Wohlthaten mit Unwillen von sich stieß. Dennoch giebt der menschenfreundliche Apostel die Hoffnung über seine Nation nicht auf. Er geht in die frühere Geschichte zurück, und erinnert sich solcher Zeiten, wo die wahre Gottesverehrung erstorben schien, und dennoch in der Stille fortlebte, und hebt treffend die Begebenheiten des Elias hervor. Unter Königen, welche alle wahre Gottesverehrung zu unterdrücken suchten, und öffentlich die schändlichste Abgötterey einführten, war es Elias, welcher mit unerschütterlicher Mannhaftigkeit für die Verehrung des wahren Gottes kämpfte, und dabey keine Gefahr scheute, selbst sein Leben wagte. Doch endlich dringt Mismuth in die Seele des entschlossenen Vertheidigers der wahren Religion; er fürchtet alle seine Anstrengungen möchten vergeblich seyn gegen die alles überwältigende Uebermacht des Irrthums und der Bosheit. Herr! ruft er aus, sie haben deine Propheten getödtet, deine Altäre umgestürzt, ich allein bin übrig, und auch mein Leben ist bedroht. Der Triumph der Fin-

sterniß über das Licht ist, so denkt er, nunmehr vollkommen und unwiederbringlich entschieden. Doch in eben dem Augenblick, wo der unerschrockene Wahrheitsfreund den Muth sinken läßt, erhält er eine göttliche Belehrung, durch welche der gesunkene Muth wieder empor gehoben wird. Glaube nicht, daß die wahre Gottesverehrung ausgetilgt sey. Im Verborgenen hat sie weit mehrere Anhänger, als dein besorgtes Herz ahnet. Ich habe mir übrig gelassen sieben tausend Mann, welche ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal, welche dem Götzendienst nicht gehuldigt haben. Welche Freude mußte es für Elias seyn, eine solche göttliche Versicherung zu empfangen und zu erfahren, daß es noch außer ihm eine so große Anzahl edel gesinnter Menschen gebe! In unserem Texte wird also die herzerhebende Hoffnung ausgesprochen, daß die Zahl der rechtschaffenen Gottesverehrer weit größer sey als ängstliche Gemüther in Stunden des Mismuths sich vorstellen. Diese Hoffnung wird den Inhalt meines heutigen Vortrags ausmachen, und ich werde 1) zeigen, daß wir eine solche Hoffnung mit Recht fassen dürfen; 2) darauf aufmerksam machen, wie wohlthuend und herzerhebend sie sey.

Erster Theil.

Die Besorgnisse und Klagen, welche ein Freund des Wahren und Guten in unseren Tagen äussern möchte, werden zwar mit denen des Elias auf ein Ziel hinführen, allein eine durchaus veränderte Gestalt haben. Die Altäre und Verehrungsörter des wahren Gottes sind nicht umgestürzt, die Diener dieses Gottes trifft keine blutgierige Verfolgung. Ist aber ein Verderben, das im finstern herandringt, und insgeheim mit immer größerer Gewalt um sich greift, weniger furchtbar als ein anderes

das offenbar und unverhüllt einbricht? Gewiß sind in unsrem Zeitalter Erscheinungen und Anzeigen in Menge vorhanden, welche auf große Gefahren für Religion und Tugend hindeuten, und wodurch der, welcher mit beiden es redlich meint, in Unruhe und Sorge versetzt werden kann. Höchst bedenklich ist der Kaltsinn, mit welcher der größere Theil unsrer Zeitgenossen, alles was auf Religion sich bezieht, betrachtet, und über dem beständigen Treiben und Drängen in irdischen Planen und Geschäften, die Erhebung zu dem Höheren und Ewigen vernachläßigt. Höchst bedenklich ist der Leichtsinn, mit welchem man nur für den gegenwärtigen Augenblick lebt, nach Vergnügungen hascht, und die Leerheit des Gemüths welche daraus entspringt, wieder durch neue Vergnügungen auszufüllen sucht. Höchstbedenklich ist die Selbstsucht, welche nur ihrem eignen Vortheil nachjagt, das Herz für wohlwollende Empfindungen verhärtet, und hohnlachend aus den Trümmern zerstörter fremder Glückseligkeit das Gebäude der eigenen zusammensetzt. Höchst bedenklich ist die Schwäche und sittliche Erschlaffung, welche mit schönen Worten und edlen Gefühlen spielt, Größe des Geistes und Güte des Herzens zwar lobt und bewundert, aber für das Wahre und Gute keiner festen Entschlossenheit, keiner großmüthigen Aufopferung fähig ist. Höchst bedenklich ist endlich jene Verfeinerung, welche die Schwärze des Herzens mit gefälligen Farben übertüncht, Laster durch verschönernde Namen in Tugenden umwandelt, und Freundschaft und Berufstreue als bloße Masken behandelt, welche man nur dazu anlegt, um Andere desto gewisser und desto ungestrafter zu täuschen.

Wer diese Zeichen und Erscheinungen aufmerksam beobachtet, wer über die Richtung des herrschenden Tones und Geistes unsrer Zeit ernstlich nachdenkt, und dabey Sinn für das Höhere und Bessere hat, wird sich da-

bey des Gedankens nicht erwehren: Wohin wird das Alles in der Folge führen? Wird nicht der ungestüme Strom des sittlichen Verderbens, welcher immer stärker anschwillt, alle Ufer überschwemmen, die Dämme, welche ihn noch beschränkten, durchbrechen, und alles, was bisher noch fest stund oder festzustehen schien, in seinen Fluthen mit fortreissen? Wird es nicht dahin, und vielleicht in Kurzem dahin kommen, daß ein wahrhaft guter und edler Mensch seinen Zeitgenossen als eine ungewöhnliche Naturerscheinung, als ein Bürger einer anderen Welt, welchen der Zufall auf die unsrige herabgeschleudert habe, vorkommen wird?

Solche Fragen und Besorgnisse sind, ich gestehe es, nicht ganz ohne Grund. Dennoch würden wir unrecht thun, wenn wir ihnen uns ganz überlassen, wenn wir an der Menschheit oder an der Religion und Tugend unter den Menschen verzagen wollten. Alle jene Klagen mögen im Einzelnen vollkommen wahr und gegründet seyn, allein wir übereilen uns unfehlbar, wenn wir das Einzelne auf das Allgemeine übertragen, und nach demjenigen, was oft und was von Vielen geschieht Alle, beurtheilen. Die Ursachen dieser Uebereilung lassen sich leicht aufdecken. Das Laster mit seinen Ausbrüchen tritt greller hervor, selbst bey allen künstlichen Verhüllungen macht es sich bald durch seine verderblichen Früchte kenntlich. Die Tugend dagegen zieht sich gern in eine bescheidene Stille zurück, ihre schönsten Früchte wachsen und reifen im Verborgenen, im kleinen Kreise anspruchsloser Häuslichkeit. Ueberall lehrt die Erfahrung, daß die Züge roher Unmäßigkeit, ungeduldiger Ungenügsamkeit, verzehrender Misgunst und unersättlicher Habsucht viel sichtbarer hervorspringen, und daher viel leichter wahrgenommen werden, als die entgegengesetzten Züge ruhiger Mäßigung, williger Ergebung, zarter Theilnahme und aufrichtigen Wohlwollens.

Ist es daher zu verwundern, daß wir das Böse an den Menschen leichter und merklicher wahrnehmen als das Gute, und daß daher in unsre Urtheile eine einseitige Härte sich einmischt. Dabey sollten wir nicht vergessen, daß bey solchen allgemeinen Verurtheilungen des Menschengeschlechts ohne unser Wissen und Willen unsre eigne Leidenschaft eine Stimme führt. Man hat sich in der guten Meinung, welche man von einigen Menschen gefaßt hatte, betrogen gefunden; man hat in dem Freunde, welchem man unbesorgt sich anvertraute, einen niedrigen Schmeichler oder einen listigen Betrüger entdeckt; man hat die wiederholte bittere Erfahrung gemacht, daß Versicherungen der Zuneigung und der Freundschaft in dem Munde vieler Menschen, nichts weiter als unbedeutende Rechenpfennige sind, welche der leichtglaubige Empfänger als ächtes Gold annehmen soll. Voll Unmuth über diese Entdeckungen ist man dann geneigt, Alle nach diesem Maaßstab zu messen und Treue und Redlichkeit nirgends zu erwarten, weil man bey Vielen sie vermißt, und hat man dieser Neigung sich hingegeben, geht man davon aus Andere verdächtig zu finden; so erscheinen alsdann Irrthum und Schwäche als absichtliche Bosheit und schlau ausgedachte Hinterlist. Je schwerer es ist, das Innere des Menschen zu durchschauen, destomehr gefällt man sich darin, überall böse Absichten vorauszusetzen, und indem man bloß gerecht zu seyn wähnt, verfällt man in große Ungerechtigkeit.

Diese Bemerkungen dienen zur Erklärung, wie auch einsichtsvolle und gutgesinnte Menschen dahin gelangen können, daß sie die übertriebene Vorstellung von einem gänzlichen Verfall und von einer rettungslosen Ausartung des Menschengeschlechts auffassen. Inzwischen fehlt es glücklicher Weise nicht an Gründen, wodurch wir uns gegen jenen trostlosen Gedanken verwahren können.

Der erste dieser Gründe liegt in der menschlichen Natur selbst. Gott hat dem Menschen Fähigkeit und Kraft zum Guten verliehen; er hat ihm einen höheren Sinn eingeflößt, der ihn zu dem was recht, was schön, was edel ist, hintreibt. Auch den Fehlenden und Verirrten warnt die göttliche Stimme durch das Gewissen, und fordert ihn zur Rückkehr auf. Dürfen wir glauben, daß dieße großen Veranstaltungen bey Allen fruchtlos und vergebens seyn sollten? Dürfen wir befürchten, daß keiner mehr seiner höheren Bestimmung und Kraft sich bewußt werden, daß keiner zu einer höhern Ansicht seines Daseyns sich erheben, und seine edelsten Kräfte benutzen werde?

Einen zweyten Grund bietet die hohe Wirksamkeit des Christenthums dar. Diese Lehre hat durch unzählige Erfahrungen erprobt, wie vermögend sie sey, das Gemüth der Menschen zu reinigen, und es von dem bloßen Streben nach irdischen Gütern auf ein höheres Ziel zu lenken. Was könnte uns berechtigen, ihr dasselbe Vermögen für die Zukunft abzusprechen? Hat das Christenthum unter Schwierigkeiten, welche unübersteiglich schienen, sich den Weg zu den Völkern der Erde gebahnt, hat es unzählige Arten von Sünden siegreich bekämpft, so wird auch die Kraft Gottes, die in ihm liegt, sich ferner thätig beweisen. Mag es auch seyn, daß seine Lehre von Vielen verkannt oder gering geschätzt wird; so sind dagegen unzählige Andere, welche es aus Erfahrung wissen, daß dasselbe die sicherste Führerin sey, und welche sich seiner Führung desto williger anvertrauen, je deutlicher sie einsehen, daß der entgegengesetzte Weg zum Verderben führt.

Auch der Glaube an die göttliche Vorsehung gibt uns die Versicherung, daß Religion und Tugend nicht untergehen werden. So wie Gott bisher durch mancherley Anstalten die Menschen zur Besserung leitete, und

wie die verschiedenartigsten Begebenheiten dabey als Mittel und Werkzeuge dienten; so können wir von der unveränderlichen Weisheit und Güte Gottes eben dasselbe auch für das Zukünftige erwarten. Gerade darin zeigt sich die göttliche Vorsicht am bewundernswürdigsten, daß durch ihre Fügung auch Uebel ihre Heilmittel, und sogar das Gift des Lasters sein Gegengift mit sich führt. Bekommen nämlich gewisse fehlerhafte Neigungen unter den Menschen das Uebergewicht und breiten sich mit einer Gewalt aus, daß sie völlig allgemein zu werden drohen; so treten alsdann auch die zerstörenden Wirkungen dieser Vergehungen schneller, stärker und gräßlicher hervor, und diese Wirkungen bringen den Verblendeten zur Besinnung zurück, und geben der herrschenden Denkungsart eine andere Richtung. So sind in vergangenen Zeitaltern tief eingewurzelte Fehler, welche man für unaustilgbar hielt ausgerottet, oder wenigstens gemildert worden. Sollten nicht auch manche Erfahrungen, welche die Menschen in neueren Zeiten gemacht, manche Entbehrungen und Leiden, welche sie geduldet haben, dazu wohlthätig wirken, um Unbesonnene zum Nachdenken, Ausschweifende zur Ordnung, Verwilderte zu guten Sitten zurückzubringen?

Mit dem, was durch diese Gründe bestätigt wird, stimmt auch eine unbefangene Erfahrung überein. Beobachten wir die Menschen genauer, so finden wir unter ihnen weit mehr Unverstand, Schwäche und Thorheit, als eigentliche Verdorbenheit und Bösartigkeit. Die Meisten haben die Achtung für Wahrheit und Tugend nicht verloren, sondern diese Achtung ist nur durch sinnliche Neigungen verdunkelt. Den Meisten fehlt es nicht sowohl am guten Willen, als an Entschlossenheit und Selbstständigkeit, dem guten Willen getreu zu bleiben, und

um sich nicht durch Furcht und Hoffnung, durch falsche Ehrliebe oder falsche Scham von der Ausübung des erkannten Besseren abhalten zu lassen. Neben diesen aber leben auch Menschen edlerer Art, welche von der Anstekkung ihres Zeitalters sich rein bewahren, welche Modemeinungen und Modethorheiten nicht huldigen, sondern die Wahrheit suchen, dem Guten ernstlich nachstreben, und zwischen verwickelten Irrgängen doch den richtigen Pfad nicht verlieren.

Zweiter Theil.

Es ist also nach dem, was ich bisher ausgeführt habe, kein eiteler Wahn, sondern ein wohlbegründeter Glaube, daß die Zahl der guten und edlen Menschen weit größer sey, als ängstliche Gemüther sich vorstellen. Noch haben wir unsre Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie herzerhebend dieser Glaube sey.

Dieser Glaube gibt erstlich eine hellere, eine freundlichere Ansicht der Welt, wodurch unser Leben erheitert, und der frohe Genuß desselben erhöht wird. Betrachtet man die Welt als eine Räuberhöle, wo nichts als Bosheit, als Betrug und Schadensbegierde herrscht, glaubt man in den Menschen um sich her nur Feinde zu erblicken, von welchen man lauter Böses erwarten muß, so entsteht daraus Scham, zu einem verworfenen Geschlecht zu gehören, eine Unruhe, und ein Mismuth, wobey Zufriedenheit unmöglich bestehen kann. Wer die Menschen zu achten aufgehört hat, der wird nur mit Unlust und Widerwillen Menschen neben sich und um sich sehen. Der Glaube an bessere Menschen söhnt dagegen mit der Menschheit aus, man fühlt sich wohl ein Mensch zu seyn, man ist bereit, selbst den Schlimmern um der Besseren willen zu verzeihen und ihre Schwächen mit Schonung zu tragen, und man lebt durch Zutrauen unter den Menschen froher und glücklicher.

Auch unsre eigene Tugend wird durch die Ueberzeugung, daß es noch viele gute Menschen neben uns gebe, belebt und befestigt. Es ist ein niederschlagender Gedanke, wenn man, wie Elias in unserm Text, glaubt, mit seinen Gesinnungen und seinem Verhalten allein zu stehen in der Welt, und allgemein als Sonderling zu erscheinen. Ein nicht genug befestigtes Gemüth kann sogar durch einen solchen Gedanken in seinen guten Grundsätzen erschüttert und wankend gemacht werden. Wie beseligend wie ermunternd ist es hingegen, wenn wir uns mit vielen Anderen als eine unsichtbare Kirche, als Glieder eines großen Vereins für das Wahre und Gute ansehen dürfen. Mit vielen Anderen verknüpft durch ein geistiges Band, das nicht vom Eigennutz gewebt ist, sondern in Gleichheit der Zwecke und der Gesinnungen besteht, wird ihr Beyspiel unsre Nacheiferung wecken, und durch gemeinschaftliche Thätigkeit wird um destomehr Gutes und Fruchtbares geleistet werden.

Eben der Glaube an gute Menschen ist aber auch ein Nahrungsmittel der thätigen Menschenliebe. Wenn man sich das Menschengeschlecht als durchaus böse und unheilbar verdorben vorstellt, so muß auch das Wohlwollen erkalten, der Eifer, Andern Gutes zu thun ermatten. Je mehr wir hingegen geneigt sind, an Anderen gute Seiten aufzusuchen und zu ehren, desto fester schließt sich unser Herz an unsre Brüder an, desto williger werden wir den Hülfsbedürftigen beystehen, desto offner wird unser Herz den Empfindungen des Mitleidens und den Eingebungen der Wohlthätigkeit seyn.

Es ist also ein wahrer, es ist ein herzerhebender Gedanke, daß selbst in Zeiten, wo Verdorbenheit der Sitten um sich greift, doch viele gute und bessere Menschen vorhanden sind. Diesen Glauben wollen wir in unserer Seele lebendig zu erhalten suchen, um uns da-

durch bey dem Anblick des vielen Bösen was in der Welt ist, zu trösten. Wir wollen nie an der Menschheit verzweifeln, wir wollen Andere, auch wenn sie uns verkehrt zu handeln scheinen, nicht übereilt verurtheilen, wir wollen endlich auch bey offenbar verdorbenen Menschen die Hoffnung ihrer Besserung nicht aufgeben. Amen.

V.

Predigt

über

1 Cor. 8, 1.

Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.

Am 24sten des May 1812.

Unter die edlern und vorzüglicheren Anlagen, welche dem menschlichen Geiste verliehen sind, gehört die Wißbegierde. Schon das Kind blickt umher nach den Gegenständen, die es umgeben, es gebraucht seine Sinne, um die Dinge kennen zu lernen, und so bald es zu sprechen weiß, thut es häufige Fragen, um sich von erwachsenen Belehrung zu verschaffen. Auch in den folgenden Jahren zeigt sich der Trieb nach neuen Kenntnissen, wenn gleich nicht eben so merklich doch immerfort wirksam, so lange er nicht durch rohe Sinnenlust oder Abstumpfung des Geistes gewaltsam unterdrückt wird. Dem unverdorbenen Menschen macht es Freude, bessere Einsichten zu erlangen, Irrthümer und Vururtheile abzulegen, und auf dem unermeßlichen Felde des Wissens, welches uns offen steht, sich ein größeres Eigenthum zu verschaffen. Wie erhaben zeigt sich auch hierin die Weisheit und Güte des Schöpfers! Wie herrlich die Anordnung, daß die Menschen durch einen natürlichen Trieb gedrungen, und er-

muntert werden, ihren Verstand anzubauen, sich Schätze von Kenntnissen zu erwerben, wodurch sie zu einem weisen Gebrauch des Lebens und zu einer zweckmäßigen Verrichtung der Geschäfte, welche durch ihre Bestimmung ihnen aufgelegt werden, sich geschickt machen! Wie wohlthätig wirkt insbesondere dieser Trieb der Wißbegierde in den Jahren der Jugend, wo der Samen ausgestreut werden soll, aus welchem der Werth und die Nutzbarkeit des ganzen folgenden Lebens als Frucht hervorwachsen muß! Ja, ihr meine jüngeren Freunde in dieser Versammlung, ihr habt doppelte Ursache, die edle Wißbegierde in Eurem Gemüthe zu bewahren und zu beleben. Ihr, den Wissenschaften Geweihte, könnt nur dan das Ziel Eures Strebens würdig erreichen, wenn glühendes Verlangen nach Kenntnissen Euer Innerstes durchdringt, wenn ihr jede Gelegenheit, Euren Geist zu bereichern, mit Begierde ergreift. Möge in Eurem Hezen diese Wißbegierde brennen, und nicht verlöschen, allein es ist dann auch weiter nöthig, daß sie die gehörige Richtung erhalte. So wenig es einerley ist, mit welchem Getränke man seinen Durst löscht, ob dieses aus einer reinen Quelle oder aus einer schlammbedeckten Grube geschieht, so wenig ist es gleichgültig, ob die Wißbegierde auf das Wahre oder Falsche, auf das Große und Edle oder auf das Niedrige und Unbedeutende verfällt. Es ist nicht genug, Vieles zu wissen, sondern es kommt ganz vorzüglich darauf an, was man weiß, wie man es weiß, und auf welche Art man es zu gebrauchen weiß. Die Wißbegierde bedarf also einer Leitung, sie bedarf einer Regel wodurch sie vor Irrwegen verwahrt wird, und hierüber wird sich mein heutiger Vortrag verbreiten.

Vater alles Wahren und Guten höre unser Gebet. Wir sind hier versammelt, um Wahrheit zu suchen, um im Guten uns zu stärken. Segne Du unsere Absichten

und Bemühungen. Wir erkennen, wir fühlen es, daß unser höchster Vorzug darin besteht, immer weiser und besser zu werden. Doch wie leicht gewinnen Thorheit, Irrthum, Leichtsinn und Sünde in unserm Gemüthe den Sieg, und führen von dem richtigen Wege uns ab. Deswegen schenke Du, der Du die Schwachen mächtig machst, uns Muth und Kraft, daß wir unsrer Bestimmung immer mehr uns nähern, und mit einem gebildeten Verstande eine wohlwollende menschenfreundliche Gesinnung vereinigen.

1 Cor. 8, 1.

„Das Wissen bläset auf, oder macht stolz und übermüthig.“

Gehört also unser Apostel auch in die Zahl derjenigen, welche das Wissen herabsetzen, und für gefährlich halten, welche glauben, das die Ausbildung des Verstandes, und die Einsammlung von ausgebreiteten Kenntnissen nicht anders als auf Unkosten des Herzens geschehen könne. Denn wie tief muß der Werth alles Wissens herabsinken, wenn Stolz und Hochmuth dessen unzertrennliche Begleiter und nothwendige Wirkungen wären. Doch dieses kann unmöglich der wahre Gedanke eines Apostels seyn, welcher so nachdrücklich darauf dringt, daß die Menschen nicht Kinder bleiben sollen am Verstande, welcher so ernstlich den Christen einschärft, zu wachsen an allerley Erkenntniß, und selbst zu prüfen, was wahr, was gut, was Gott wohlgefällig sey. Der Mann, welcher selbst unermüdet daran arbeitete, um die Nacht der Irrthümer und der Vorurtheile zu zerstreuen, und das Licht der Wahrheit zu verbreiten, kann unmöglich die Absicht haben, bessere und richtigere Erkenntniß überhaupt herabzuwürdigen. Wie weit Paulus hiervon entfernt war, — das erhellt aus der ganzen Reihe seiner Gedanken. Es gab Christen zu Corinth, welche kein Bedenken trugen, von heidnischen Götzenopfern zu es-

sen, so anstößig dieses ihren Mitchristen war, und welche ein solches Verfahren mit ihrer höheren Einsicht rechtfertigen wollten. Diesen setzt er den Ausspruch entgegen, daß ein solches Wissen zum Stolze verführe, und damit über seine eigentliche Meinung kein Zweifel übrig bleibe, fügt er sogleich hinzu: die Liebe aber bessert. Das Wissen also, welches Paulus misbilligt, kann nur ein solches seyn, welches von Menschenliebe entblößt ist. So führt also unser Text auf den Satz: Wissenschaft behauptet nur dann ihren reinen vollen Werth, wenn sie mit ächter Menschenliebe verbunden ist. Bey diesem Satz werde ich heute verweilen, um den vielfach wohlthätigen Einfluß darzulegen, welchen die Menschenliebe auf Bildung des Geistes und Erwerbung von Kentnissen hat. Sie gibt nämlich 1) die reinsten und kräftigsten Antriebe, um nach gründlichen Kenntnissen zu streben; 2) sie führt auch zu einer richtigen Auswahl dessen, was wir zu lernen haben; 3) sie bewirkt, daß wir von den erworbenen Kenntnissen den besten Gebrauch machen.

Erster Theil.

Um zu viel umfassenden, gründlichen und zusammenhängen Kenntnissen zu gelangen, dazu sind große und fortdauernde Anstrengungen nöthig. Vergeblich ist der Wahn, daß man mühelos und gleichsam spielend in das Heiligthum der Wissenschaft eindringen, und ihrer Schätze wie im Sturme sich bemächtigen könne. Der Weg zu ihr ist lang und steil, die Hindernisse sind groß und vielfach, so daß auch redlicher Eifer leicht anfängt zu erkalten, so daß auch der ernstliche Fleiß in Gefahr geräth zu ermüden. Wodurch soll alsdann der Wißbegierige seinen Muth beleben? Woher soll er neue Kräfte schöpfen, um alle Schwierigkeiten zu überwinden? Unsicher und unzureichend sind hierbey die Hülfsmittel, welche der Eigennutz oder der Ehrgeitz gewähren, mächtig rein und edel

die Antriebe, welche die Menschenliebe uns darbietet. Suchet Ihr m. F. Erkenntniß nur aus Lohnsucht, um durch Euer Wissen Nahrung, Bequemlichkeit oder gar Ueberfluß zu kaufen; so erniedrigt ihr die edle Wissenschaft zur Sclavin Eurer Bedürfnisse und es ist unfehlbar vorauszusehen, daß derjenige, welcher mit einem so beschränkten Blicke, mit einem so irdisch gesinnten Gemüthe dem Reiche der Wahrheit sich nähert, ewig ebenso unfähig seyn wird, den reinen Glanz desselben zu erblikken, wie ein blödes verdorbenes Auge unfähig ist, den Schimmer des Sonnenlichtes zu ertragen. Suchet Ihr ferner Wissenschaft, um mit ihr zu prunken, oder um Euch unter Euren Mitmenschen hervorzuthun und deren Lob und Beyfall zu erlangen; so bedenkt ihr nicht, wie unzuverlässig und wandelbar die Urtheile der Menschen sind, wie leicht ein unbedeutender Zufall die ganze Frucht Eurer Bemühungen zerstören kann, ihr bedenkt nicht, daß selbst im glücklichsten Falle, es sehr zweifelhaft bleibt, ob der errungene Ruhm aller der Anstrengungen, Aufopferungen und Entbehrungen werth war, welche seine Erwerbung gekostet hat. Ganz anders ist es, wenn wahre Menschenliebe Euch zu dem Streben nach Geistesbildung hinführt. Durch sie emporgehoben seht ihr die Wissenschaften ans einem höheren edleren Gesichtspunct. Sie sind das Oel, welches den menschlichen Geist vor der Gefahr zu verrosten bewahren soll. Sie sind das Licht, welches der Menschheit die Irrgänge des Lebens erleuchten soll, dessen Strahlen Einige sammeln, damit ihre Klarheit auf alle übrige Menschen zurückstrahle. Wissenschaften sind das kostbare Gemeingut der Menschen, die Gelehrten sind die Priester, welche den Andern den Zugang in dieses Heiligthum eröffnen, und jeden Anderen so weit in dasselbe hineinführen sollen, als er desselben fähig ist. Wie tief muß dieser Gedanke in das Gemüth eingreifen, wie mächtig alle Kräfte aufregen. Ich ar-

beite nicht für mich sondern für Andere, für den Kreis meiner Brüder. Ich sammle Schätze des Geistes, nicht um sie karg zu bewahren, oder mit ihnen schändlichen Wucher zu treiben, sondern um von ihnen dem Geistesarmen freygebig mitzutheilen, um den nach Wahrheit Hungernden zu sättigen, und dadurch mitzuwirken, daß die Herrschaft des Irrthums und der Vorurtheile unter den Menschen geschwächt und das Reich der Wahrheit und der Erkenntniß erweitert werde. So ist es Menschenliebe, welche die erhabensten die wirksamsten Antriebe gibt, um unser Wissen zu erweitern, und die damit verbundenen Beschwerden nicht zu scheuen. Sie ist es, welche, wenn ihre Bemühungen durch keine äusseren Vortheile, durch keinen Ruhm gekrönt werden, doch in dem stillen Bewußtseyn, nützlich gewesen zu seyn, die reinste und schönste Belohnung findet.

Zweiter Theil.

Wie Menschenliebe dadurch auf die Wissenschaft entscheidenden Einfluß hat, hoffe ich befriedigend gezeigt zu haben. Betrachtet nun ferner, wie Menschenliebe eine sichere Führerin auf dem Wege zum Wissen ist, und uns die Auswahl des Wissenswürdigen erleichtert. Dem Stande, welcher sich den Wissenschaften widmet, sind häufige und großentheils nicht ungerechte Vorwürfe darüber gemacht worden, daß viele seiner Mitglieder ihren Scharfsinn nicht an großen und wichtigen Gegenständen üben, sondern an unbedeutende Kleinigkeiten verschwenden, daß sie ihre Kräfte an Untersuchungen erschöpfen, welche, so geschickt sie auch angestellt werden, doch für Geistesbildung und Menschenwohl unfruchtbar bleiben. Ich gestehe zwar, daß ich diese Vorwürfe zum Theil für einseitig und übertrieben halte. Es ist Kurzsichtigkeit, alles das als unbedeutend zu betrachten, wovon sich der Nutzen nicht sogleich und unmittelbar einsehen läßt. Ein

im Anfange unscheinbares Körnchen der Wahrheit, kann, wenn es mit sorgfältiger Hand gepflegt wird, langsam und unmerklich empor wachsen, und dann unerwartet zum herrlichen Baume sich ausbilden, welcher köstliche Früchte trägt. Zuweilen sind selbst Bemühungen, welche ganz unnütz scheinen, doch keinesweges verloren, weil sie die Geisteskraft üben und stärken, und dadurch zu anderen fruchtbareren Untersuchungen vorbereiten. Dessen ungeachtet bleibt doch so viel gewiß, daß dem Fleiß, welcher auf die Wissenschaften gewendet wird, aller Werth entgeht, wenn er mit seinen Reichthümern nur spielen, oder sie zur Befriedigung einer müßigen Neugierde anwenden will. Vor dieser Klippe führt nichts vorbey als ein Herz, welches mit aufrichtiger Menschenliebe durchdrungen ist. Mit einem solchen Herzen wird man nicht bey dem Unbedeutenden verweilen, man wird nicht das Schimmernde dem wahrhaft Gemeinnützigen vorziehen. Mit einem solchen Herzen wird man es sich zur höchsten Angelegenheit machen, seine Bemühungen auf Gegenstände zu richten, von welchen das Menschengeschlecht wahren und dauernden Gewinn ziehen kann, was dient, daß die Menschen weiser und beßer werden. Der Menschenfreund wird nicht eine hoffnungslose Wüste anbauen, um an den elenden Sträuchen, welche er dem undankbaren Boden mühevoll entlockt, einen Beweis seiner Kunst zu geben; er wird lieber ergiebige Felder wählen, wo eine reiche Aerndte seine Bemühungen belohnt.

Dritter Theil.

Die Menschenliebe gibt dem Sterben nach Kenntnissen eine zweckmäßige Richtung; sie leistet mehr, sie führt auch zum besten und weisesten Gebrauch der erworbenen Kenntnisse und bewahrt vor einer Menge von Fehlern, in welche man ohne sie fast unvermeidlich gerathen würde.

Welches ist die schönste Zierde dessen, welcher durch

größere Einsichten über Andere sich erhebt? Ist es nicht die liebenswürdige Bescheidenheit, welche eigne Verdienste lieber verbirgt, als zur Schau ausstellt, von allen Anmaßungen entfernt ist, und indem sie die eigenen Schwächen und Unvollkommenheiten willig anerkennt, anderen verdienstvollen Menschen die gebührend Gerechtigkeit gern wiederfahren läßt? Diese Bescheidenheit aber, deren Mangel selbst bey dem durchdringendsten Verstande und den ausgebreitetesten Kenntnissen immer ein häßlicher Flecken bleibt, ist die Tochter wahrer Menschenliebe. Wer die Menschen als seine Brüder liebt, kann sie nicht mit Verachtung ansehen; er freut sich ihrer Vorzüge, und hebt sie gern hervor anstatt sie zu verdunkeln; er sieht und bedauert ihre Fehler, ohne sie mit Härte und Bitterkeit zu rügen. Weil er es fühlt, wie drückend ihm die stolzen Einbildungen und Ansprüche seyn würden, so beeifert er sich um desto mehr, Andere das nicht empfinden zu lassen, was er selbst von ihnen ungern dulden würde. Wie viele Quellen des Bösen sind durch diese Gesinnungen der Liebe miteinemmale verstopft! Verbannt wird dadurch der Neid, welcher durch den Anblick fremder Vorzüge brennend gequält, nicht ruhen kann, bis er diese Vorzüge entweder schlau verkleinert oder schamlos gelästert hat. Unterdrückt wird dadurch der Eigendünkel sich für allein Weise zu halten, und die übrigen Menschen als Blinde zu betrachten, denen man als sehender Führer zugegeben sey. Entfernt wird die Unduldsamkeit, welche keinen Widerspruch ertragen kann, sondern ihre Ueberzeugungen Allen aufdringen will. Ausgeschlossen wird endlich die Streitsucht, welche mit ungestümer Heftigkeit für ihre Meinungen kämpft, und um, nur zu siegen, keine auch die schimpflichsten Waffen nicht verschmäht. Wie ungemein viel leistet also die Menschenliebe, indem sie vor solchen gewöhnlichen Fehlern schützt.

Sie leistet nicht weniger dadurch, daß sie Vorsicht und Behutsamkeit bey der Mittheilung der erworbenen Kenntnisse einflößt. Derjenige, welcher den Wissenschaften sich gewidmet hat, soll davon Gebrauch machen für seine Mitmenschen; er soll sie theilnehmen lassen an den Früchten, welche durch sein Nachdenken und durch seinen Fleiß sind erzogen und zur Reife gebracht worden. Allein nicht alles, was wir wissen und für wahr halten ist geeignet, um überall, um Menschen von verschiedener Art bekannt zu werden. Uebereilte Aeusserungen ungeprüfter Meinungen, Belehrungen, welche für die Fassungskraft Anderer nicht passen, und leicht einem Misbrauche unterworfen sind, werden eher Schaden als Nutzen bringen, die Menschen eher verwirren als aufklären, Zweifel und Irrthümer eher befördern als zerstören. Der unruhige Geist, welcher ohne Klugheit wahre oder vermeinte Vortheile angreift, alles nach seinen Planen umschaffen will, hat Zerrüttungen genug gestiftet. Ihm steht und wirkt der Geist der Menschenliebe entgegen. Dieser, weit entfernt, sich geltend zu machen, ist sanft und mild, wirkt allmählig und in der Stille und dadurch wohlthätiger, sichrer und dauerhafter. Der Menschenfreund überlegt bey sich: Ist das was ich meinen Nebenmenschen als Wahrheit zu geben gedenke auch hinlänglich erprobt? Bin ich gewiß, daß ich ihnen nicht statt einer sicheren Leuchte ein trügliches Irrlicht aufstelle? Werden sie auch das, was ich sie lehren will, richtig verstehen, und nützlich anwenden, und wie muß ich es anfangen, damit ich dem Misverstande und dem Misbrauch vorbeuge? Je theurer mir meine Mitmenschen sind, desto weniger würde ich mir verzeihen, wenn ich ihnen dürren Sand statt nahrhafter Speisen, oder gar Gift statt einer heilsamen Arzney hinreichen wollte.

Lasset uns jetzt noch einen Blick auf den ganzen In-

halt meines Vortrags zurück werfen. Wie vollkommen bestätigt sich der Satz, daß Wissenschaft nur dann ihren vollen und reinen Werth behauptet, wenn sie mit ächter Menschenliebe verbunden ist! Wie schön, wie erhaben ist das Bild eines Mannes, dessen Verstand und dessen Herz gleich gesund und gleich gebildet sind, dessen geübter und reicher Geist, doch nicht das Gemüth für rein-menschliche Gefühle abgestumpft oder verengert hat, welcher, indem er dem Reiche der Wahrheit angehört und für dasselbe arbeitet, dabey zugleich den Gesetzen der Menschenliebe huldigt, und dabey mit Paulus denkt: Wenn ich alle Sprachen verstände, und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Erkenntniß, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts!

Diesem Bilde ähnlich zu werden, sey unser fester Vorsatz und unser ernstlichstes Bestreben. Ihr besonders meine jüngeren Freunde sehet hier das erhabene Ziel, welches Euch vorgesteckt ist. Ihr wollet den Wissenschaften leben, und unsre besten Wünsche begleiten Euch auf Eurer Bahn. Nie müsse es dahin kommen, daß die Wissenschaften Ursache haben sich Euer zu schämen. Arbeitet mit Eifer und mit beharrlichem Fleiße an der Bildung Eures Verstandes und an der Einsammlung nützlicher Kenntnisse, allein wachet zugleich darüber, daß Euer Herz nicht verderbe und vergiftet werde. In Eurem Alter ist das Gemüth empfänglicher für die Gefühle des Wohlwollens und der Menschenliebe; bewahret um desto sorgfältiger diese reinen, diese edlen Gesinnungen. Die Vereinigung eines gebildeten Geistes und eines reinen Herzens ist das einzige Mittel, wodurch ihr einig mit Euch selbst, und brauchbar für die Welt werden könnet. Hütet Euch insbesondre, daß nie auf euch der Ausspruch unsres Textes angewendet werden könne: »Das

Wissen bläset auf!« und gegen diese Gefahr lasset mich noch einige Gegenmittel Euch empfehlen.

Es ist erstlich eine bekannte Erfahrung, daß oberflächliche Kenntnisse am leichtesten Stolz erzeugen. Der halbe Gelehrte oder der zur Hälfte Aufgeklarte pflegt am meisten von sich eingenommen und anmaßend zu seyn. Der wahre und gründliche Gelehrte erkennt die Schranken seines Verstandes und seiner Wissenschaft, er fühlt wie viel ihm noch fehle, und wird dadurch bescheiden. Faßet daher den unerschütterlichen Entschluß, nicht an den Gränzen der Wissenschaften stehen zu bleiben, sondern so tief als möglich in ihr Inneres einzudringen. Nur alsdann werden sie Euch den schönsten Genuß gewähren, und Eure Wißbegierde völlig befriedigen; ein Vorzug, den hohle und falsche Einsichten, welche man fälschlich Gelehrsamkeit nennt, und die man vielmehr den bloßen Firniß der Gelehrsamkeit nennen sollte, zu geben niemals vermögen.

Es ist ferner zwar gut und lobenswürdig, wenn man dem besonderen Fache der Wissenschaften, welches man gewählt hat, mit Vorliebe und mit rastlosem Eifer sich ergibt, allein darüber sollte man nie eine gewisse allgemeine Geistesbildung versäumen. Sie bestehet in einer reinen Liebe für Wahrheit, von welcher Art sie auch seyn mag, in einem Geiste, dem keine wissenswürdige Gegenstände ganz fremd und gleichgültig sind, der sich jedes Fortschrittes der Wissenschaften uneigennützig freut, in einem festen Blicke, welcher überall das Wahre, das Natürliche, das Brauchbare leicht entdeckt und gern billigt, in einer Gewandheit sich in die Ideen Anderer zu versetzen, doch verbunden mit Festigkeit, um nicht vom bloßen Ansehn berühmter Männer oder von der Mehrheit der Stimmen sein eignes Urtheil abhängig zu machen. Eine solche allgemeinere Geistesbildung ist es, welche vor Einseitigkeit

bewahrt, und durch welche der Gelehrte eben sowohl bescheidener als brauchbarer für die Welt wird.

Mögen diese Erinnerungen eines älteren Freundes, der lange die Laufbahn ging, welche ihr jetzt betretet, Euch im Andenken bleiben. Möge unsere Stadt sich des Ruhms freuen, daß von unsrer Pflanzschule der Wissenschaften eine große Zahl von Jünglingen ausgehe, welche sich über das Gemeine erheben und die Hoffnungen ihrer Eltern, ihrer Freunde, die Hoffnungen des Vaterlandes erfüllen, ja übertreffen. Amen.

bewahrt, und durch welche der Geschichte eben jemals berühmter als brauchbarer für die Welt wird.

Mögen diese Erinnerungen eines älteren Freundes, der lange die Laufbahn ging, welche ihr jetzt betretet, euch im Andenken bleiben. Möge unsere Stadt sich des Ruhms freuen, daß von unsrer Pflanzschule der Wissenschaften eine große Zahl von Jünglingen ausgehe, welche für sie das Gemeine erheben und die Wohnungen ihrer Eltern, ihrer Freunde, die Hoffnungen des Vaterlandes erfüllen, zu übertreffen. Amen.

III.

Vermischte Bemerkungen

und

Bruchstücke.

1.

Die Stelle Matth. 19, 17 — 19. verglichen Markus 10, 18 — 19. und Luckas 18, 19. 20. ist sehr merkwürdig. Einmal scheint es wenigstens als ob Jesus erkläre, daß ihm göttliche Prädicate nicht zukommen. Hernach liegt darin ein sehr günstiges Urtheil von der Sittenlehre des A. T., Jesus erklärt, daß er keinen andern Weg zur Seligkeit angeben könne, als die Befolgung der im A. T. gegebenen Gebote, die er ausdrücklich für göttliche erklärt. Er sieht also die Moral des A. T. als gleichstimmig mit der seinigen an.

Die Theologen, welche eine so weite Kluft zwischen der Sittenlehre des A. T.; und der Sittenlehre Jesu annehmen, dürften also schwerlich der Gesinnung Jesu gemäß urtheilen.

2.

Die Lehre von positiven Gesetzen und Strafen Gottes läßt sich sehr gut erläutern aus dem Verfahren eines Erziehers gegen seine Zöglinge. So wie da positive Strafen und Gesetze rechtmäßig und heilsam sind; so kann man sie auch nicht aus der göttlichen Regierung als unschicklich verbannen.

3.

Zu dem Charakter des Neidischen gehört der Zug, daß er Andere als ihres Glücks unwürdig ansieht, und ihr Herz verdächtig zu machen sucht.

4.

Brucker und andre betrachten die Bemühungen der Neuplatoniker, dem Heidenthum eine erträgliche Gestalt zu geben, als ein höchst verwerfliches Unternehmen, das bloß aus Bosheit gegen das Christenthum hergeflossen sey. Ich finde darin eine sehr wohlthätige Wirkung des Christenthums, welches die denkenden Heiden auf die Ungereimtheiten ihrer bisherigen Lehrsätze aufmerksam machte, und zur Verbesserung derselben bewog. Die christliche Religion beförderte also reinere Religionsbegriffe auch bey denen, die nicht zu ihr übertraten.

5.

Zur Bewahrung der Zufriedenheit und Heiterkeit trägt nichts so sehr bey, als die Bemühung jede erste Anwandlung von übler Laune zu unterdrücken. — Es ist eine falsche Entschuldigung, daß man nicht Herr über seine Laune sey. Man kann Herr über sie werden, wenn man nur ernstlich will, und die rechten Mittel mit Klugheit anwendet.

Die Neigung zum Selbstmord entsteht häufig aus Ueberfüllung mit sinnlichem Genuß. Diese zieht nämlich Unfähigkeit ferner zu genießen, Ekel an der Welt, und daher Ueberdruß des Lebens nach sich.

6.

Die stärkste Verwerfung des Briefs Jacobi hat Althamer, ein lutherischer Theolog S. Bayle Dictionn. T. 1. p. 167.

7.

Wilhelm King Buch de origine mali enthält einen merkwürdigen Versuch der Theodicee. Nachrichten davon, nebst den Einwendungen von Bayle in Chausepie Dict. T. III. K. p. 28.

8.

In den Vorlesungen über Pastoraltheologie fehlt oft ein wichtiges Stück, das ergänzt werden muß. Von

dem Umgange mit Soldaten. Klugheitsregeln für Feldprediger. z. B. das Ansehn des Feldpredigers hängt sehr von der Achtung des Chefs ab, die er sich durch rechtmäßige Mittel zu erwerben suchen muß. Mit jungen Officieren darf er nie allzu vertraut werden. —

9.

Lied

auf eine zum Freiheitsbaum bestimmte Tanne im Canton Basel 1799.

Falle immer, edle Tanne falle!
Ach gefallen sind auch wir, wie du,
Wie die Taube in des Habichts Kralle
Finden wir im Arm der Franken Ruh.

Abgeschunden werden deine Rinden,
Deine Aeste werden ausgerauft;
Ach! uns wird man ja nicht minder schinden,
Ist ja unsre Haut schon längst verkauft.

Zwar wird man dich hübsch mit Bändern zieren,
Wie man uns mit Freiheitsflittern ziert;
Aber gleichen wir nicht Opferthieren,
Die man schmückt, und dann zur Schlachtbank führt?

Ochsen schleppen dich bis an die Stelle,
Wo du stehen sollst, ganz nackt und glatt;
Ach! ein Ochs ists auch, der uns zur Schwelle
Dieses Elends hingezogen hat.

10.

Die Maximen des ächten Skeptikers stellt Cicero Quaest. Acad. auf: Nos qui sequimur probabilia, nec ultra id quam quod verisimile occurrerit progredi possumus, et refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus.

IV.

Am 8ten des Jenners 1801.

Schon längst fühlte ich, daß durch bloßen öffentlichen Unterricht die Lehrer-Pflicht nur halb erfüllt werde. Durch engere Verbindung mit den Zuhörern, durch nähern Umgang mit ihnen darf ich hoffen, das Gute in meiner Umgebung zu stiften, was ich zu stiften wünsche. Mancherley Bedenklichkeiten hielten bisher mich ab, einen Schritt zu diesem Zweck zu thun; allein einigen hoffe ich durch Vorsicht auszuweichen, über andre muß ich entschlossen mich hinwegsetzen. Nöthig ist es, daß ich allmählich meinem Zwecke mich nähere.

Vorher muß auf das bestimmteste überdacht werden. 1) was für Absichten durch eine solche Verbindung erreicht werden sollen, 2) durch welche Mittel dieselben zu erreichen sind, und 3) wie die Verbindung eingeleitet werden soll?

I. Die Zwecke sind folgende:

a) Achtung und Eifer für die Wissenschaften zu erregen. Es ist sehr wahr, was Wyttenbach in dem Leben Ruhnkens bemerkt, daß bey jedem Studirenden, dem es nicht ganz an Fähigkeiten fehlt, gewisse Puncte sind, an denen er angeregt und in Bewegung gesetzt werden muß, um glückliche Fortschritte zu machen. Diese Puncte zu finden und anzufassen, muß die erste Sorge seyn, und dadurch hoffe ich Muth und Thätigkeit zur Erwerbung gelehrter Kenntnisse zu erwecken und zu stärken. Auf der einen Seite schwebe ihnen das Ideal des wahren Gelehrten in seiner Erhabenheit lebendig vor Augen, auf der andern Seite verlasse sie die Hoffnung nicht, diesem Ziele sich nähern zu können.

b) Jeden auf die Lücken seiner Kenntnisse aufmerksam zu machen, und ihm zu zeigen, was er noch

nachzuholen und zu ergänzen habe, und wie er dieses am besten thun könne. Ueberhaupt aber Anleitung zum planmäßigen Studiren zu geben.

c) Das Selbstdenken zu wecken und zu befördern. Dieses ist um desto nöthiger, da bey den gewöhnlichen Vorlesungen zwar ein Stoff von Kenntnissen eingesammelt wird, aber die Aufforderung zur eignen Verarbeitung dieser Kenntnisse fehlt.

d) Die Darstellungsgabe der Zuhörer sowohl die mündliche als die schriftliche zu bilden und zu üben. Ich muß sie anführen, daß sie das Gelernte mit weiser Auswahl, nach einer planmäßigen Ordnung und auf eine deutliche und geschmackvolle Art mittheilen können.

e) Jede Gelegenheit, die sich außerdem darbietet, nützliche Kenntnisse ihnen beyzubringen, soll benutzt werden.

f) Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich zugleich zur Beförderung eines religiösen und tugendhaften Sinnes etwas beytragen könnte.

II. Mittel zu diesen Zwecken.

1) Ich werde durch freundschaftliche Unterredungen die Kenntnisse der Zöglinge, wie nicht weniger ihre Fähigkeiten zu erforschen suchen, und hiernach die Maßregeln, welche weiter zu nehmen sind, bestimmen.

2) Der Eifer für die Wissenschaften ist nicht durch Declamationen, sondern dadurch zu befördern, daß ich die Zöglinge gelegentlich auf den Werth und Gebrauch derselben aufmerksam mache, daß ich ganz beyläufig meine eigne Achtung gegen dieselben bezeuge, daß ich der Jünglinge Bestrebungen und Fortschritte mit Beyfall bemerke und dadurch ermuntre, daß ich endlich die Aufgaben für ihre wissenschaftliche Selbstthätigkeit so genau nach ihren Kräften abmesse, daß die Freude, ihnen genug gethan zu haben, eine Ermunterung zu neuerer Thätigkeit wird.

3) Ich werde ihnen nützliche Bücher nicht nur empfehlen, sondern auch leihen, aber nicht viele, sondern nur die wichtigsten. Wenn diese gelesen sind, gibt mir dieses Gelegenheit, über den Inhalt derselben mit ihnen zu reden.

4) Ich werde in den einzelnen Wissenschaften, besonders in denen, worin die Zöglinge zurück sind, Uebungen mit ihnen anstellen, um ihnen dadurch die rechte Methode zu zeigen, wie sie dieselben für sich studiren sollen.

5) Ich werde aus den Wissenschaften, über welche sie Collegien hören oder gehört haben, zuweilen Sätze herausheben, und diese zum Anlaß und Gegenstand der Unterredung machen. Dieß darf aber nicht in eine eigentliche Repetition der gehörten Collegien ausarten.

6) Vornehmlich werde ich Aufsätze in deutscher, zuweilen auch in lateinischer Sprache über mancherley Gegenstände ausarbeiten lassen, und diese mit einer in gleichem Verhältniß mit den Fortschritten zunehmenden Strenge sowohl ihrem Inhalt als ihrem Styl nach kritisiren. Sollte es hierbey nicht rathsam seyn, Situationen aus der Geschichte zu erzählen, und dann die Schüler Auffsätze über das machen zu lassen, was sie in dieser Situation würden gesagt oder geschrieben haben, z. B. ich erzähle die Geschichte der Befreyung des Grotius aus seinem Gefängniß und lasse einen Brief auffsetzen, den etwa Grotius darauf an seine Gattin könnte geschrieben haben.

7) Den Zöglingen, die zum Predigtmachen reif sind, werde ich auch darin fortzuhelfen suchen.

8) Gelegentlich hoffe ich den Zuhörern eine Menge historischer und literärischer Kenntnisse mitzutheilen.

Dabey wird es aber nöthig seyn

a) die Unterredungen möglichst anziehend zu machen;

b) überspannte Forderungen zu vermeiden.

c) Zu verhüten, daß das Ansehn des Lehrers die Selbstthätigkeit der Schüler nicht erdrücke, also so viel möglich sich selbst entwickeln lassen, und nur da nachhelfen, wo jenes nicht angeht, oder so mühsam ist, daß es abschrecken würde.

d) Die Schwächern nicht durch unzeitigen Tadel niederzuschlagen, und die Bessern nicht durch übermäßiges Lob zu verderben.

e) Da ich, wie ich glaube, noch nicht genug Kenntniß der Denkungsart junger Leute, und noch nicht Gewandheit genug, sie zu behandeln habe, so muß ich desto aufmerksamer und desto sorgfältiger seyn, um beides zu erwerben.

f) Es ist zu verhindern, daß diese Verbindung, dem Fleiß in Besuchung der Collegien bey den übrigen Professoren nicht nachtheilig werde.

III. Einleitung des Plans.

Diese geschehe ohne alles Aufsehn und Geräusch. Keine pomphafte Ankündigung dessen, was ich zu leisten gedenke, gehe vorher. Ich will einigen jungen Leuten anbieten, daß sie eine bestimmte Stunde wöchentlich zu mir kommen möchten. Bemerken diese, daß ihnen das nützlich ist, und wünschen andre, eben diese Vortheile zu genießen, so wird sich die Anstalt wohl erweitern.

Meine Absichten sind rein. Gott segne sie, daß sie nicht fruchtlos bleiben.

12.

Es ist bekannt, daß die Kunst gute Predigten zu verfertigen, nur durch zweckmäßig angestellte Uebungen erworben werden kann. Solche Uebungen werden zwar auf Universitäten angestellt, allein man fehlt, wie mich dünkt, darin, daß der gehörige Stufengang nicht beobachtet wird. Man läßt sogleich Dispositionen von Predigten, und hernach wirkliche ganze Predigten ausarbei-

ten, ohne zu bedenken, daß solche Arbeiten für den unvorbereiteten Anfänger zu schwer sind. — Folgende Methode scheint angemessener zu seyn:

1) Zum Predigen wird erfordert, daß man wissenschaftliche Sätze in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzen und gehörig versinnlichen lerne. Ich gebe also zuerst einzelne wissenschaftliche Definitionen, Beweisgründe und Sätze auf, und lasse den Versuch machen, diese populär auszuführen. Im Anfang gebe ich wohl zum voraus im Allgemeinen die Art an, wie eine solche Ausführung geschehen könne, welches aber hernach unterbleibt. Die Arbeiten werden von mir sorgfältig verbessert, und die Gründe der Verbesserung dabey angegeben. Dadurch erhalte ich Gelegenheit, den Styl der Zöglinge zu bilden, sie an einen populären und doch edlen Ausdruck zu gewöhnen, und sie zugleich zur fruchtbaren Entwicklung der Begriffe anzuführen. Dabey wähle ich dreyerley Aufgaben a) wissenschaftliche Sätze, damit die Zuhörer diese in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzen lernen, b) Bibelstellen, damit sie in der populären Interpretation der Bibel geübt werden. c) Charakterschilderungen, damit die Zuhörer im Individualisiren geübt werden, z. B. Schilderungen des Heuchlers, des Verschwenders, des Geitzigen, des Mistrauischen, des Menschenfreundes, des Wankelmüthigen, des feinern raffinirten Wollüstlings, des Großmüthigen, des Sonderlings, des Prahlers.

2) Ich gebe Texte auf, woraus sie blos das Thema und die Eintheilung abzuleiten haben. Dadurch lernen sie den Gesichtspunkt des Ganzen richtig fassen, und bereiten sich zum festen disponiren vor.

3) Ich lege Beyspiele von schlechten Predigten das heist: nicht nur von ganzen Predigten, sondern auch von fehlerhaften Eintheilungen, Hauptsätzen, Eingängen u. s. w. vor, worüber sie Critiken, entweder münd-

lich oder schriftlich machen, aber auch zeigen müssen, wie das Mislungene zu verbessern sey. Damit verbinde ich die Vorlegung guter Muster, mache auf die Vorzüge derselben aufmerksam, und gebe die Gründe an, warum in ihnen die Materien so und nicht anders gestellt, so und nicht anders ausgeführt sind.

4) Nunmehr lasse ich kurze Dispositionen von ganzen Predigten ausarbeiten erst ohne Eingänge, hernach mit Eingängen.

5) Alsdann in den Dispositionen Einen Theil ausarbeiten.

6) Endlich vollständige Predigten verfertigen.

13.

Stoff zu Ausarbeitungen.

I. Zur Geschichte.

1) Wie entstand die Augsburgische Confession?

2) Worin unterscheidet sich der Arianische Lehrbegriff von der Dreieinigkeitslehre, und der Socinianischen?

3) Worin besteht die Lehre der Gnostiker?

4) Welche Bewandniß hatte es mit dem Interim?

5) Welchen Einfluß hat die Politik auf den Fortgang der Reformation gehabt?

6) Worin besteht das Eigenthümliche der Scholastiker?

7) Welche sind die unterscheidenden Meinungen der hohen englischen Kirche?

8) Beschreibung der Bekenntnißbücher der lutherischen und reformirten Kirche.

II. Zur Philosophie.

1) Welcher Unterschied ist zwischen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften?

2) Was heißt das, Raum und Zeit sind Formen der Sinnlichkeit?

3) Worin besteht der Unterschied zwischen pathologischen und moralischen Gefühlen?

4) Ist der Büchernachdruck erlaubt?

5) Wodurch können Gemüthsbewegungen gestärkt und geschwächt werden?

6) Worin besteht der Unterschied zwischen der Kantischen und der Reinholdischen Lehre von der Freyheit?

III. Zur wissenschaftlichen Theorie.

1) Wie kann Selbstachtung mit Demuth bestehen?

2) Was für Folgerungen lassen sich aus dem Lehrbegriff von einer unbedingten Gnadenwahl ziehen?

3) Worin sind biblische und wissenschaftliche Theologie verschieden?

4) Wie weit ist die Lehre von der Erbsünde richtig?

5) Welcher Unterschied ist zwischen der Theorie von einer mittelbaren und unmittelbaren Erlösung?

6) Welches ist der Hauptinhalt der Löfflerischen Erlösungstheorie?

IV. Zur Exegese.

1) Wie lassen sich Röm. 3, 28 und Jak. 3, 24 in Harmonie bringen.

2) Welche Haupterklärungen von Röm. 9, 5. giebt es?

3) Wie können Kirchenväter bey der Critik des N. T. gebraucht werden?

4) Ursprung und Gebrauch der 70 Dolm.

5) Meinungen über den Ursprung der ersten drey Evangelien.

6) Populäre Erklärung von Röm. 12, 1. 2.

7) Was ist der Bibelbegriff von ἁγιος und ἁγιοσυνη? von δικαιος und δικαιοσυνη?

8) Biblische Gründe für und gegen die Kindertaufe.

V. Angewandte Theologie.

a) Eine angemessene Eideserklärung.

b) Wie ist ein Kranker, welcher Gewissensangst hat, zu behandeln?

c) Ein kurzes Taufformular.

14.

Einige Grundsätze für einen Geschäftsmann.

1) Verlange nie das absolut Beste auszuführen, sondern sey mit dem Besten zufrieden, das sich unter den vorliegenden Umständen ausführen läßt.

2) Sey nachgiebig in Nebensachen und unbedeutenden Formen, unerschütterlich fest in wesentlichen Punkten. Das eigensinnige Festhalten an Nebendingen bezeichnet den Pedanten, und hält den Geschäftsgang auf.

3) Laß Dir nie einen Eingriff in Deine Amtsrechte gefallen; sondern vertheidige Dich kalt und fest gegen die ersten Versuche; so wirst Du schwerlich weitere Versuche zu fürchten haben.

Mancherley.

1) Das Schicksal der jetzigen akademischen Lehrer ist, daß sie mehr die Finger als die Köpfe ihrer Zuhörer beschäftigen.

2) Wer für sich studirt, ist wie ein Spaziergänger, der sich zu seinen Veränderungen die schönsten und angenehmsten Plätze aussuchen darf. Wer Andre lehrt, ist wie ein Bote, der auch durch Sumpf und Sand, über Berge und durch öde Heiden ziehen muß, um seine Zöglinge zum Ziele zu führen.

3) Den Theologen, welche die kritische Philosophie in der Bibel so deutlich gelehrt finden, scheint es wie den Verliebten zugehen, weil diesen der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit immer vor Augen schwebt, so sehen sie allenthalben sein Bild, auch da wo andre Leute, die zwar gesunde Augen haben, aber nicht verliebt sind, vergeblich ihre Sehekraft anstrengen, um etwas der Art zu erblicken.

4) Alle unsere Irrthümer kommen aus Inconsequenz im Schließen, und alle unsre Laster aus Inconsequenz im Handeln.

5) In den Wissenschaften gehe ich nicht gern die Heerstraße, sondern lieber einen ebnen Fußpfad. Auf der ersten fliegt mir zu viel Staub in die Augen, vom Geräusch der Vorbeyfahrenden thun mir die Ohren weh, und das ewige Einerley der Aussicht ermüdet mein Auge. Auf dem letztern werde ich nicht von zudringlichen Reisenden beunruhigt, und ich sehe manche Landschaft, die ich auf der Heerstraße nicht bemerkt hätte.

6) In vielen Schriften, wo häufig Gedankenstriche angebracht sind, dienen diese nur um anzuzeigen, daß es dem Buche an Gedanken fehlt. Sie sind eine Bitte an den geneigten Leser, daß er die fehlenden Gedanken aus dem Vorrath seines eignen Verstandes hinzu setzen möge, weil der Verfasser selbst nichts dabey gedacht hat.

---

7) Ueber die Theologie herrscht die Mode fast eben so despotisch als über den Anzug der Frauenzimmer. Auch in ihr wird das altmodische aber dauerhafte Gewand lächerlich gemacht uud weggeworfen. Dafür tauscht man dann neuen oder neuscheinenden Flitterstaat ein. Wohl dem, der über dem lockenden modernen Anstrich den innern Gehalt zu prüfen nicht vergißt.

---

8) Selbstachtnng entsteht aus der Betrachtung dessen, was wir durch Freyheit seyn können und seyn sollen; Demuth entsteht aus der Betrachtung dessen, was wir durch Freyheit wirklich sind. Beyde können also sehr gut mit einander bestehen.

---

9) Wer nicht Muth genug hat in seinen Predigten diejenigen Stellen, welche ihm die schönsten, oder scharfsinnigsten zu seyn dünken, ohne Anstand wegzustreichen, sobald er weiß, daß sie nicht nutzen würden, der wird vielleicht ein berühmter, aber nie ein brauchbarer Prediger werden.

---

10) Der Professor Köhler in Göttingen wurde von einigen Hollsteinschen Studenten ersucht, ihnen die Geschichte ihres Vaterlands vorzutragen. Er nahm den Antrag an, allein einige mit ihrer vaterländischen Ge-

schichte schon ziemlich vertraute Zuhörer entdeckten bald, daß er ihnen nicht die wirkliche, sondern eine selbst erfundene Geschichte desselben erzähle, und blieben nun aus den Vorlesungen weg. Sollten nicht die Ausleger des N. T., welche die moralische Deutungsart befolgen, dem Professor Köhler ähnlich seyn?

---

11) Der höchste Zweck, den gewöhnlich ein Gesetzgeber erreichen will, ist daß seine Gesetze sich für die Nation eignen, der sie gegeben werden. Lycurg strebte nach einem höhern Ziel und suchte durch seine Gesetze die Menschen so zu bilden, daß sie zu seiner Gesetzgebung geeignet würden.

---

12) Wer eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostell antritt, muß drey Schritte vorwärts und dann wieder zwey zurück thun, so daß er durch fünf Schritte nur einen vorwärts kommt. Dieses scheint mir ein treffendes Bild von den Fortschritten der Wissenschaften zu seyn.

---

13) Seit einiger Zeit fing eine Decenniumsgelehrsamkeit an zu herrschen. Man kannte und las keine andre Schriften, als die, welche seit zehn Jahren herausgekommen waren. Gegenwärtig ist man gar bis zur Quinquenniums Gelehrsamkeit herabgekommen, und Journallektüre ist die Hauptquelle.

---

14. Viele neue Literatoren besitzen bloß darin ihre Stärke, daß sie kleine Anekdoten erzählen, anonyme Verfasser ausspüren, und von neu herausgekommenen Schriften zuerst reden. Dieser Flitterstaat von Gelehr-

samkeit fällt zwar in Gesellschaften in die Augen, ermangelt aber alles wahrem Werthes.

---

15) Systeme sind eigentlich nichts weiter als Bindfäden, womit wir die Bündel unsrer Gedanken zusammenknüpfen, damit sie sich nicht unter einander verwirren. Wie sehr täuschen wir uns, wenn wir glauben, daß unsre Bindfaden die einzigen seyen, mit denen man Gedanken zusammenknüpfen könne und dürfe!

16) Zerstreute Bemerkungen über die Pflichten eines Professors.

Ein akademischer Lehrer kann wohl nicht oft genug über das nachdenken, was er seinen Zuhörern schuldig ist. Er kann nicht Erfindungskraft und Beurtheilung genug anwenden, um für seine Vorträge die Einrichtung und die Methode zu finden, durch welche er seine Schüler mit dem Umfang seiner Wissenschaften am leichtesten, genauesten und sichersten bekannt machen kann.

Die oberste Richtschnur bey allen seinen Vorträgen muß Nutzbarkeit seyn. Mit scheinbarer Gelehrsamkeit kann Ansehn und Ruf erworben, durch Scherze und lustige Einfälle können Zuhörer herbeygelockt werden. Haben aber die Zöglinge der Wissenschaften von solchen Künsten irgend einen wahren Gewinn? Der weise Lehrer wird das Verlangen zu glänzen, den Wunsch zu gefallen der Pflicht zu nützen unterordnen.

Jede schwierige Frage beantworten, allezeit mit Bestimmtheit zwischen streitigen Meinungen entscheiden, ohne einen Zweifel oder eine Ungewißheit zu verrathen, gibt zwar den unerfahrnen Zuhörern eine große Vorstellung von der Weisheit seines Lehrers, bildet aber dreiste

und absprechende Schwätzer, die nie selbst denken und prüfen lernen.

Es gibt eine Deutlichkeit, die man dem akademischen Lehrer sehr abrathen muß, und welche anstatt aufzuhellen, verdunkelt. Sätze, die leicht überschaut werden, wenn sie gedrängt neben einander stehen, werden oft unverständlich, wenn man sie auseinander reißt, um jeden von ihnen umständlich zu erklären. Kürze ist eben so oft ein Beförderungsmittel, als ein Hinderniß der Deutlichkeit.

Die vorzüglichsten Mittel zur Deutlichkeit scheinen folgende zu seyn. Zuerst ein höchst einfacher Plan der Wissenschaft die man vortragen will, wodurch dem Zuhörer der Zusammenhang aller Theile mit einander und mit dem Ganzen recht nahe vor das Auge gerückt wird; eine genaue Anknüpfung eines jeden Begriffs an die Begriffe, welche als schon bekannt bey den Zuhörer vorausgesetzt werden dürfen, und endlich ein völlig klarer, vom Nachlässigen und Gesuchten gleich weit entfernter Ausdruck. Keine lange Perioden, und noch weniger verwickelte darf der Lehrer sich erlauben, und eben so sorgfältig muß er die Unbestimmtheit vermeiden, die aus den gehäuften Fürwörtern, deren Beziehung zweifelhaft seyn kann, entsteht. Fehler hierin lassen sich einem Schriftsteller verzeihen, denn der Leser kann nach Willkühr zu den vorhergehenden Sätzen zurückkehren, bis er ihre Verbindung gefaßt hat; für den bloßen Hörer hingegen ist ein Gedanke den er nicht sogleich übersehen kann, unwiederbringlich verloren.

Es ist kein Ruhm eines Docenten, seinen Vortrag so leicht zu machen, daß ihn jeder ohne einige Mühe zu fassen vermag. Vielen Zuhören mag es behaglich seyn, gelehrt zu werden ohne Anstrengung; allein von solchen Köpfen hat die Gelehrsamkeit nichts zu hoffen. Ein fä-

higer Geist ermüdet, wenn man ihm nichts zu denken übrig läßt.

Ein bilderreicher geschmückter Ausdruck in Vorlesungen ist allezeit fehlerhaft. Entweder wird der Schüler ihn nicht verstehen, oder über der Aufmerksamkeit auf die Schale den Kern übersehen.

Schriftstellerey verdirbt fast immer, mehr oder weniger, den akademischen Lehrer. Niemand bringt ein gutes Werk zu Stande, ohne ein Feuer der Begeisterung, das sich der ganzen Seele bemächtigt, und ihr die Unbefangenheit und Genauigkeit nimmt, die zu guten Vorlesungen erfordert wird. Jetzt ist man mit der Verfolgung oder Ausführung eines anziehenden Entwurfes beschäftigt; jetzt, hofft man, werde eine schöne oder lehrreiche Stelle gelingen. Die Stunde schlägt, man bricht ab, fesselt den eben emporstrebenden Genius, liest aber auch gewiß mit halber Zerstreuung, oder doch nicht mit der Geisteskraft wie sonst.

Nichts ist überflüssiger und zweckloser, als wenn ein Lehrer bey jeder Gelegenheit die ganzen Schätze der Literatur auslegt, so viel er deren zusammenbringen kann. Freilich wird er mit einer solchen Belesenheit Staunen bey dem erregen, der es nicht weiß, daß man häufig Bücher citirt, ohne sie nur gesehen zu haben. Hauptschriften anführen, und dabey ihren Inhalt und Werth genau charakterisiren, nützt mehr als weitläufige Titelverzeichnisse von Büchern anbringen, die dem Zuhörer nie in die Hände kommen, oder die er, wenn er sie auch hätte, nicht brauchen kann.

Bey der Menge des Wissenswürdigen wird oft dem Lehrer die Auswahl schwer. In dieser Verlegenheit denke ich mich in die wahrscheinliche künftige Lage meiner Schüler. Was wird alsdann ihnen am brauchbarsten, am un-

entbehrlichsten seyn. Eine bloße Speculation, die ich ihnen vorzutragen versäumt habe, werden sie nicht vermissen, oder leicht nachholen können. Ich würde es aber mir nicht verzeihen, etwas wissentlich übergangen zu haben, was sie brauchbarer zu ihrem künftigen Amte machen kann.

Im Anfang meines Lehramts beurtheilte ich meine Zuhörer nach mir. Ich glaubte ihnen vorzüglich diejenigen Untersuchungen vorlegen zu müssen, die mir neu oder in anderer Hinsicht wichtig waren. Jetzt begnüge ich mich, die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaften meines Fachs vorzutragen, und nur zuweilen weitere Winke zu geben. Die tiefer eindringenden Untersuchungen behalte ich für mich, und glaube nicht, meine ganze Weisheit auch in Collegien auskramen zu müssen.

Je mehr man eine Wissenschaft nicht bloß gelernt, sondern in sein Eigenthum verwandelt hat, je mehr man fremde Gedanken zu seinen eignen gemacht, und ihnen die Form und Farbe selbstständiger Betrachtung gegeben hat, desto einfacher und verständlicher kann man sie vortragen.

Hingeworfen am 30ten Juni 1799.

17.) Ueber Compendien.

Unter allen schriftlichen Arbeiten sind Compendien bey weitem die undankbarsten. Das gepriesenste Compendium ist gewöhnlich nach einigen Jahren vergessen, und sein Ruhm stirbt, wenn er lange gelebt hat, mit dem Tode seines Verfassers. Die Compendienschreiber versichern zwar in ihren Vorreden, daß sie wichtige Gründe gehabt hätten, ein solches Buch zu schreiben, und daß von allen bisher vorhandenen keins zu ihren Absichten getaugt habe. Allerdings ist es bequemer, ein eignes Lehrbuch zu schreiben. Denn in dieses kann man gerade so viel

bringen, als man zu erklären im Stande ist. Es macht Ehre, ein neuer Schöpfer einer Wissenschaft zu scheinen, oder ihre Wiedergeburt zu bewirken. — Mit Recht Wiedergeburt! Denn alles, was man vorbringt, war schon geboren. Man trägt aus Andern Sätze zusammen, bringt sie in eine andre — bessere oder schlimmere Ordnung, als die Vorgänger, mischt ein Paar auffallende Sätze ein, damit der Recensent den Erfindungsgeist des Verfassers preisen, oder wenn er übler Laune ist, mit ihm über die zwar scharfsinnigen aber unhaltbaren Ideen hadern kann. — Mit leichter Mühe ist das neue Buch fertig, und wird von der studirenden Jugend — die, wie sich von selbst versteht, — nur das Neueste lesen will, und der auch alte Gerichte, sobald sie nur eine neue Zurichtung haben, willkommen sind, begierig gekauft. — Compendien in Bibliotheken thun ungefähr eben die Dienste, wie Miniaturgemählde alter Kleidertrachten. Man übersieht geschwinder die ehmaligen Moden, und bemerkt, daß hier und da ein altes Stück des Putzes wieder hervorgeholt wird, wobey doch weißlich verschwiegen wird, daß es ehmals schon getragen wurde.

Wenn eine Wissenschaft viele einzelne Bereicherungen erhalten oder Veränderungen erlitten hat, so sind neue Compendien nöthig, durch welche eine kurze Uebersicht von den Fortschritten und der neuen Gestalt der Wissenschaft gegeben wird. Hingegen Compendien in denen man nur das in andern gesagte wiederholt, und vielleicht hier und da eine neue Bestimmung einstreut, sind unnütz. Denn über der Menge des Bekannten werden die wenigen neuen Bemerkungen wahrscheinlich übersehen.

18.) Ueber die Gelehrten.

Wo dürfte Diogenes, als er mit seiner Laterne ausging um Menschen zu suchen, eher finden, was er suchte, als bey den Gelehrten? Männer, welche der Ausbildung ihres Geistes ihr ganzes Leben widmen, und der Weisheit in ihren geheimsten Sitzen nachspüren, werden doch die edelsten Menschen seyn? So scheint es, allein die Erfahrung widerlegt nur allzuoft diese Vermuthung. Gelehrte sind häufig wie manche Gemälde, die aus der Ferne betrachtet, gut ins Auge fallen, die man aber nicht in der Nähe besehen kann, ohne über die Inkorrektheit der Zeichnung und die schlechte Farbengebung Misvergnügen oder gar Widerwillen zu empfinden.

Gelehrte sollen die verborgnen Goldadern der Wissenschaften aus tiefen Schachten zu Tage fördern, sie von den Schlacken reinigen, und das gereinigte edle Metall zu guter und gangbarer Münze ausprägen. Wie oft hängen sie bloß an den Schlacken und vernachläßigen das gute Metall! Wie oft geben sie kupferne Rechenpfennige für Goldstücke aus? Wenn auch die Münzen gut sind, so ist doch häufig das Gepräge nachlässig und flüchtig gearbeitet.

Der Gelehrte beschäftigt seinen Verstand, und strengt unausgesetzt seine Beurtheilungskraft, oder sein Gedächtniß an; darüber trocknet sein Gefühl aus, und seine Einbildungskraft schrumpft zusammen. Wo andre Menschen gerührt sind, beherrschet ihn kalte Gleichgültigkeit, und er freut sich wohl gar seiner Seelenstärke. Ist es aber wohl wahre Stärke, da zu siegen, wo kein Gegner ist? Neigungen zu unterdrücken, von denen kaum ein Funke in seiner Seele glimmt.

Schon um dieser Ursache willen taugt der Gelehrte selten für das gesellige Leben. Ihm fehlt die theilneh-

mende Empfindung, das Band welches Menschen mit Menschen zusammenknüpft. Unfähig Freude andern zu geben, und von ihnen zu nehmen, sein Herz mit einer Rinde überzogen, bleibt er starr und gefühllos.

Allein deswegen ist er keineswegen so sehr Herr über sich selbst, als er in stolzer Selbstgefälligkeit wähnt. Je fester sein Herz den geselligen theilnehmenden Empfindungen verschlossen ist, desto mehr gewinnen selbstsüchtige Neigungen in ihm die Oberhand. Die Mühe, welche ihn seine Wissenschaft kostet, flößet ihm ein unerträgliches Selbstvertrauen ein. Wer keine Varianten zu sammeln, keine Kirchenväter zu erklären, keine philosophischen Speculationen zu enthüllen weiß, ist ein Unwissender, der kaum Achtung verdient. Mit stolzem Mitleiden sieht er auf andre, die keine Gelehrte sind, ja auch auf Gelehrte, die nicht in seinem Fache sich hervorthun Der Naturforscher triumphirt über eine neu gefundene Käferart, als über die Entdeckung eines neuen Welttheils. Dem Kritiker ist eine neu entdeckte Variante wichtiger, als das ganze Buch worin er sie entdeckt hat. Dem Philosophen scheint seine dürre Speculation wichtiger als die Regierung eines ganzen Reichs. So schätzt jeder nur das, was er selbst treibt, und schätzt es um desto höher, je mehr Zeit und Kräfte er darauf gewendet hat. u. s. w.

19.) Einige Charakterzüge eines ächten Theologen.

Mit einem hellen Verstand vereinigt er ein reines Herz. Religion und Tugend sind ihm über alles theuer, und sie durch seine Lehre, sie durch sein ganzes Leben und Wirken zu befördern, ist ihm die heiligste Pflicht.

Er strebt nach Gelehrsamkeit in dem ganzen vollen Umfang des Wortes, nicht um mit ihr zu prahlen, sondern weil er überzeugt ist, daß man nur alsdann eine

richtige Uebersicht von einer Gegend erlangen kann, wenn man alle einzelne Theile derselben mit der gehörigen Aufmerksamkeit durchwandert hat. Nichts ist ihm gleichgültig, was zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beyträgt. Ob er gleich das Maß der Zeit und des Fleisses, das er besondern Wissenschaften widmet, nach dem Grade ihrer allgemeinen Brauchbarkeit sowohl, als des nähern Zusammenhangs mit seiner Bestimmung abmißt, so hütet er sich doch den Kreis, worin er fortschreitet, zu eng abzustecken, und vergißt nie, daß manches, was unmittetbar unnütz scheint, doch mittelbar großen Nutzen bringt, deswegen weiß er auch die Gelehrten anderer Fächer, als des seinigen, gehörig zu schätzen, und von ihnen Belehrung anzunehmen. Schon das macht ihm ihre Ansichten wichtig, daß sie von einem andern Standpunkte als dem seinigen ausgehen.

Sein Geist ist allezeit der Wahrheit offen. Er kennt keinen Parteyeifer, keinen Sectengeist, als um sich vor ihrer Ansteckung zu hüten. Belehrung ist ihm allezeit willkommen; sie komme aus dem Munde eines Heiligen der Kirche, oder eines Unglaubigen, oder eines Ketzers. Der Kreis seiner Ueberzeugungen ist nie geschlossen. Er bewährt die Leichtigkeit, fremde Vorstellungen richtig aufzufassen, die Unparteylichkeit, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Geschmeidigkeit, auch schon länst angenommene Ideen wieder aufgeben zu können, wenn man bessere an ihre Stelle findet, die Schonung selbst gegen falsche Meinungen, daß er die Seite nicht übersieht, wodurch sie ihren Vertheidigern sich empfehlen konnten.

Mit dieser Leichtigkeit fremde Ideen aufzunehmen, und mit seinen eignen zusammenzuschmelzen, verbindet er kalte Besonnenheit in der Prüfung. Um eine Meinung zu der seinigen zu machen, reicht nicht hin, daß sie einnehmend dargestellt, in einem entscheidenden Ton vorge-

tragen sey, oder daß sie sich durch den Reiz der Neuheit oder der Leichtigkeit empfehle. Er wägt ruhig ihre Gründe, und findet er diese zu leicht, so wird kein schöner Schimmer ihn verführen, falsches Metall für ächtes Gold zu nehmen.

Sieht er unter seinen Schülern den Keim des Selbstdenkens sich entfalten; so wird er sich hüten, diesen durch sein überlegenes Ansehn zu erdrücken, sondern vielmehr seine Entwicklung befördern. Das Kind wird nicht gehen lernen, wenn es beständig getragen wird; zuweilen kann aber eine feste Hand es bey einem gefährlichen Platz vorüberführen, oder vor einem schmerzlichen Falle bewahren.

Er huldigt keiner Partey und keiner Mode, geht fest seinen eignen Weg, weiß den Geist seines Zeitalters zu benutzen, ohne sich von ihm fortreissen zu lassen.

Seine Gelehrsamkeit will er lieber verbergen, als zur Schau stellen, aus ihrem Vorrath holt er immer nur so viel, als nöthig ist. Durch sie verliert er nicht das Geschick für das praktische Leben und für Geschäfte. Sie ist, das vergißt er nie, nicht dazu gesammelt, um als ein unzugänglicher Schatz verwahrt zu seyn, sondern um zu nützen. Seine Gedanken drückt er einfach und faßlich aus, er vermeidet das Schwerfällige und Pedantische, das manchem für Kennzeichen des Tiefsinns gilt. Seine Ideen sind so bestimmt und genau gedacht, daß sie die Frucht des mühevollesten Studiums, sie sind so leicht und fließend ausgedrückt, daß sie eine mühelose Ergiessung der Seele scheinen. Niemand wird die Kunst gewahr, und doch vermögen Andere nicht, mit aller Kunst eben dieses zu leisten.

Er ist bescheiden, von allem Absprechenden frey. Er gesteht lieber seine Ungewißheit als daß er mit Anmaßung entschiede.

20) Einem ächten Theologen sind zwey Haupteigenschaften nöthig, geschmeidige Empfänglichkeit und Besonnenheit. Er soll offen für jede neue Belehrung seyn, wenn sie auch mit bisherigen Ueberzeugungen in einem auffallenden Contrast stände; er soll aus seinem eignen Gesichtspunkt herausgehen und in einen fremden sich versetzen können; er darf die Prüfung seiner Kenntnisse niemals für geschlossen ansehen, sondern er soll allezeit zu einer neuen Revision derselben bereit seyn; er soll jedem System Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn es auch von dem seinigen himmelweit abgeht. — Das ist geschmeidige Empfänglichkeit. Ohne sie findet kein Fortschreiten statt. Aber wehe dem, der jeden neuen Gedanken als sichre Wahrheit auffaßt, der von dem Strom der Modemeinungen sich fortreissen läßt. Hiergegen ist Besonnenheit nöthig. Sie ermäßigt den Enthusiasmus, sie drückt den Partheyeifer nieder. Ihre wohlthätige Kälte bewahrt vor tausend Mißgriffen und Thorheiten. —

IV.

Lesefrüchte und Winke

zur

Dogmengeschichte.

Mittelalter.

I. Allgemeine Geschichte der Dogmatik.

Glaubensbekenntniß des Isidorus Hispal. de eccles. officiis L II. c. 24.

Bekenntniß Karls des Großen, de imaginum cultu L. III. c. 1.

Durandi temerariae opiniones, quae in scholis improbantur bey Argentré 1, 330. *Roberti Holkot* temeraria dicta p. 340.

Dem Duns Scotus vorgeworfene Irrthümer, bey Argentré, T. I. p. 1. 285. Scotistarum antesignanus *Joannes de Ripa* temerariis opinionibus *Scoti* adhaeret Argentré, T. I. P. I. p. 332.

Wilhelm Occam wird von der Pariser Universität verurtheilt. Argentré T. I. P. I. pag. 337.

Johann Wiklefs Irrthümer, ib. T. I. P. II. p. 1 — 60. Verordnung des Königs von England gegen die Wiklefiten J. 1395. ib. p. 1895.

Johann Huß, ib. p. 158 — 178.

II. Von der Schrift und Tradition.

Verzeichniß der biblischen Bücher von Isidorus Hispal. de eccles. offic. L. I. c. 12.

Duns Scotus war der erste Scholastiker, welcher den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift gegen ihre Verächter ausführlich zu erweisen suchte, s. Cramer VII. p. 299.

Joh. Damascen von der heil. Schrift de fide orthod. L. IV, c. 18.

III. Lehre von Gott, Schöpfung und Vorsehung.

Neuer Versuch das Daseyn Gottes zu beweisen in *Anselmi* Proslogion — mit dem Widerspruch des Gaunilo.

Beschuldigung des Nihilianismus gegen Lombard, Peter von Poitiers.

Abälards Vorstellungen über die Allmacht Gottes.

Rather von Verona findet Anthropomorphiten in Italien.

Thomas von Aquino war der erste, welcher die Lehre von der göttlichen Regierung in einem besondern Abschnitt abhandelte, da man sie sonst bey den Eigenschaften Gottes vortrug.

Die Unterscheidung von Dulie, Hyperdulie und Latrie bey Lombard, L. III. d. 9. vergl. Cramer 7 Fort. p. 593. bey Thomas von Aquino, P. III. quaest. 25.

Beweise des Reichard v. S. Victore für das Daseyn Gottes.

Amalrich von Bena Pantheismus und David von Dinanto.

Duns Scotus hält die Beweise a priori für

Gottes Daseyn unzureichend und will bloß Erfahrungsbeweise gelten lassen.

Occan sagt, Gottes Einheit sey nicht erweislich s. Tiedemann, 5 Th. S. 204.

Kantischer Glaubensgrund. *Raymundi* de Sabunde Tit. LXXXII und LXXXIII. Darauf deutet schon hin *Abaelardi* Theol. Christian. p. 1349.

Untersuchungen über die Allmacht, *Abael.* ib. p. 1350.

Von der Vorsehung *Joannes* Damascen. L. II. c. 28. 29. Theodicee, ib. L. IV. c. 21.

In Gott ist das liberum arbitrium auf eine ganz andere Art als in dem Menschen, *Lombard.* L. II. Dist. 25. C. D.

Von der Regierung Gottes *Thomae* summa, P. I. quaest. CIII. sqq.

IV. Trinitätslehre.

Der Ausgang d. heil. Geist vom Vater und Sohne wird vertheidigt gegen die Griechen, Car. M. de cultu imag. L. III. c. 3 et 8.

Dem Roscelin wird Tritheismus vorgeworfen.

Abelärd wird wegen seiner feineren Speculationen des Sabelliomismus und Tritheismus beschuldigt.

Der Lehrbegriff des Lombardus über die Trinität wird durch Joachim Abt von Flora für irrig erklärt, allein von Innocenz dem III. auf der Lateran-Synode 1215 unschuldig befunden.

Anselm sucht die Trinität aus philosophischen Gründen zu erweisen im Monolog.

Eben das thut Richard a S. Victore.

V. Lehre von den Engeln.

Damascenus nimmt die Engellehre des Pseudodionisius auf.

Peter Lomb. findet es wahrscheinlich, daß jede Seele ihren guten Engel zum Schutz und ihren bösen zur Prüfung habe.

VI. Lehre von der Person Christi.

Bernhard von Clairvaux erklärt sich gegen die unbefleckte Empfängniß der Maria. Cramer, 6 Forts. S. 266. ff.

Streit des Paschasius Radbertus und des Ratramnus über die Art, wie Christus geboren sey.

Johann Bonaventura nimmt an, daß Maria erst, nachdem sie die Erbsünde angenommen hatte, geheiligt worden sey. Er hat also noch nicht die Lieblingslehre der Franciscaner. Anders Scotus.

Sarpi Entwickelung der Geschichte der Lehre de immaculata conceptione Mariae. Hist. du conc. de Trente, T. I. p. 322 sqq.

Große Streitigkeiten, welche der Dominikaner Johann de Montesono auf der Pariser Universität durch Bestreitung der unbefleckten Empfängniß der Maria erregt. Argentré T. I. P. 2. pag. 60 — 151.

Ein Streit den Trittenheim darüber führte, ib. pag. 331. cf. 333. 336. sqq.

VII. Lehre von der Erlösung durch Christum. Sündenvergebung.

Bey der Taufe wird nur die Schuld der Sünde besonders der Erbsünde erlassen, nach Hugo von Rouen.

Theorie des Anselmus in dem Buche cur Deus homo.

Lombard kennt und benutzt diese Theorie nicht *Lombard.* L. III. Dist. 18 und 19. Eben so wenig Alexander von Hales. Anders lehrt aber Thomas eigentliche Satisfaction und handelt auch zuerst von dem hohenpriesterlichen Amte. Cramer 7 Forts. 574. 591. 592. Thomas handelt ausführlich vom hohenpriesterlichen Amte. Summae P. III. qu. XXII. Er erklärt sich über Christus als Mittler. P. XII. qu. 26. Ueber Leiden Christi und dessen Wirkungen. ib. 46.

Nach ihm hat Christus nicht bloß für die Erbsünde, sondern auch für die wirklichen Sünden, die vor der Taufe begangen sind, genug gethan. qu. 49 artic. 3 cf. art. 5.

Abälard verwirft die Meinung, daß der Teufel die Herrschaft über die Menschen gehabt habe, wird aber darüber vom heil. Bernard angegriffen. Bernardi ep. 190.

Robert Pulleyn verwirft ein dem Teufel gegebenes Lösegeld. Cramer 6, S. 490. 491. Hugo von St. Victore das. S. 824. 825. Die Stelle des Hugo steht de sacram. L. I. opp. T. III. p. 554.

VIII. Von dem Menschen.

Die meisten Kirchenlehrer erklären sich gegen den Traducianismus und sind Creatianer, Odo von Cambray. Cramer 6 Forts. S. 169. 170. 183.

Untersuchungen des Hugo von Rouen über den Ursprung der Seele, wobey eine eigene Idee über die Fortpflanzung der Erbsünde vorkommt. Cramer 6 Forts. S. 288 — 293.

Lombard ist Creatianer. L. II. Distinct. XVII. C. Auch Hildebert hält dieß für wahrscheinlicher.

Daß die Seele unzerstörlich sey beweist *Thomas* summa theol. prima parte secundae quaest. LXXV. art. VI.

Beweise für die Unsterblichkeit, bey Raymund de Sabunde theol. nat. Tit. 217. — Auch ausführlich Moneta Cremon. adv. Catharos p. 418.

Wilhelm von Paris Beweis für Unsterblichkeit, bey Tiedemann IV. 359.

Doctrinam omnem seu positionem temere asserentem, aut vertentem in dubium, quod substantia animae rationalis aut intellectivae, vere et per se humani corporis non sit forma, velut erroneam ac veritati catholicae fidei inimicam sacro approbante concilio reprobamus, definientes, ut si quisquam deinceps asserere, defendere seu tenere pertinaciter praesumserit, quod anima rationalis seu intellectiva non sit forma humani corporis per se et essentialiter, tanquam haereticus sit censendus. Clem. V. in conc. Vienn. a 1311. Mansi Tom. XXV. p. 411.

IX. Lehre von der Natur, Sünde und Gnade.

Johann Damascenus über Gnade und Prädestination de fide L. II. c. 30. vergl. IV. 20.

Liberum sic confitemur arbitrium, ut dicamus, nos semper Dei indigere auxilio, et tum illos errare, qui cum Manichaeo dicunt, hominem peccatum vitare non posse, quam illos, qui cum Joviniano asserunt, hominem non posse peccare. Uterque enim tollit arbitrii libertatem. Nos vero dicimus, hominem semper et peccare et non peccare posse, ut semper nos liberi confiteamur esse arbitrii. Car. M. de impio imaginum cultu .L. III. c. 1.

Vorstellungen des Honorius von Autun, welche von den Augustinischen abweichen. Cramer 6 Forts. S. 138.

Künstliche Idee des Odo von Cambray († 1113). wie die Erbsünde fortgepflanzt werde. Cramer 6 Forts. S. 170. ff.

Ob der Mensch Verdienst habe, und wie die Gnade und der freye Wille wirken. Urtheil d. heil. Bernard, Cramer 6 Forts. S. 252.

Warum Gott die Sünde zugelassen habe. Hugo von Rouen. Cramer 6 Forts. S. 284.

Albert stimmt mit Lombard in der Art der Fortpflanzung der Erbsünde überein, hält die Erbsünde aber nicht bloß für Schuld sondern auch für Strafe.

Die Erbsünde wird nicht in der Hölle bestraft, weil die göttliche Gerechtigkeit nicht supra sondern citra condignum zu strafen pflegt, obgleich Augustin aus Eifer gegen die Pelagianer das Gegentheil zu sagen scheint. Bonaventura.

Durandus 2 sent. dist. 28. qu. 3. Naturae integritatem, quae homini naturalis est, eandem et post originale peccatum remanere ut quemadmodum gratia in statu innocentiae data erat duntaxat ad meritum, sic natura iam corrupta non indigeat gratia non sanante sed solummodo sublevante atque id circo hominem in natura corrupta posse sine gratia et peccata omnia vitare et omnia iuris naturalis opera exequi (Ex Gerhardi conf. cath.)

P. Lombard folgt ganz dem Augustinischen Particularismus. Cramer 6. S. 666. 670.

Ueber die Meinungen des Augustinus, Anselm, P. Lombard, Thomas, Bonaventura, und Scotus von der Erbsünde. *Sarpi* Histoire du concile de Trente, T. I. p. 309.

Ueber die Verdammung der Kinder wegen der Erbsünde hatte Lombard die Eintheilung von poenis damni et sensus angebracht, worin ihm alle, nur Gregor von Rimini ausgenommen, welcher deswegen der Kinderpeiniger hieß, folgten.

Vorstellung der Franziscaner und Dominikaner über die Gnade. *Sarpi* Hist. p. 348. ff. p. 366.

Bestimmungen über das liberum arbitrum ib. p. 370. ff. cf. 400. 419.

Prädestination p. 376.

Von der Gnade. *Isidor*. Hisp. sent. L. I. c. 5. Gemina est praedestinatio, sive electorum ad requiem, sive reproborum ad mortem ib. c. 6. nach Gregor moral. L. XXX. c. 20. vergl. ej. L. XIX, 18.

Anselms Vorstellungen von der Erbsünde, lib. de conceptione virginis et originali peccato opp. p. 97. seqq.

Des heil. Thomas Vorstellungen von der Erbsünde. Summa theol. prima secundae quaest. 81. seqq.

Meritum ex condigno et congruo. ib. qu. 114.

Lombardus de gratia L. II. c. 26.

Lombard de merito. ib. c. 27.

Dreifache Freiheit a necessitate, a peccato, a miseria, id. dist. XXV. J.

Ob der Mensch sich zur Gnade vorbereiten müsse und daß es ungewiß bleibe ob man die Gnade habe. *Thom.* summ. prim. sec. qu. 112.

Von der Rechtfertigung qu. 113.

Lombard de praedestinatione L. I. dist. 40. 41. Eben davon handelt auch Thomas pars I. qu. 23.

Thomas Bradwardin wird Irrthümer beschuldigt. Argentré T. I. p. 323. *Guilielmus* de Fronte frigido folgt ihm; Argent. T. I. P. 2. p. 59.

Lehre des Thomas von den Sacramenten P. III. qu. 60.

Ueber die Sacramente weichen von Thomas Meinungen ab: Alexander von Hales, Scotus und Occam. Chemnitii examen conc. Trid. P. II. p. 203.

Entscheidung der Synode zu Florenz über gesäuertes Brod, Mansi T. XXXI. p. 1034.

Augustin und Chrisostomus Stellen über die 3 Theile der Buße. Chemnitii examen p. 379.

Gratian läßt es unentschieden, ob Bekenntniß vor dem Priester und Satisfaction nöthig sey: de poenitentia dist. 1. c. 89.

Von den Indulgenzen. Thom. Part. III. suppl. qu. 25 sqq.

X. Lehre vom Glauben und den guten Werken.

Idee vom Ablaß und einem Kirchenschatz bey Alexander von Hales, Albert M., Thomas.

Thomas meinet, daß man zwar nicht Unglaubige wohl aber Ketzer zum Glauben zwingen dürfe.

Glaube im doppelten Sinn. *Joann.* Dam. L. IV. c. 11. 12.

Glaube nach Lombard. L. II. c. 23 seqq.

Thomas secundae qu. 1 sqq.

Fides formata et informis. *Thom.* sect. sec. qu. 4 art. 4. 5.

Verdienst der Werke. *Lomb.* L. II. c. 27.

Alle guten Werke ohne Glauben sind böse. *Lomb.* L. II. ib. 41.

XI. Lehre von den Sacramenten.

Kein Katechumen, wenn er gleich in der Ausübung guter Werke gestorben wäre, kann selig werden, er müßte dann anstatt der Taufe den Martyrertod leiden! *Raban Maurus* de universo L. IV. c. 10.

Bernhard von Clairvaux verwirft den Satz, daß jeder, der die Taufe nicht empfangen habe, verdammt werde. Cramer 6 Forts. S. 264. 265.

Gottfried von Vendome lehrt nur 5 Sacramente, und glaubt, daß die letzte Oelung nicht wiederholt werden dürfe. Gegen das letzte schrieb Peter der Ehrwürdige. Cramer 6 Forts. S. 295.

Arnold von Rochester beantwortet die Frage, warum man zu seiner Zeit den Communicanten Brod und Wein nicht besonders gebe, wie nach der Einsetzung geschehen soll und in der alten Kirche geschehen sey, sondern ihnen bloß eine in den Kelch getauchte Hostie gebe? Cramer 6 Forts. S. 296. 297.

Meinung des Peter von Blois über Brodverwandlung. Cramer 6 Forts. S. 298.

Pro solo originali reatu luunt in inferno nuper nati infantuli poenas, si renovati per lavacrum non fuerint. Proinde cum causa nuper natus damnatur infans, si non regeneratur: quia originis noxietate perimitur. *Isid.* sentent. L. I. c. 22. v. 2.

Perfectis aetate babtismum vel ad purgationem originalis noxae vel ad abolitionem actualis peccati proficere credimus, parvulis autem, ut ab originali peccato abluantur, quod ab Adam per primam nativitatem traxerunt. Qui si, prinsquam regenerentur, transierint, procul dubio a regno Christi alieni sunt. *Isidor.* de eccles. offic. L. II. c. 25.

Heribald und Raban Maurus. Gegner der Brodtverwandelungslehre Fabric. bibl. med. aetatis ed. Mansi T. III. p. 235.

Bey Haymo kommt vor: Credimus et fideliter confitemur, et tenemus, quod substantia panis et vini per operationem divinae virtutis substantialiter convertatur in aliam substantiam id est in carnem et sanguinem. ib. T. III. p. 182. Ist das auch ächt?

Peter von Blois gebraucht transsubstantiatio ib. T. V. p. 247.

Joannis de Parisiis abweichende Meinung vom Abendmahl. ib. T. IV. P. III.

Die Schriften des Johann Pico von Mirandola sind neuer Durchsicht werth. ib. T. IV. p. 116.

Die verschiedenen Meinungen vom Abendmahl im 11ten Jahrhundert erzählt Martene aus einer alten

Handschrift in der Voyage literaire de deux Benedictins T. II. p. 126. Par. 1717. 4.

Leutherich Erzbischoff zu Sens äussert um d. J. 1104, daß nur die Würdigen den Leib Jesu empfangen. Mosheim's Kircheng. v. Schlegel 2 B. S. 467.

XII. Lehre von den zukünftigen Dingen.

Zustand der Seelen nach dem Tode — zufolge des Elucidarius. Cramer 6 Forts. S. 235. ff.

Guibert von Nogent (De pignoribus sanctorum L. IV. c. 4. opp. p. 363.) hält die Flammen der Hölle für kein materielles Feuer, weil dieses auf die Seelen nicht wirken könne. Die Strafen seyen von geistiger Beschaffenheit und beständen in Schmerzen über das Bewußtseyn der Sünden. Cramer 6 Forts. S. 296.

Isidor Hispal. vom Opfer u. Bitten für die Todten de eccles. officiis L. I. c. 19.

Johann XXII. Ansichten über das Schauen Gottes. d'Argentré collectio T. I. p. 314 — 322.

Hugo von St. Victore läßt es unentschieden, ob die Seligen wüßten, was auf dieser Welt vorgehe, ob sie also die an sie gerichtete Gebete hörten. Cramer VI, 236. ff.

Moneta vertheidigt die Auferstehungslehre gegen die Katharer. S. 346.

Streit über das Fegfeuer zu Florenz. Mansi conc. XXXI. p. 486.

Entscheidung der Synode zu Florenz, p. 1031.

Lehre Lombards vom Fegfeuer L IV. d. 21. des Thomas: Vom Zustande nach dem Tode P. III. suppl. qu. 69.

Zustand der Verstorbenen und künftiges Leben.

Luther scheint den Seelenschlaf zu begünstigen. Sein Brief an Amsdorf in den Werken: Anhang zum XV. Th. S. 181. — In der Auslegung der Genesis erklärt er sich bey Cap. 25, 8 am ausführlichsten, doch im Ganzen unentscheidend über den Zustand der Seelen 1. Th. S. 2627 besonders S. 2634. — Ferner sehe man Luthers Auslegung des Predigerbuchs zu Cap. 9, 10. — Man vergleiche auch Sleidan L. XVI. p. 429 und 430. Tom. II. ed. Am. Ende. und Seckendorf Historia Lutheranismi L. III. p. 30.

Inhalts-Anzeige.

Lebensbeschreibung D. W. Münscher's . Seite.
mit drey Beylagen A bis C. . . . . 65.

Nachgelassene Schriften.

I. Aufsätze.

1) Ueber die neuern kirchlichen Verhältnisse in Frankreich 117.
2) Uebersicht der Schicksale des Johanniter- oder Malthe-ser-Ordens . . . . 131.
3) Ueber Voltaires antireligiöse Denkart . . 141.
4) Ein Sommertag in Pyrmont . . . . . : . 154.
5) Brief an einen neuen Professor der Theologie . . 156.

II. Fünf Predigten.

1) den 19 May 1805 über Ap. Gesch. 28, 1—7. 159.
2) den 29 April 1810 über Matth. 28, 20. . . 180.
3) - 17 Jun. 1810 über Gal. 6, 7. 8. . . 194.
4) - 3 May 1812 über Röm. 11, 2—5. . 208.
5) - 24 May 1812 über 1 Kor. 8, 1. . . . 220.

III. Vermischte Bemerkungen und Bruchstücke. 233.

IV. Lesefrüchte und Winke zur Dogmengeschichte. 251.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachler, Ludwig,

D[okto]r Wilhelm Münschers Lebensbeschreibung und nachgelassene Schriften

Frankfurt 1817

Biogr. 831
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065362-1